32101 073330324

Digitized by Google

.125
.1835
v.3

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

K. L. von Knebel's
literarischer Nachlaß
und
Briefwechsel.

Herausgegeben
von
K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Dritter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Nachricht:

die Kupferbeilage betreffend.

Der umstehende Stahlstich stellt K. L. von Knebel's Profil nach einem Relief von Friedrich Tieck *) dar, welches den sinnenden Weisheitsausdruck und die plastische Wohlform seines antik-gebildeten Kopfes am gelungensten veranschaulicht.

Die gegenwärtige Ausgabe des Knebel'schen Nachlasses verdankt diese Zierde der Municficenz ihres erhabenen Förderers und Veranlassers, des Herrn Geheimen Staatsministers Freiherrn Stein von Altenstein, welcher dies würdige Zeichen großherziger Pietät den nachgelassenen Schriften seines verewigten Freundes beizugeben sich gütigst veranlaßt fand.

Die unterzeichneten Verleger hielten sich deshalb verpflichtet, gegen Sr. Excellenz in diesen Zeilen den öffentlichen Ausdruck ihres tief ergebenen und lebhaftesten Dankes niederzulegen, dessen Gefühle der Anblick des mehrerwähnten Bildes bei allen Lesern dieser Werke erneuern wird.

Leipzig, im März 1836.

Gebrüder Reichenbach.

---

*) Vom J. 1820. — Vergl. Goethe's Werke, Ausg. letzter Hand, XXXII. Bd. pag. 167.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß

und

Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Dritter Band.

Leipzig,

Gebrüder Reichenbach.

1836.

Digitized by Google

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Dritter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

3465
.125
.1835

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes.

Briefwechsel. (Beschluß.) Seite

Knebel an Fräulein von Bose 1

Knebel an Böttiger 24

Knebel an den Kanzler von Müller 75

Vermischte Briefe von Knebel 101

An eine Freundin 103

An eine Freundin 104

An den Hofrath Luden 107

An die Frau von Stein 108

Knebel's vermischte Schriften 111

Schweizer Wanderungen. (An den Großherzog Carl August) 113

Phantasien, Maximen und Bilder 137

Der Tag 139

Die Nacht 139

511083

Digitized by Google

Seite

Das Leben 140
Die Liebe 141
Religionen 143
Hoffnung 144
Muthlosigkeit 147
Der Bach 148
Der Baum 149
Wirkung und Gegenwirkung 149
Der Gedanke 150
Das Vornehmsein 151
Wahrheit 155
Spiel 159
Ruhe und Streben 162
Glück und Reichthum 164
Die Zeit 166
Fabeln 167
Der Adler und die Vögel 169
Die Füchse und die Hasen 170
Der Märzschnee und das Blümchen . . . 171
Die Nachtigall und der Sperling 171
Der Sturm und die Wolke 173
Vergnügen und Schmerz 173
Philosophische und ästhetische Aufsätze . . 175
Was ist das Moralische im Menschen? . . . 177
Briefe populairen Inhalts 180
Über Polytheismus 185
Des Menschen Leben und Streben 191
Über die Nothwendigkeit der Bildung des Menschen zur Intelligenz 195

Digitized by Google

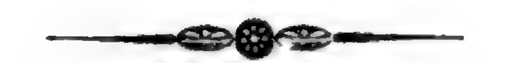
Seite
Beiträge zur Intelligenz 207
Über die Sprache 239
Meinungen und Gedanken 251
Warum Minerven eine Eule beigegeben wird? 259
Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit. Eine moralische Rhapsodie 265
Einige Bemerkungen über die Kunst zu lesen . 277
Über die Natur des Menschen 288
Über das Schöne 300
Philosophische Briefe 319
Ob es rathsam sei, durch dunkle Gefühle das Glück der Menschen zu befördern? . . . 342
Über Unsterblichkeit 352
Tagebuchsblätter und Denkbücher 357
An meine Schwester Henriette 359
Blicke auf unser Dasein 406
Von sich selbst an sich selbst 424
Der moralische Gott 444
Phantasien 447
Lieblicher Traum 450
Zu Lucrez und Properz 453
Betrachtungen zum Lucrez 455
Vorrede zur Übersetzung des Properz . . . 467
Zerstreute Blätter und Fragmente 475
Über Friedrich den Großen 477
Über Goethe 478
Fluch 480
Sentenzen 480
Bildung 481

Digitized by Google

	Seite
Opinion publique	483
Psychologische Bemerkung	485
Atheismus	489
Lob und Tadel	490
Anhang. Zwei Briefe von Knebel an den Geheimen Staatsminister von Altenstein	497

Briefwechsel.

(Beschluß.)



Knebel an Fräulein von Bose.

1.

Weimar, den 27. Mai 1791.

Ihre lieben Zeilen, gutes, liebes Boschen, haben mir eine recht herzliche Freude gemacht. Sie sind gar ein liebes, gutes Kind, und schreiben so hübsch, und sind ein treuer, holder Engel. Bleiben Sie nur immer so, und lassen Sie keiner Bosheit den Zutritt, und seien Sie gar nicht verdutzt, sondern so recht ordentlich, und sehen ganz heiter aus, und so durch die schwarzen Augen durch! Lassen Sie auch Alles hübsch reif werden, denn es wird doch, und das Unreife und Übertriebene schmeckt nicht und wird nicht. Wir denken immer an Sie, und ich sehe die Zeit wohl kommen, daß wir das gute Boschen auch unter Ein Dächelchen zu uns bringen können. Nur Geduld und Artigkeit!

Ich kann Ihnen nichts schreiben, was nicht Henriette auch schon geschrieben haben wird. Es geht ihr gut, dem

guten Kinde. Man ehrt sie und zieht sie hier vor, wie es wenigen geschieht; was es weiter wird werden, kann gleichgültig sein. Ich mag kein Glück für sie, das nicht auf festem, gedeihlichem Boden auferbaut ist.

Sein Sie nur recht fromm, gut und zufrieden. Es ängstet mich, und muß Henrietten ängsten, wenn sie denken kann, daß es Ihnen weh sei. Die Frauenzimmer können ja so leicht und mit so vielem Anstand im Himmel leben, wo sie nicht einmal wissen, wenn sie hinkommen. Leben Sie dießmal nur auch etwas in der Zukunft: wenn es gleich kein Himmel wird, noch sein kann, so versprechen wir Ihnen doch treue, redliche Seelen.

Gewiß werden Sie den Baum finden. Er soll Ihnen Zeuge sein und bleiben unsers guten Andenkens. Es ist ja eine Eiche. Ich habe Steine in seine hohle Rinde hineingelegt. Die hiesige Luft ist mir von jeher nicht ganz zuträglich gewesen; ich habe immerfort den Katarrh, und Henriette hat ihn auch. In Jena bin ich immer noch am liebsten. Da ist es ruhiger und wärmer, und die Gegend hat gar große Reize für mich.

Ich habe noch an Niemand schreiben können. Ihre Schwester ist ein lieber, guter Schatz. Sie hat wohl unrecht, viel Gutes von mir zu sagen; ich bin ein mittelmäßiger Mensch, und war es nie so, als in Ansbach. Adieu, lieber Engel! Ich küsse Ihnen das Schnäuzchen und die zarten Lippchen — und Äugelchen — und küsse sie sonst Niemand mehr, weil sie mir nicht so gut schmecken, wie die Ihrigen. Schreiben Sie mir ja Alles! Leben Sie recht wohl!

Ihr Karl.

2.

Weimar, den 11. Juli 1791.

Sie brauchen die Blumen nicht auf Ihren Wiesen zu suchen, um sie mir zu schicken. Ihre lieben Zeilen sind mir der süßeste Wohlgeruch. Was kann artiger und gefälliger sein, als Ihre ausgesprochenen und geschriebenen lieben Worte! Wenn man das Liebenswürdige und Gefällige liebt, so hat man kein Verdienst dabei; aber man ist glücklich, wenn man es lieben darf.

Sie holder, guter Schatz! Fast glaube ich, es ist Absicht von Ihnen gewesen, daß Sie noch eine Zeit lang ohne uns in Ansbach bleiben wollten, um uns zu erfahren zu geben, wie viel wir durch Sie vermissen. Glauben Sie nur, wir wissen es schon; der Augenblick, Sie bei uns zu haben, wird uns zu lang, und jeder Aufschub macht uns bange. Gewiß, wir werden mit Ihnen leben, und das Leben wird alsdann erst seinen wahren Genuß für uns haben. Lassen Sie sich's indessen nicht verdrießen, von Eib nach Ansbach und von Ansbach wieder nach Eib Ihre holden Schritte zu tragen. Es ist besser, ein Glück gar nicht zu haben, als halb oder verdorben. Letzteres macht uns an der Wahrheit desselben beinahe verzweifeln, wenn man, was man hat, nicht genießen kann. Ich sage nicht, daß das je unser Fall so ganz sein könne; aber etwas ist doch daran wahr, ein zartes Glück will zart behandelt sein, sonst wird es besser im Busen aufgehoben, als der Welt producirt. Ihre dichten Fichtenwälder mögen noch ein Weilchen die guten Gedanken, die Sie für uns hegen, bewahren, und uns den Schatz aufheben, bis wir ihn — wenn Gott will! — hinter die festen Berge verbergen können. Grüßen Sie die guten Wälder und Wiesen von uns, so oft Sie sie sehen. Ich kann ihnen doch nicht feind sein, und jetzt, da sie uns Sie noch bewahren, sind sie mir doppelt werth. Ich weiß nicht, wie ich ihnen meine Dankbarkeit dafür genug bezeigen soll.

Hier reist Alles, und die Hälfte unserer Stadt ist beinahe auswärts. Dazu sind sie in Ansbach ökonomischer. Nur verschlingt sich hier das Gute zu bald, und der Genuß rauscht bald vorüber. Ich kann diese Eigenschaft nicht sehr lieb haben; wir sind dabei eben nicht glücklicher als andere Menschen. Hinter den alten Bergen in Jena wohnte ich freilich am liebsten (da in Deutschland doch mit Thätigkeit und Ehre nicht viel zu machen ist). Henriette ist auch gern da, aber Zeit und Stunde ist noch nicht dazu gekommen, und — wie die Menschen sind! — sie haben mich vielleicht hier zu gern, um mich glücklich zu machen!! — Leben Sie wohl, bestes, liebes Fräulein! guter Schatz! Behalten Sie mich nur immer ein wenig lieb, denn ich liebe Sie recht von Herzen. Ich küsse das gute Schnäuzchen, und es thut mir nur leid, daß ich nicht ein wenig darein beißen kann. —

Nur sein Sie nicht traurig. Adieu!

Ihr

Karl.

3.

Weimar, den 1. August 1791.

Henriette überschickt mir diesen Morgen Ihren Brief zum Frühstück, und in der That hätte sie mir nichts schicken können, das mir bei der allgemeinen Hitze eine angenehmere Erfrischung gäbe. Wie freut es mich, daß ich aus Ihrem Briefe fühle, daß Sie einiges Zutrauen gegen mich haben; nichts kann schmeichelhafter für mich sein, denn ich liebe Sie gar sehr und von ganzem Herzen, und zwar auf eine Ihrem Werthe angemessene Weise, wodurch es mir zum Glück wird, zu Ihrer Zufriedenheit etwas beitragen zu können. Was mir zuweilen weh thut, ist, daß meine Kräfte so wenig hinreichen; aber lassen Sie es nur gut sein, liebes Boschen! Sie selbst verlangen

ja nur das Mögliche, und das tröstet mich schon wieder, und sagt mir, daß nur das für uns gut sei, was in der Lage, worin wir uns befinden, für uns möglich ist.

Daß Sie einen so herziglieben Gebrauch von meiner Phantasie beim Mondscheine gemacht haben, ergötzt mich gar sehr. Ich möchte nur für Sie dichten können: aber der Dichtergeist zerstreut sich bei mir gar sehr, und ist hier fast gänzlich verflogen. Wir führen hier gewissermaßen ein unbedeutendes Leben. Man ist zu gesellschaftlich, und dieß Gesellschaftliche hat eigentlich keinen Zweck. Dieß ist eine böse Lage für Gemüth und Geist, und erschlafft Beides. Gewiß geben die bösen Menschen den guten den Vortheil, daß sie sich fester zusammenhalten, in sich und unter sich. Hier ist man gewissermaßen *zu gut* — d. h. am Ende doch nicht gut genug. Sagen Sie nichts von meinen Geheimnissen, und von meiner innern Empfindung von hier, die ich nur Ihnen vertraue. Ich bin deßhalb nicht unzufrieden; aber mein Gefühl für das Leben bleibt noch lange unter dem, was es gern sein wollte, und so leicht auch sein könnte.

Henriette fühlt das von ferne, und ich lasse es auch nur in der Ferne sie fühlen, weil wir doch immer gewissermaßen unserm Schicksal gehorsam sein müssen, und nicht überall uns sagen dürfen, was unangenehm daran ist. Ich lasse hier ihr Schicksal sich langsam entspinnen, und bin auf alle Fälle bereit, daß wir wenigstens *durch uns* nicht unglücklich sein mögen. Ich liebe das Hofleben nicht, und wünsche es nicht für sie; wenn es aber zu ihrem Fortkommen nöthig ist, und sie es annehmen mag, so ergebe ich mich auch darein, und lasse das Schicksal walten. Ein Vortheil (ohne den ich es sonst nie zugeben würde) ist es, daß die regierende Herzogin eine sehr gute Frau ist, und (gewisse Vorurtheile abgerechnet, ohne welche, wie es scheint, keine Fürstlichkeit bestehen kann) ein wahres Gefühl hat für das, was man *Charakter* nennt, und solchen, wie ich glaube, in unserer Schwester findet. Von dieser Seite

betrachtet kann Henriette nie ganz unglücklich sein. Die Herzogin beträgt sich gar liebreich und artig gegen sie.

Was meine Brüder anlangt, so überlasse ich sie künftig ihrem eignen Stern — und wenn das der Stern der Liebe ist, nur desto lieber. Sie haben recht, mich dazu zu ermahnen. Wenn Lebrecht und Louis glücklich sein werden, so soll es Niemand mehr freuen, als mich. Daß ich einige Schwierigkeit darin fand, wird mir wohl Niemand verdenken.

Daß es in Ihrem Ansbach so ruhig aussieht, ist mir lieb zu hören. Man sagt, die Hofstellen seien gänzlich aufgehoben und auf gewisse verhältnißmäßige Pensionen reducirt. Sagen Sie mir doch, was Sie davon wissen, und auch, wie sich die Meisten hierüber betragen. Es ist gar richtig, daß der Markgraf einsieht, daß da nicht zu leben sei, wo er allein zu befehlen hat. Ich denke, mehrere Fürsten sollten seiner Gesinnung sein, und ihr Amt freiwillig aufgeben.

Wenn Sie nach Eib spazieren gehen, denken Sie doch zuweilen meiner! Ich habe fast nie diese Promenade gemacht, ohne Sie dabei im Gemüthe zu tragen. Ihre liebe Seele ist uns immer gegenwärtig, auch hier, wo die Promenaden weniger einsam — aber ohne Sie sind. Henriette, die ich diesen Nachmittag, als ich vom Hof kam, besucht habe, sagt mir, sie habe Ihnen diesen Morgen geschrieben, aber den Brief noch nicht fortgeschickt. Dieses Blatt mag also allein gehen, und Ihnen von uns Beiden zuerst etwas Gutes sagen.

Leben Sie wohl, liebes Boschen, gutes Mädchen! Ich küsse Ihre schöne Stirn und lieben Augen — und bitte mir ein Stück davon aus, um es mir recht wohl werden zu lassen. Auch das gute Schnäuzchen küsse ich, und die lieben, zarten Ohren. —

Empfehlen Sie mich Ihrer guten Frau Schwester und Ihrer Frau Oberstin. Ich bin ihr immer sehr gut, so lange sie so einen Engel um sich hat. Adieu!

Ihr **Karl.**

4.

Weimar, den 12. August 1791.

Ihr liebes Andenken, gutes Boschen, wird mir täglich lieber, durch Alles was Sie sind, schreiben, zeichnen oder thun. Wie sehr wünschte ich, daß wir bald, als ein treues Kleeblatt, irgend an einem alten Stamm oder einsamer Wohnung hängen möchten, wo das Licht des Tages und der Nacht einen freudigern Ton aus mir erwecken könnte, als es bei dieser zerstreuten Alltagswelt möglich scheint.

Mein Bruder ist glücklich hier angekommen, und hat Henrietten und mir auch das Ihrige gebracht. Er bleibt bis auf den 15ten hier. Wir haben hier Besuch von Engländern und Engländerinnen und andern schönen Leuten, die uns die Stunden des stillern Genusses wegnehmen, weil man sich mittheilen muß, — ohne etwas zu theilen zu haben.

Ich schicke Ihnen hier, statt Allem was ich für Sie habe, Sakontala. Sie werden Ihre Seele da finden, und dieß schöne Werk wird allgemein geliebt und bewundert. Denken Sie dabei zuweilen an uns, gute Seele! Henriette wird Ihnen heute oder nächstens schreiben. Leben Sie wohl, und glauben Sie, daß wir Sie als ein Kleinod in unser Herz einschließen.

Ihr treuer

Karl.

5.

Weimar, den 5. September 1791.

Wenn ich Ihnen keine schönen Blümchen zu Ihrem Geburtstage schicke, liebes Boschen, so ist es, weil eigentlich keine für mich wachsen. Ich bin so ein armer Stadtmensch, und die Blumen haben eigentlich keinen Werth für mich, we=

nigstens keinen solchen, daß ich sie meiner Freundin schicken wollte, wenn sie nicht in der Stille und Einsamkeit auf die Höhen und in den Thälern gepflückt werden. Desto lieber sind aber die Ihrigen, und man sollte denken, daß Sie sie selbst mit Ihren lieben Augen erschaffen, und mit Ihren zarten Gedanken ausgebildet hätten.

Vermuthlich sind Sie von Ihren Laubwäldern nun wieder zurück, und sehen dem hohen Fichtenwalde und dem herbstlichern Thal entgegen, wo meine Gedanken leichter Sie auffinden und Ihnen begegnen können. Grüßen Sie die liebe Gegend, vorzüglich an Ihrem Geburtstage, der im vorigen Jahre so warm und hübsch war, und wo Ihre liebe Schwester sich so freundlich von mir begleiten ließ.

Henriette wird Ihnen geschrieben haben, daß sie nun förmlich hier angestellt ist, ob sie gleich ihre Dienste noch nicht angetreten hat. Wenn Sie nur auch schon bei uns wären! Aber der Weg zum Glück ist, zumal in unserm lieben Vaterlande, meist gar uneben und verworren — wenn man nur zuletzt noch erreicht, was so schwer nicht zu erreichen sein sollte.

Daß Sie Sakontala so hübsch in die Reihe Ihrer Schwestern aufnehmen würden, dacht' ich wohl, und wünsche Ihnen Glück zu der schönen Gesellschaft. Auch sie müßte sich freuen, die artigen Blümchen mit Ihnen gepflückt zu haben, wenn sie gleich unter unserm Himmel so schön nicht aufblühen.

Leben Sie wohl, liebe Seele! Begehen Sie froh Ihren lieben Geburtstag, wo wir auch froh sein werden, daß uns der Himmel eine so liebe Seele geschenkt hat.

Ihr treuer

Karl.

6.

Weimar, den 19. December 1791.

Haben Sie Dank, gutes Boschen, für Ihr heute erhaltenes gar zartes Briefchen, und für die schöne weiche Weste, die mir Ihre lieben Finger so geschickt geknötet haben. Sie ist mein bester Putz, und hält auch gut warm, so wie Ihre Worte und Briefe.

Wenn ich Ihnen doch auch ein Gewand stricken könnte, das so artig wäre! Darein müßten Sie sich ganz und gar kleiden, und es müßte die Kraft haben, Sie von der Einförmigkeit Ihrer Lebensart zuweilen wegzuführen, und Sie näher zu Ihren Freunden zu bringen. Ein solches Gewand hätte den größten Werth für uns, die wir Sie Beide so lieben, und nach Ihnen, als einem getrennten Theil von uns, verlangen. Vor der Hand nehmen Sie nur noch Minervens Helm, der Ihnen so wohl steht, und um dessentwillen wir Sie so lieben. Er ist überall etwas nothwendig geworden, und das, ein Widerspruch mit andern Dingen, gerade weil er nicht sehr in der Mode ist.

Das allzuzerstreute Leben ist im Übrigen weit nachtheiliger, als das allzueinfache. Die nicht gestörte Seele arbeitet immer etwas zum Leben heraus, welches wir sogar in Träumen sehen, und wenn die Phantasie durch einige Wissenschaft erleuchtet oder bereichert wird, so kann sich das Gemüth gar leicht seinen eignen Spielkreis schaffen, und in demselben Unterhaltung finden: wenn aber halbe Interesse die Seele theilen, so ist sie nirgends recht zu Hause; sie glaubt vielleicht gar noch, hier zu wenig, dort zu viel gethan zu haben, und kommt nie mit sich selbst in richtige Rechnung.

Ich will nicht sagen, daß dieses hier immer der Fall sei; aber er ist doch leicht möglich, wo Personen von mannigfaltigen guten Eigenschaften, ohne eigentlichen Zweck des Lebens,

beisammen sind. Da kann es sich zutragen, daß uns die Existenz des Besten gerade die empfindlichste wird, weil wir ihr am meisten Wirkung wünschen. Bei Ihrem Geschlecht ist es indeß nicht immer so; sie wissen sich zu helfen, weil sie mehr zum häuslichen Leben gebunden sind; aber unsere Existenz gewinnt dadurch auf keine Weise, und was uns bleibt, sind am Ende nur die ernstern stillzurückgezogenen Wissenschaften.

Ich kann nicht läugnen, daß diese letztern seit einiger Zeit dasjenige sind, wobei sich mein Gemüth am leichtesten und sichersten beruhigt. Ich möchte mich ganz in ihren Zirkel einschließen, und mit den Wenigsten leben, aber Verhältnisse, und unter diesen die Gesundheit, erlauben es nicht ganz.

Genießen Sie deshalb nur ruhig Ihrer schönen Abendaussicht, und denken auch dabei zuweilen an mich. Wenn mir noch ein heitres freies Glück vergönnt ist, so ist es mir vor dem Abend auch nicht vergönnt; genug, wenn es nur dann noch einige klare ruhige Blicke wirft. Kenntniß der Welt und der Dinge geben dazu die beste Vorbereitung.

Und nun bin ich wohl gar zu ernsthaft mit Ihnen geworden, gutes Wesen! Doch ich habe nichts zu fürchten; Sie kennen und lieben diesen Ton auch.

Leben Sie wohl, werther Schatz!

Ihr K.

7.

Weimar, den 2. Januar 1792.

Wie gerne möcht' ich dem zarten lieben Würmchen, das so zarte Seide aus dem Innersten seines Herzens hervorspinnt, auch so was Liebes zum neuen Jahre sagen können, als das artige Briefchen enthielt, das Sie zuletzt mir zugeschickt. Ich danke Ihnen dafür herzlich, und ich fühle, wie weit ich gegen

Sie zurückstehe, was den Ausdruck der süßen Achtung des Gemüthes betrifft. Ich will mich aber auch damit nicht in Vergleichung setzen, und den süßen Vorzug Ihres zarten Herzens willig erkennen.

Ich freue mich mit Ihnen, daß der kürzeste Tag nun vorbei ist, und daß wir den sich nähernden Gestirnen entgegensehen. Mögen sie Glück und Heil über uns bringen, und meinem guten Würmchen manches grüne Blättchen entlocken, woran es auch seine Freude haben kann. Austreten soll mir es Niemand, nicht halb noch ganz', sonst wollt' ich ihm lieber ein Christbäumchen putzen, und es da auf eine Zeitlang niedersetzen. Doch besser ist's, der Baum sei mit seiner Wurzel in der Erde gegründet, und wachse fort und fort, immer wieder grün und neu

Die Güte, die Sie für meine Mutter haben, gereicht mir zum wahren Troste, so wie sie Ihnen zur Ehre gereicht. Wer einen Vorrath von guten Gefühlen hat, findet immer mitzutheilen; kann leichter geben und leichter nehmen. Sagen Sie doch meiner Mutter gelegentlich was Gutes von mir selbst. Ich mag sie nicht mit meinen Briefen beschweren, und ich überlasse es Henrietten, der Dolmetscher unsrer beider dankbarer Gesinnungen zu sein.

Die Neujahrsbesuche und das Neujahrbetteln macht mir den Kopf so taub, daß ich Ihnen heute nur Weniges und etwas verwirrt schreiben kann. Schicken Sie mir bald wieder was aus der Sammlung Ihres Geistes, die ich so sehr schätze und lieb habe, daß ich Sie versichern kann, daß Sie mir unter allen Schriftstellern gerade die liebste sind.

Adieu, liebes Boschen! Ich küsse Deine süße Stirn.

Dein K.

8.

Weimar, den 16. Januar 1792.

Ich bin diesen Morgen spazieren gegangen, um ein Blümchen für Sie zu suchen, aber obgleich der Schnee seit gestern anfängt, sich sehr zu erweichen, so habe ich doch nichts finden können, als ein paar Mooskröpfchen, die ich Ihnen zu Ehren noch an dem nassen Fels habe fortleben lassen. Ihr Brief wird also wohl das Fröhlichste bleiben, das mir heute begegnen wird, und wenn er gleich eben nicht die Gestalt einer Blume haben sollte, so hat er doch gewiß den Sinn und die Zierlichkeit davon. Es ist angenehm, solche Gemüthsblumen aus der Ferne zu erhalten, und keine duften holder für Henrietten und mich, als diejenigen, die uns das seidne goldne Würmchen zuschickt. Schon Ihre Hand und Aufschrift ist Freude für mich. Obschon Sie von der äußern Seite Ihres Lebens nicht sehr aufgemuntert und erbaut scheinen, so freut es mich doch, wahrzunehmen, daß es inwendig in Ihrem Gemüthe immer noch grünt, und dieß ist mir ein Keim wahrer Hoffnung für uns Alle. Erhalten Sie sich diesen edlen Schatz, und sein Sie versichert, daß Sie uns auf diese Art näher sind, als wenn Sie wirklich wohl angekleidet und geputzt unter vierzig oder funfzig unbedeutenden Gegenständen, dennoch, des Respekts halber, fast eben so unbedeutend für uns sein müßten. Es ist ein abgeschmacktes Leben, das man so zusammen führt, wenn man sich gleich alle Tage sieht; man trägt sich doch nur in der Tasche, und wenn man sich da nicht findet, so hat man sich nirgends.

Mich freut es gar sehr, daß Sie, wie es scheint, dieß Jahr leichter angetreten haben. Mir ist es gewissermaßen noch fremd, ob wir gleich den zweimal zwölften Theil schon durch haben. Es kommt mir vor, als bereite sich Alles, auch bei uns, zu Veränderungen; und diese sind uns gewissermaßen

noth, ob ich gleich nicht weiß, was es werden soll. Es ist allzuwenig Herzlichkeit und Interesse in dem gewöhnlichen Leben, wenn es auch hie und da duldbarer ist.

Was macht denn aber das gute liebe Boschen mit den schwarzen Augen, die mir so oft freundlich und liebreich begegneten? Mag es doch wohl sein dem holden Kinde, dem freundlichen guten Gemüthe, dem treuen Herzen!

Wir denken oft an Dich, Du Liebe, und Du bist uns nicht vergessen, und kannst es uns nimmer sein. Sind wir glücklich genug, Dich in unserm Schooße und in unsern Armen zu umfangen, so wird unser Glück vollkommen sein; aber eher sei es nicht, als bis wir zusammen glücklich sein können.

Dein

K.

9.

Weimar, den 13. Februar 1792.

Ich hatte Ihren lieben Brief noch in Jena erhalten, als mir ihn Henriette gab, die mich besuchte und von dort abholte. Das liebste Licht aus Franken scheint uns ganz gewiß nur aus Ihrer Seele zu, und jede Zeile von Ihnen ist ein Geschenk des Herzens und der Liebe. Könnte ich doch meine Worte auch so voll Ausdruck machen wie die Ihrigen, und das in Ihre Seele legen, was so reich in derselben aufwächst! —

Ich habe Jena wieder verlassen müssen, das ich auf einige Tage besuchte, und es ist gut, daß ich es verlassen habe, weil meine Lebensart hier und dort ziemlich verschieden ist, und es besser scheint, wenn ich bei Einer bleibe. Dem sei, wie ihm wolle, so scheint mir eine zurückgezogene Lebensart die vorzüglichere, wo die Seele von sich selbst Genuß machen kann, und von den

Seiten, wohin sie sich wenden mag, nicht zu oft durch äußere Veranlassungen abgezogen wird. Selten sind bei uns diese äußern Gegenstände der Mühe werth, und die Seele findet wenig Halt oder Nahrung in ihnen. So ist es bei uns, wie bei Ihnen, lieber guter Schatz; die halbguten Menschen sind zuweilen nachtheiliger noch für unsre Zufriedenheit und für unser Inneres, als die ganz schlimmen.

(Morgens halb 11 Uhr.) Indem ich dieses schreibe, schickt mir Henriette Ihr zweites — verehrliches — Schreiben. Das bringt mir etwas Licht in den trüben regnerischen Tag, und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Kerzen Ihrer Illumination so zierlich aufgesteckt haben. Mir gefällt es überall, wo es so lustig zugeht, wie bei Ihnen, und Volksfreude ist mir überall die liebste Freude; ich glaube auch, daß sie Herrn v. Hardenberg gehörig zu erwecken weiß. Wenn es hie und da in den Straßen noch etwas finster und dunkel ausgesehen hat, so ist das nur eine kleine Deutung auf die egyptische Finsterniß, die gleichfalls noch hie und da in den Gemüthern herrscht. Wenn Herr v. Hardenberg auch diese zu erleuchten weiß, so gebe ich ihm ganz den Beifall, den ich ihm für seine Person schuldig bin. Ich sehe schon, wie sich die Ansbacher Hofleute und die vortrefflichen Herren Collegialräthe recht demüthig und knechtisch anschicken, ihre unterthänigste Cour zu machen, und jedem für seinen Vortheil bange wird, daß er zu wenig möchte gethan haben, ob er gleich eigentlich lieber gar nichts thun möchte. So ist nun die Welt, und das ist auch eine Welt; vielleicht tritt sie einmal vollends aus dem Schlamm hervor. Lassen Sie sich nur indeß die schönen Operetten und das Räuschchen gefallen, und erhalten Sie in Ihrer lieben Seele das Räuschchen der Freundschaft, das auch gut thut.

Ich erhalte eben auch einen Brief vom jungen Altenstein, der mir recht wohl gefällt. Ihr kleines artiges Calenderchen, mit dem Nachtwächterlied, trage ich täglich in der Tasche, und

es scheint, daß mir der Nachtwächtergesang auch da erträglicher wird, wenn ich ihn in der Tasche, als wenn ich ihn in den Ohren trage. Nun freuen Sie sich wohl schon wieder auf die Frühlingsblümchen? Lassen Sie die holde Natur in Ihrem Gemüthe nicht aussterben; sie allein gewährt uns wahre Lust. Wollte der Himmel, wir könnten die Empfindungen hierüber stets mit Ihnen gegenwärtig theilen! Aber hier ist dennoch auch der Ort nicht ganz dazu. Die Menschen sind sich immer zu nah — und doch, wie billig, zu entfernt. Man soll mit zu Vielen theilen, und da verschwindet der Genuß. Unter den Barbaren in Ansbach konnte und durfte man sich mit Recht verschließen.

Lebe wohl, liebe Seele! Ihre Zufriedenheit und Ihr Glück macht mich glücklich.

Ihr treuer

Karl.

10.

Freitag früh den 6. April 1792.

Es ist bekannt, daß Einer von den alten Graubärten, die wir Philosophen nennen, schon gesagt hat: daß man an jedem Tage den Grazien ein Opfer bringen sollte, und daß dieß vorzüglich zur Versöhnung gegen Zorn und Unwillen ein vortreffliches Mittel sei. Ich weiß mein Opfer an diesem rauhen, etwas verdrießlichen Tage nicht besser abzulegen, als bei Ihnen, guter lieber Schatz! die Sie selbst den Grazien so schön und willig dienen, und immer ein Körnchen auf ihrem Altar brennend unterhalten. Die Zeilchen, die Sie mir aus Ihrem Stübchen zugeschickt haben, und welche die untergehende Sonne noch beschienen hat, überzeugen mich hievon.

Ihre kleinen Klagen wegen Unbeständigkeit und Abwechslung im Umgang erkenne ich für sehr gerecht. Sie sind aber

nicht nur Ihrem Geschlecht eigen, sie sind auch bei unserm Geschlecht zu finden. Die wahre Ursache ist, daß kein gemeinschaftlicher Zweck Menschen zu Einer Absicht hintreibt, und dann, was von zufälliger Sitte oder Laune abhängt, so schwer lange zu erhalten ist. Die wenigsten Menschen machen die eigene Art, wie sie sind, zum Gegenstand ihrer Betrachtung. Die wenigsten treibt der Endzweck — gut zu sein, wenigstens zu jeder Stunde sich Mühe dazu zu geben. Sie sind, was der Zufall angibt, und überlassen sich höchstens ihrem Gemüth, das, wenn es auch nicht bös ist, doch zu oft dem Triebe folgt, der ihm von außen kommt.

Daß Ihre Kriege schon wieder geschlichtet sind, freut mich sehr. Nun werden wohl die Friedenskünste blühen, und Ansbach noch ein Musensitz werden, wozu wenigstens die Wiesen Gras genug haben. Ziehen Sie nur bald nach Ihrem fröhlichen Eib, und denken Sie da meiner. Gewiß ist das Thal daselbst gar schön, wenn sich nur der Fluß des Lebens ein wenig schneller und reiner bewegen möchte.

Adieu, beste Seele! Ich küsse die lieben schwarzen Augen.

Ihr

K.

11.

Weimar, den 26. October 1792.

Was machen Sie, gute liebe Seele? Ich habe schon so lange Ihren lieben Brief erhalten und alle Ihre lieben Andenken in und außer demselben, und ich bin dagegen wie ein verstummtes Gehäuse, dessen Feder und Uhr verloren gegangen. Doch habe ich mich in Augenblicken Ihrer mit Liebe und Freude erinnert — das Übrige hat mir meist die Welt (die mich nichts angeht) abgezogen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was wir für politische Leute geworden sind. Zeitungen und Welthändel

interessiren uns fast nur allein, und da eben derselbe Geist bei unseren Damen herrscht — nur noch etwas feuriger und heftiger, wie bei dem männlichen Geschlechte — so ist jede andere Empfindung aufgezehrt, und der zärtlichste Liebesantrag würde aufgeschoben werden, wenn dadurch ein paar neue Postblätter sollten verloren gehen. Wie es bei Ihnen ist, weiß ich nun nicht. Vermuthlich herrscht die ruhige Gleichgültigkeit, die süße Mutter deutscher Dumpfheit, etwas mehr in den Köpfen und Herzen Ihrer nicht erleuchteten Mitbürger. Gewiß ist es aber, daß sich ein Einzelner das stille Gefühl sicherer dabei erhält, und diesem hab' ich auch wohl Ihr süßes Andenken zu verdanken, das ich so sehr verehre. Schenken Sie mir es nur ferner und immerfort. Es soll die bessern Empfindungen erhalten helfen, die für dieß Leben so heilsam und wohlthätig sind.

Die Neuigkeiten wird Ihnen Henriette schon alle geschrieben haben. Wir haben die Franzosen jetzt ziemlich in unsrer Nähe, und man sagt schon in Fulda, wo sie täglich weiter rücken, um vermuthlich dem angenehmen Landgrafen von Hessen-Cassel einen kleinen Besuch abzustatten. Sie sind dießmal nicht so höflich gewesen, als die Preußen, die sich ein halb Jahr zuvor in Paris anmelden ließen; dafür sind aber auch diese, als eine Staatsvisite, nicht angenommen worden; die Franzosen finden hingegen überall leichten Eingang.

Leben Sie wohl, liebe Seele, gutes Näschen! Ich gebe Ihnen einen Kuß auf Ihre lieben Augen.

Ihr

K.

12.

Ilmenau, den 2. Juni 1799.

— Seit vierzehn Tagen hatte ich zweimal den Besuch von unserm Jean Paul Richter, der nach Hildburghausen

ging, und sich im Hin- und Herweg bei mir aufhielt. Sein Besuch war mir sehr erfreulich. Es ist ein lieber Mensch, ausgestattet mit den reichsten Kenntnissen und einem Witz, der seines gleichen nicht hat, bei dem geradesten einfältigsten Herzen. Alle Herzen sind sein, und die drei versammelten Prinzessinnen in Hildburghausen, worunter die Ansbacher auch gehört, hatten ihn täglich um sich, wo er acht Tage lang, vom Mittag bis Mitternacht, täglich zubringen mußte. Sie können wohl denken, daß auch er etwas von ihnen bezaubert ist — aber sittlich und unschuldig, wie ein Kind.

Mein ernstes Gedicht sollen Sie das nächste Mal haben. Ich hab' es in ein Buch geschrieben, und kann es heute unmöglich abschreiben. Ich arbeite noch an einem andern, das die Stunden heißt, welches ich auch vielleicht bis dorthin fertig kriege. Ich finde, daß es gut ist, wenn wir von unserm Ich, d. h. von unsern innigsten Gesinnungen etwas Dauerhafteres in der Welt zurücklassen können. Dazu ist der Weg der Poesie gewissermaßen der bequemste und holdeste. Vielleicht drücke ich Ihnen künftig durch die Sache selbst meine Meinung besser aus. — Fräulein v. Altenstein soll mir verzeihen, daß ich ihr von ihrem Liebling Fichte nichts schicken kann. Ich habe nichts von ihm, als seine sogenannte Sittenlehre, die auch abstract und confus genug ist. — Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf habe ich erst heute erhalten. Man liest Alles mit Vergnügen von ihm. Sie sollen sie bald von mir haben. —

Unser bester Zeitvertreib ist, daß wir zuweilen in den nahgelegenen Wald gehen, da Feuer machen und Caffee trinken. Dabei sind die Kinder sehr glücklich.

Empfehlen Sie mich der Frau v. Altenstein aufs Beste. Platen läßt gar nichts von sich hören. In Hildburghausen versammelt sich jetzt Alles. Auch der Herzog von Mecklenburg ist vor ein paar Tagen hier durchgekommen. Er ließ so-

gleich bei mir nach Jean Paul fragen — dieser war aber schon fort.

Leben Sie wohl.

Ihr treuer Freund

K.

13.

Jena, den 8. December 1805.

Ihr Andenken an meinen Geburtstag, nebst Louisens Rosenblättchen, hat mich, theure, gütige Freundin, gar sehr erfreut. Wie gern mag ich in den Seelen der Theuern leben! Sie machen mich die gegenwärtige welke Zeit vergessen, und um Ihr und der Ihrigen Andenken besonders schwebt mir ein holder Chor der Geister, der mich immer wieder neu erweckt.

Ich fühle übrigens gegenwärtig, mehr wie jemals, die heranrückenden Tage des Alters, und frische Blumen, die so selten bei uns entstehen, werden mir nothwendiger. Doch nicht Alles ist um mich her so ganz vertrocknet. Das Gemüth nährt sich aus seiner eigenen Habe, und findet noch immer etwas, das es erhält; auch fehlt mir die Theilnahme mancher Guten nicht, worunter ich vorzüglich meine Schwester, und die sie umgeben, zählen darf.

Die jetzigen trüben Zeiten sollen auch unser Gemüth nicht gänzlich niederschlagen. Wer von uns mag das Ganze halten, oder dem Unverstande steuern? Wir müssen also das Nächste nur suchen, was in und um uns ist, und dazu hat die Natur dem Menschen den Geist gegeben. Wenn die ihn nicht gebrauchen, noch haben, die ihn für Andre haben sollten, so ist es freilich ein Unglück; aber es gehört zu den gewöhnlichen, und von den trostlosen Aussichten auf unsre Führer und Oberhäupter läßt sich nichts Besonderes erwarten. Auch die Übel wer-

den vielleicht größer gemacht. Ich denke nicht, daß wir vom Feinde oder durch Hungersnoth sterben sollen; und wenn es sein muß, so wollen wir das Unglück vor der Thüre erwarten, da wir es doch nicht vertreiben können, und uns die Sorgen nicht vorher auffressen lassen.

Wunderbar ist es, daß ein Freund, Dr. Seebeck, der kürzlich eine Reise nach der Schweiz in Geschäften machen mußte, und über Ulm kam, von dort her schreibt, daß er es wohlfeiler gefunden, als bei uns, und an Nichts Mangel gelitten habe. So viel thut die Vorsorge einer verständigen Regierung, die weiß, daß Menschen leben müssen.

Der guten Louise, die ich herzlichst grüße, schicke ich statt der Rosenblättchen einige andere Blättchen, die mir so seit kurzem aus der Seele durch die Feder gegangen sind. Ich weiß, sie sind ihr nicht ungefällig.

Die Meinigen befinden sich recht wohl und empfehlen sich tausendmal. Wir leben ganz heiter und zufrieden zusammen, und sehen wenig Menschen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin! Sie und die gute Louise

Ihr

K.

14.

Jena, am Christabend 1807.

Ich habe gestern mit Dank Ihre und der guten Henriette Briefe und Geschenke erhalten. Ihre treue und gütige Vorsorge für mich muß sich Ihnen selbst belohnen — denn ich kann es in der That nicht.

Sie, gute liebe Freundin, lassen das Licht des Andenkens bei mir wahrlich nicht ausgehen — denn Sie müssen wissen, daß ich von Ihrem mir vor ein paar Jahren geschenkten Wachsstocke noch einen guten Theil übrig habe, der diesen

Abend dazu dienen soll, unsern gemeinschaftlichen Christbaum zu erleuchten. Sie sehen also, wie ich Ihre Geschenke nur zu Festtagen gebrauche — wie Sie denn selbst eine festliche Seele sind.

Ich kann Ihnen leider dießmal gar keine Freude machen; nur daß ich in gutem Geruche bei Ihnen bleibe, lege ich ein Gläschen Reseda-Wasser bei. Sehen Sie es blos als ein kleines Opfer des Dankes an — und bleiben Sie mir — wie immer — hold!

Daß Sie sich Goethen nicht ganz nähern können, kommt wohl daher, weil er wahrscheinlich eben so Scheu trägt, wie Sie. So kommt man am besten mit den Menschen zusammen, mit denen man Geschäfte hat, und deßhalb ist man sich am Hofe so überflüssig, weil man kein Bedürfniß zu einander hat. Bedürfniß bindet im Leben am meisten; es sei nun geistiges oder anderes. Das Geistige fehlt bei uns meist ganz; denn Jeder ist sich in seiner Armuth genug, und muß sich auch beinahe genug sein. Und so ist es auch wohl mit dem Übrigen. Wer kann bei uns dem Andern viel sein? deßhalb ich auch sogar den meisten Umgang beinahe verabscheue.

Wagen Sie es aber nur einmal, und befragen Goethe über etwas, was Sie wirklich betrifft — und Sie werden ihm gewiß auf eine freundschaftliche Art näher kommen.

K.

15.

Montag, den 26. März, früh 7 Uhr.

Liebes Würmchen! Henriette schickt mir schon so früh Ihre lieben Seelenfädchen, und da ist es mir wie ein Morgenbesuch von Ihnen, den ich ja nicht aufschieben kann zu beantworten. Ich habe schon so lange nichts von Ihnen selbst ge-

hört, daß es mir recht leid gethan hat um die schönen seidnen Faden, die nicht mehr die meinigen werden sollten.

Die Frühjahrszeit ist auch bei uns, gleichsam in einem Sturme, angelangt. Sie bewegt mein Inneres, und macht es öfters etwas traurig. Diese Trauer ist dem Gemüthe zuträglich; sie erfüllt es mit weitern Gegenständen, als die Seele zu fassen vermag, und als in der Ausführung unsres sehr engen Wirkungskreises liegt. Man lebt immer etwas über das hinaus, was man wirklich ist, und das gehört mit zur Bestimmung des Menschen, wie der Geruch zur Pflanze. Ich wünsche mir oft noch einen freiern Platz als der hiesige, um weiter ausathmen zu können — aber wo soll man diesen in Deutschland finden?

Man sagt hier, Ihr neuer König sei in einen gefährlichen Gemüthszustand gerathen; doch weiß man nichts Gewisses davon. Sagen Sie also auch nichts davon. Es scheint ein wunderbares Schicksal über die Reiche dieser Erde verhängt zu sein. Wünschen Sie sich also nur kein Königreich, und sein Sie sehr zufrieden mit Ihrem wahren guten Gefühl, das den Königen und Herrschern meist fehlt.

Schreiben Sie mir doch einige Ihrer Frühlingsempfindungen auf Blättchen, und schicken Sie sie mir. Das soll mir ein Schatz sein. Wenn ich nicht so faul und zerstreut wäre, so thäte ich Gleiches. Jetzt wird es hier ein wenig ruhiger, da sollen Sie doch auch was haben. Ich schätze sehr die Kinder des Gemüths.

Erhalten Sie Ihre treue liebe Seele, die wir als Schwester lieben und ehren! K.

16.

Jena, den 12. Januar 1815.

— Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Nach der wilden Zerstörung will uns der Vereinigungspunkt so schwer gerathen. Während man so viel von diesem spricht, trennen sich noch mehr die Gemüther, und ein widriger Zwiespalt scheint in unserm deutschen Vaterlande die Oberhand zu gewinnen. Nur durch Vertrauen und Liebe können dauernde Wirkungen entstehen. — Doch ich will lieber in meinen engen Kreis zurückgehen, als mich mit politischen Ansichten beschäftigen, die wenig Trost geben.

Wir leben hier in unserer kleinen Gartenwohnung noch ganz zufrieden. Die Berge stehen noch fest, und die Saale, die sich schon seit beinahe ein paar Wochen mit einem derben Eisspiegel belegt hat, zeigt uns das veränderte Schauspiel von Schaaren junger Leute, die auf ihrem Rücken tanzen. Mein Karl zeigt sich auch auf demselben, und stößt zuweilen seine Mutter und den kleinen Bernhard auf dem Schlitten fort, indeß ich aus der warmen Stube hier den Bemühungen zusehe. —

Von unsern Freunden in Weimar erhalte ich noch immer gute Nachrichten. Goethe brachte letzthin vierzehn Tage bei uns zu, und war überaus wohl und mittheilend. Er las mir seinen Epimenides vor, eine Oper, die er auf die Rückkunst des Königs nach Berlin gemacht hat. Sie ist vortrefflich, sowohl in der Idee als Ausführung, voll Kraft und ihm eignem Geist. Überhaupt scheint er sich diesen Sommer gleichsam verjüngt zu haben. Er hat eine ungeheure Anzahl kleiner Gedichte gemacht; zum Theil im orientalischen Geschmack, in den er sich ganz hineinstudirt. Dabei hat er noch seine Reisegeschichte geschrieben, und wird seine Italienische Reise auf Ostern herausgeben. —

Adieu, Adieu, beste Lebensseele! Ihr treuer Bruder.

Knebel an Böttiger.

1.

Nürnberg, den 12. October 1797.

— Was Sie mir selbst zerstreut über unser geliebtes Weimar schreiben, darüber lege ich die Hand weg, und sehe nur gen Himmel. Hier erscheint mir Alles deutlicher, in seinem wahren Zusammenhang, und eben deßhalb muß ich schweigen — denn Krankheiten, die aus so vielen Umständen und Zufällen, in der Länge der Zeit, entstanden sind, lassen sich schwer — wohl gar nicht mehr curiren. Der Mangel an Verbindung und Einigkeit von unserer Seite, über den ich schon so lange klage, scheint Hauptursache mit zu sein. Aber wo soll Verbindung auch entstehen unter so vielen positiven Elektrizitäten, wie mir gestern Dr. Ehrhardt sie nannte. Da sind positive aller Art, ja Alles will positiv sein, und will es fast noch mehr, je weniger es Kraft und Eigenschaft dazu hat. Eben dieser Dr. Ehrhardt, der nun ein paar Tage von Ansbach

aus bei mir war, sagte, daß Kant (sein großer Prophet!) öfters gesagt habe: es sei kein abscheulicher Leben, als unter bloßen Gelehrten, und er möge nie in einer blos so constituirten Gesellschaft sein. Wir haben fast dieses Dictum in W. wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe was zu gelten, hie und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach ziemlich benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein, weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte zum Himmel ist, mich, unter diesen Umständen, nur nicht in W. weiter fortleben zu lassen. Sie durchstechen mir das Herz, und unter jeder Bedingniß werde ich suchen, ihnen zu entgehen. Im Preußischen ist jetzt gar nichts, und da der Herzog dermalen sehr gut und wohlwollend gegen mich ist, so würde ich ganz unrecht haben, sein Anerbieten auszuschlagen, und mir nur einen Winkel seines Landes suchen, wo ich ruhiger und behaglicher das Leben leben kann — was jetzt überall schwerer und schwerer wird. Doch von diesem, bitte ich, weiter nichts sich verlauten zu lassen! Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher.

Über politische Sachen hätte ich 9999 Sätze und Meinungen vorzutragen, die ich aber für jetzt weglassen will. In W., muß ich Ihnen sagen, hat man gar kein Urtheil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, was mir eben vorbenannter Freund sagte, daß unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung in gewissen Stücken herrsche. Was hat Wieland nicht Alles gesagt, den jede neue Begebenheit anders stimmte, und überhaupt wirft man uns in W. vor, daß wir gar keine Prinzipien hätten — welches auch so ganz ohne Grund nicht gesagt ist — wenigstens keine Consequenz. Hinc illae lacrymae!

Es würde mich freuen, wenn mich Goethe hier besuchen

würde. Es fehlt mir hier an nichts, als an wohlbekannten theilnehmenden Freunden. Sonst spüre ich von der Demokratenspürerei, die in W. herrscht, hier gar nichts, so wenig man in Baireuth und Ansbach davon spürt. Das ist doch sehr gut, und zeigt von Vernunft.

Sagen Sie nur von meinen Briefen eben Niemand; sie möchten sonst auch glauben, wir hätten einen Complott — was keinem gescheidten Menschen einfällt. Ich habe sogar noch Niemand gefunden, der auch nur daran denken sollte. Man wünscht vielmehr, daß nur Alles erträglich gut gehe. Aber wer kann wider die Phantasieen? —

Die Horen soll doch meine Schwester bei der Schillern betreiben lassen! Ich möchte wohl die fünf. Elegien sehen, von denen ich Autor sein soll. Vom Neueu Musen-Almanach weiß man hier nichts. Wir nehmen nichts auf, was nicht anderwärts schon gestempelt ist. Die Nürnberger sind überhaupt wahre Chinesen; sie nehmen nichts leicht auf, was ihre Ideen verändert, und lieben Tausch und Wechsel der Gedanken nicht. Bei ihren alten Backfischen befinden sie sich wohl, — doch gibt es sehr brave, wirklich aufgeklärte Leute auch hier, und von festem Charakter.

Leben Sie wohl! Ich habe genug — genug geschrieben. Herzlichen Gruß dem alten Macdonald!

Ihr

K.

Man kann sicher glauben, daß die Emigrirten jetzt Acheronta movebunt, um Alles wider die französische Republik aufzubringen. Sie glaubten schon gar zu sicher, wieder in Frankreich einwischen zu können.

2.

Nürnberg, den 1. November 1797.

Die poetische Welt ist durch den Schillerschen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet, und wenn überall der Himmel so rein und glänzend wäre, so dürften wir uns bei einigen trübern Tagen nicht über unser Klima beklagen. Goethe hat sich in der That glänzend hervorgethan, und seine Abfertigung der Antixenisten durch den Zauberlehrling hat mir trefflich gefallen. Wie werden sie es denn nun machen, die Wassermänner? Distichen glaubten sie hervorbringen zu können; werden ihnen denn die gereimten Balladen auch gelingen? Da kostet es wenigstens die Mühe des Reims. Schiller glänzt nach ihm, in der zweiten Größe, in einigen dieser Gesänge, recht annehmlich und weniger flitternd wie sonst. Eins oder ein paar seiner Stücke scheinen mir nur etwas matt. Die griechischen Blumen der holden Amalia Imhoff haben mir allen Duft wieder gesandt, den ihnen ihr mündlicher Vortrag gab. Was wird aus dieser Erinna unsrer Zeit werden? Das übrige übergehe ich; nur fand ich die Elegien des Herrn K. recht schlecht, und unwürdig dieser Sammlung. Ich werde mich künftig mit einem andern Buchstaben anfangen müssen.

Herrmann und Dorothea verkauft sich nun hier in mancherlei Gestalten. Ich habe es sogar in rothem Saffian als Schreibtäfelchen gefunden. Leben wir nicht in glücklichen Zeiten, daß so die ernstesten Werke unsrer Muse Toilettenspiele werden? —

K.

3.

Nürnberg, den 29. December 1797.

Endlich, lieber Freund, kann ich Ihnen die letzte Folge meiner Properz-Anmerkungen schicken. So arm und kleinlich Ihnen die Arbeit vorkommen mag, so sauer ist sie mir dennoch geworden. Bei der wenigen Hülfe, die ich hier habe, und bei meinen ungewissen Kenntnissen wußte ich nicht immer, was ich schreiben oder weglassen sollte. Dieses Letztere war, wie Sie ohne Zweifel bemerken werden, meine hauptsächlichste Sorge.

Nun übergebe ich die ganze unbedeutende Arbeit Ihren Händen. Haben Sie die Güte, solche zu formen und zu gestalten, wie es Ihnen beliebt! Vor Allem muß ich bitten, das Ganze sorgfältig revidiren und redigiren zu lassen, weil in den Anmerkungen, die ich kaum mehr durchgesehen, noch Manches zu bessern und zu ändern, hinzuzusetzen oder wegzustreichen sein möchte. Wenn Sie sich, wie ich fast zweifle, dieser Mühe nicht unterziehen können, noch mögen, so bitte ich, einem geübten Manne solches zu übergeben, dem ich gewiß nach Mühe und Verdienst seine Sorgfalt bezahlen werde. Auf die Reinigkeit des deutschen Stils wäre vorzüglich zu halten (die oft versäumt sein mag) und dann auch auf Gleichheit der Orthographie und Interpunction. Ich selbst bin mir hierin zu ungleich gewesen. Die Anmerkungen zu jeder Elegie bitte ich sogleich auf dieselbe folgen zu lassen, weil sich das Ganze so besser unterbricht, und nicht zu schnell auf einander folgt. Auf diese Art haben Sie die Güte, wenn Alles berichtigt ist, und auch die noch am Ende der Anmerkungen bemerkten Veränderungen des Textes eingeschaltet sind, das Ganze von einer saubern sichern Hand abschreiben zu lassen, und es sodann an Herrn Göschen zu überschicken. Den Preis wird er schon, wie sich's gehört, machen — aber unter zwei Carolin lasse ich den Bogen nicht, und verlange dazu noch zwanzig

gute Exemplare für mich. Ich habe mir's sauer werden lassen, und ich weiß, daß die Arbeit Liebhaber finden wird. Der Titel bleibt blos: Elegien von Properz.

Nun hab' ich aber noch die Hauptbitte an Sie, nämlich, daß Sie das Leben des Dichters dazu schreiben möchten! Sie haben so viel Geschick und so viel Weitläuftigkeit der Kenntnisse, daß Ihnen das etwas sehr Leichtes werden würde, was mir anjetzt beinahe unmöglich ist. Sollten Sie mir dennoch diese Bitte nicht gewähren können, welches ich doch von Ihrer Freundschaft hoffe, so bitte ich es einem Manne aufzutragen, in den Sie das Zutrauen setzen — mehr sage ich nicht. Es versteht sich, daß solches nicht unentgeltlich geschieht. Die kleine Elegie des Ersten Buches, die ich zur dreizehnten meiner Sammlung gemacht habe, könnte diesem Leben mit einigen Erläuterungen angehängt, und so aus dem Texte weggelassen werden. Das Leben des Properz in Barths Ausgabe gibt Umstände genug, auch ist die Vorrede in Burmanns Ausgabe nicht ganz leer. Letztere hat Herder von mir. Ich bitte, sich solche von ihm holen zu lassen. Vorzüglich wünscht' ich, daß dabei auf das Verhältniß des Dichters mit den Dichtern seiner Zeitgenossen, insonderheit wegen der Jahre und ihres Alters gesehen würde; auch wäre der Umstand wohl nicht zu übergehen, daß Properz unter allen römischen Liebesdichtern allein von dem Concilium zu Trident (wenn ich nicht irre) als untadelhaft und erlaubt ist erklärt worden. Zu einer kleinen Vorrede hab' ich mich selbst schon gerüstet, und solche werde ich schicken, sobald ich von dem Drucke des Werkes selbst was erfahren werde, dessen Erscheinung ich gar sehr zur Ostermesse wünschte, und Sie deßhalb recht inständig bitte, die Sache zu betreiben. Von dem kleinen Kupferstiche dazu wird Ihnen unser Heinrich Meyer gesagt haben.

Und nun weiß ich nichts mehr über dieses unbedeutende Geschäft, wobei ich nur bitte, daß Sie ferner Güte, Geduld und Nachsicht haben mögen, und mein erstes und spätes lite-

Digitized by Google

rarisches Kind befördern und beglücken. Jetzt trägt mich mein ganzes Verlangen nach Lukrez hin, den ich mit allem Eifer, den mir meine Kräfte noch erlauben, betreiben will.

Empfehlen Sie mich den Freunden, und nehmen Sie Sich meiner mit Liebe an. Grüßen Sie Goethe, wenn Sie ihn besuchen, und sagen, daß ich die Zeichen seiner Freundschaft für mich auch ohne Schrift und Zeichen gespürt habe. Ich werde ihm nächstens schreiben.

Leben Sie wohl!

Ihr treuer Freund

Knebel.

4.

Ilmenau, den 17. März 1798.

Ich bin herzfroh, daß Herr Göschen den Druck der Elegien noch aufgeschoben hat. Es rundet sich so Manches noch zu meiner Zufriedenheit, und ich ruhe nicht, den möglichsten Gesang in diese Hexameter und Pentameter zu bringen, wozu mir das treffliche Ohr meiner Geliebten, das keine rauhe Töne vertragen kann, nicht geringe Dienste leistet. Wenn also Herr Göschen über meine armen Verse bankerott werden sollte, so ist es wahrlich meine Schuld nicht. Mirabeau dachte in Paris, durch eine Übersetzung des Tibull — die ich nicht kenne — seinen Finanzen emporzuhelfen. Bei uns kann man so was gar nicht verkaufen. Doch wir Deutschen sind zu Demüthigungen schon von der Natur geschaffen, und Herr Göschen muß am besten wissen, was sein deutsches Publicum zu verschlucken gewohnt ist.

Ich lasse indessen hier Alles wieder, und vollkommen zum Drucke abschreiben. Herr Göschen braucht keinen Kreuzer deßhalb auszugeben. Sagen Sie mir nur, ob Sie wegen eines Leben des Properz etwas bestimmt haben. Bei

meiner geringen Belesenheit und fast gar keinen Hülfsmitteln hier dürfte solches etwas trocken ausfallen — doch will ich es auch machen.

Sed jam satis de his! Ich suche mir hier nach und nach das Beste unserer neuen Literatur zufließen zu machen, und so erhalt' ich auch Ihren Merkur, der mich auf eine freundliche Weise mit Ihnen und dem guten W. in Gesellschaft setzt. Es war mir wirklich erbaulich, daß Letzerer, in seinem Gespräche unter vier Augen, noch so wenig an der alten Ordnung der Dinge verzweifelt, daß er sogar, zu Erhaltung derselben, ein neues Ideal von Monarchen sich formet, wie — keiner je gewesen ist, und also keiner wahrscheinlich je werden wird. Unsere Herrn in Rastatt arbeiten indeß desto sorgfältiger daran, diese alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verschwinden zu machen, und den Franzosen den Weg hierzu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, sich selbst gewissermaßen absetzen zu können, — dann könnte vielleicht so Etwas noch bestehen. Das ist der gute Kaiser nicht, der, wie man gewiß sagt, gegenwärtig an der Auszehrung krank ist, und der brave junge König in Preußen auch nicht, mit aller seiner Anstrengung und Fleiß. Daß also wenigstens der größte Theil des südlichen Deutschlands noch schweizerisirt werden dürfte, ist sehr wahrscheinlich.

Danken Sie Wieland tausend Mal für die Liebe und gute Meinung, die er für mich hegt, und daß er mir wenigstens noch etwas gesunde Vernunft zutraut — das, bei den wankenden Zeiten, die in Weimar gewöhnlich sind, nicht immer zu erwarten war. Sagen Sie ihm, daß ich mit meinem Zustande so zufrieden bin, als man es sein kann; daß ich mich — um eines politischen Ausdrucks mich zu bedienen! — durch einen neuen Zuwachs in meinem Innern gleichsam arrondirt finde; und daß, wenn ich heute noch eine Wahl zu treffen hätte, ich keine bessere für mich zu machen wüßte.

Vossens Übersetzung der Bukol. Gedichte des Virgi ist mir hier zu handen gekommen. Ich kann sie aber durchl aus nicht lesen.

Was der Mantuanische Schwan in die Saiten gesungen,
Tönet er augenblicklich ihm nach auf Nordischem Hackbret.

Leben Sie wohl, lieber Freund.

Ihr aufrichtiger Freund

v. K.

5.

Ilmenau, den 4. April 1798.

— An Lesebeschäftigung fehlt es mir nicht, und der größte Theil meiner Zeit geht anjetzt damit hin. Etwas beschämt war ich, Ihre schönen Abhandlungen über das komische Wesen der Alten erst aus dem Magaz. Encycl. kennen zu lernen; doch freute mich die Ehre und die Distinction, mit welcher sie in Frankreich aufgenommen werden, und die Achtung, die man Ihnen widerfahren läßt. Es ist doch wahr, daß die Franzosen ein eigenes Geschick haben, Kränze zu flechten, die zum Nachruhm reizen.

Danken Sie dem guten Vater Wieland für sein herzliches Andenken, so wie ich den Genien der Dichtkunst und guten Sprache danken will, daß sie ihn so wohl erhalten. Nur, (unter uns gesagt!) wollte ich, daß Sie ihn aus seinem politischen Dialog, unter vier Augen, bald ganz gemächlich herausbrächten. Zu Anfang der Revolution ist es in der That erlaubt gewesen, Manches auf diese Art zu räsonniren und deräsonniren, und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden sollte, es mit Fabeln und Geschichten voriger Zeiten zu vergleichen. Jetzt erwartet man von einem Manne, wie Wieland, tiefere Blicke, allgemeinere Resultate; nach den Angaben und Fortschritten, die wirklich der menschlich

Geist und Verstand vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moralischen Dingen, wie in chymischen, durch eine Veränderung des Prozesses und neuer Hinzuthat einiger Materialien, auch einen ganz veränderten Zustand hervorbringen. Übrigens unter den Augen eines Buonaparte, die in dergleichen Sachen doch wohl mehr als die vier Wielandischen sehen möchten, so — ich darf es wohl sagen — dreist hinein in die Welt zu sprechen — pudor vetat. — Wir Andern — die wir noch das Brod der kleinen Fürsten Deutschlands essen — sollten von politischen Dingen lieber gar schweigen. Erstlich sieht man uns den bornirten Horizont gar zu sehr an, und überdieß spürt man doch auch immer was von der unterthänigen Nachschleicherei, wie es der selige Pastor Stolle zu nennen pflegte.

Leben Sie recht wohl, und bleiben Sie meiner, wie bisher, eingedenk! K.

6.

Ilmenau, den 31. Juli 1798.

— Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe selbst zu Aufsätzen in französischer Sprache ermuntert. Wenn ich auch die Fertigkeit in derselben hätte, die Sie die Güte haben, von mir zu muthmaßen, die mir aber bei weitem fehlt, so würd' ich mich doch nie entschließen können, etwas Eigenes in einer fremden Sprache darzustellen. Wer Nachrichten oder Entdeckungen der Welt mitzutheilen hat, mag es leicht in jeder Sprache thun; wo aber die eigne Art eine Sache anzusehen, der Schrift den ganzen Werth geben müßte, da muß auch die ganze Sprache uns zu Gebote stehn, die auch selbst, wenn gleich Muttersprache, alsdann oft enge wird.

Etwas Politisches, oder auch Politisch-Moralisches für uns Deutsche zu schreiben, finde ich ganz unwerth. Wir sind

hierin, d. h. in unserm politischen Zustande, noch zu weit unter allen cultivirten Nationen, als daß dieser einen philosophischen Anblick nur aushalten könnte. Solche Aufsätze, wie Sie jüngst in Ihrem sechsten Stücke des Merkur, von Herrn Ackermann, eingerückt haben, scheinen mir die einzigen zweckmäßigen und bestimmten. Er ist eines Nachfolgers Mösers würdig — des einzigen deutsch-politischen Philosophen.

Mein Lucrez übt mich; und mit ihm, und der Philosophie seines großen — so übelverstandenen — Meisters, will ich mich beruhigen. Das —

Certatur ingenio; divitiis, nobilitate —

mag für Weimar gehören, oder für wen es will. Mag es doch einem Deutschen auch erlaubt sein, daß er lebe; was so selten der Fall ist. Ich finde so eben noch in Ihrem Magazin Encyclopédique bei den Mémoires de Gibbon diese Stelle: — qui ont fait — les agrémens de sa vie et la solidité de son bonheur comme homme. Entre tous les peuples nous sommes distingués par l'inobservation de ces règles; nous ne combinons point notre vie, nous la livrons toute au hasard. —

Mit wie viel größerem Rechte könnte man das von uns Deutschen sagen! Selbst unsrer Vorstellung und Philosophie fehlt es an Combination und Lebenssystem. Genug! —

Bleiben Sie mein Freund.

Ich bin stets der Ihrige.

Knebel.

7.

Ilmenau, den 21. August 1798.

— Für die Mittheilung des interessanten Buches über die Appenzeller danke ich besonders. Es ist brav und schön geschrieben — aber ist es nicht um die gute Hälfte zu viel?

In der That, ich war im Begriff, Ihren Auftrag zu einer Mittheilung im Merkur zu befolgen, ich zeichnete mir die vorstechendsten Stellen an — um wenigstens einen deutschen Auszug zu machen — aber man verliert doch etwas die Geduld! Man müßte ja aus dem Buche wieder ein Buch machen. Und das in einer Materie, die jetzt so battue und rebattue ist. Könnte sich doch der deutsche Genius etwas kürzer fassen, und aus einem Worte zu seiner Zeit nicht gleich ein Alphabet schmal gedruckt machen!

Es kann sein, daß ich unrecht habe; aber der Auszug ist mir einmal unmöglich worden. Und fürs Französische ganz und gar. Die machen es mit drei, vier Seiten. Das Werk ist schon in diese Sprache übersetzt. Überlassen Sie ihnen ihr Urtheil! Sie müssen gewiß treffliche Sachen darin finden. Es schickt sich nicht einmal für einen Deutschen, ihnen hierin vorzugreifen. Was das Beste in dem Buche ist, ist noch für uns Ketzerei.

Ich erhole mich immer wieder aus den französischen Blättern, wenn mich die deutschen beinahe zu Grunde gerichtet haben. Was für treffliche Sachen sind nicht in den **Journaux de Paris**?

Vom guten Göschen habe ich auch wieder einen Brief erhalten. Er versteht sich zu zwei anderweitigen Carolins für den Kupferstecher Guttenberg. Sonst klagt er mir sehr, und, wie es scheint, mit Recht, über den schlechten Abgang seiner neuern trefflichen Verlagsartikel. Das deutsche Publicum ist aber ein miserables Publicum, man mag nun sagen, was man will. Die Franzosen haben ganz den richtigen Takt für sie in Rastadt. Wer sich selbst verächtlich macht, muß verachtet werden.

Ich arbeite jetzt Tag und Nacht an meinem Lucrez, und wollte die Hälfte schon Ostern herausgeben. Herr Göschen widerräth es mir, und daß ich das Ganze möchte zusammen kommen lassen. Darf ich Sie um die englische Übersetzung

von Creech bitten? Es ist die einzige, die mir fehlt, und Creech ist ein trefflicher Mann.

Leben Sie recht wohl, und erhalten mir Ihre Freundschaft!

v. K.

8.

Ilmenau, den 18. September 1798.

Hoffentlich sind Sie anjetzt wieder in Weimar, welches ich blos nach Zeit und Umständen schließe, denn meine Nachrichten aus Weimar sind so karg, oder vielmehr ganz und gar ausgetrocknet, daß ich nur aus den Zeitungen, zuweilen auch aus Briefen aus dem Reiche, Nachrichten darüber erhalte. Diese Nachrichten haben mir auch gebracht, daß unser Herzog abermals in preußische Dienste gegangen ist, worüber ich denn diesem herzlich Glück wünsche. Sonst ist in diesem Harpokratischen Zeiten weiter nichts zu sagen, und der Finger ruht selbst besser auf den Lippen, als auf der Schreibfeder.

Der Buchhändler Hofmann in Weimar hat mich mit einer Last Journale und literarischer Producte überhäuft, unter welcher ich dermalen seufze. Das Meiste davon bleibt freilich von mir unberührt, doch hab' ich auch Manches gefunden, das mir Ärgerniß, und Manches, das mir wunderbaren Genuß gab. Unter Letzteres gehören die Palingenesien von Jean Paul, die ich zwar anfänglich auch nicht berühren wollte, aber wer, wenn man sie einmal berührt hat, kann sich von ihnen losmachen? Ich höre, der Verfasser sei kürzlich in Weimar gewesen. Der gute Mann! Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr bewundern oder bedauern soll.

Von Ihren trefflichen Arbeiten erfahre ich nur immer aus den Pariser Journalen, wo es denn auch eher der Mühe werth ist, genannt zu werden, als in unsern Journalen oder Zeitungen — die sich gar ein wunderliches Air in dieser letzten Zeit

geben, und sich über Alles hinaussetzen, was menschlich oder ausländisch ist. Ich habe kürzlich den Monat Julius von der Jenaischen Lit. Zeitung durchgeblättert. Da sieht es aus, wie außer dem Serail des Großsultans; lauter aufgespießte Köpfe, aufgesteckte Nasen und Ohren. Da ist keines Menschen geschont, am wenigsten eines Franzosen. Die geistreichen feinen Briefe der Frau von Senanges stecken da wie ein Huronenkopf mit ächter deutscher Rüpelhaftigkeit. Sind wir nicht eine sublime Nation! Und dagegen die Urbanität in den französischen Journalen gegen unsere Producte!

Meiner Freundin, einer Frau v. Reizenstein (der Tochter des Hofraths Markard in Hannover), die sich unterstanden hat, voll edler Absichten, ein kameralistisches Buch zu schreiben, begegnen sie in der Lit. Zeitung, und weisen sie aus ihrem mystisch-gelehrten Jerusalem hinaus, wie ungefähr der Stadtknecht eine Landläuferin zum Thore hinaus weisen würde. O die edle deutsche Nation! Dafür machen sie sich weiß und blähen sich in ihrem Eigendünkel, der ganze griechische Olymp sei bei ihnen eingekehrt, und nun bei ihnen heimisch geworden. O die Armseligen! die weder Geist, noch Herz, noch Verstand, noch Geschmack haben. Leben Sie wohl, lieber Freund!

Ich bin der Ihrige.

v. **Knebel.**

9.

Ilmenau, im November 1798.

Beiliegender Brief, lieber Freund, wird Ihnen bezeugen, daß ich mich, sogleich nach meiner Ankunft allhier, in die Erinnerung Ihrer Freundschaft bringen wollte. Nun bezeugt mir Ihr Schreiben, daß Sie mir beinahe darin zuvorgekommen sind, und mit Dank erkenne ich Ihre fortgesetzte Güte gegen mich.

Was nun sogleich die Properzische Unternehmung betrifft, so danke ich Ihnen und Ihrem Freunde, Herrn Göschen, für alle die Willfährigkeit, die Sie Beide gegen mich haben. Mein Schicksal wird wohl nicht sein, durch literarische Producte mich zu bereichern, auch drückt mich der Geiz nach dem Autorruhme so sehr nicht, daß ich nicht gänzlich mich mit demjenigen begnügen sollte, was Herr Göschen sogar mir vorzubezahlen die Güte gehabt hat, noch daß ich nicht von Ostern bis Michaelis warten könnte, die deutschgekleideten Amores in der gefälligen Gestalt zu sehen, in welcher sie Herr Göschen wird erscheinen lassen. Letzterer muß nun aber einmal das Werk behalten, es erscheine nun wann und wie es wolle; er hat sich einmal zum Taufpathen dieser Kinder selbst gebeten, und das Geschenk hierzu erlegt. Nur muß ich bitten, daß er den kleinen Cupido selbst auf seine Kosten nehme, den ich bei Herrn Guttenberg in Nürnberg bestellt, und den unser Meyer nach Goethes Ring gezeichnet hat. Der Bube ist zu jedem Werke gut, und reizt vielleicht auch den Unverständigen zum Kaufe des Buches. Übrigens bitte ich Sie, mir meine Pflegekinderchen wieder zu schicken. Sie sollen durch den Aufschub noch etwas gezogener werden. Ich fühle mich freier in dieser Luft, als bisher.

Grüßen Sie den trefflichen Wieland, bei dem ich so oft im Geiste bin. Ich wollte, er könnte sein Oßmanstädter Schloß hierher wälzen, wir würden vielleicht Beide vergnügter dann sein; denn hier ist gerade so viel, als man in unsern Jahren und bei unsrer Denkungsart von der Menschheit noch braucht, und man sieht sich von seinen — leidenden — passiven Freunden nicht zu sehr entfernt, und doch von den übrigen faecibus humanitatis separirt. Auch ein mäßiges l'Hombrespielchen ist hier nicht schwer zu erreichen, und gehört mit zu dem indoli und genio aetatis. Nur muß man den weisen Sinn des Königs von Pelew nicht verlassen, der mit seiner

Insel die Welt begrenzt glaubte; und hierzu sind die nahen Berge sehr hülfreich.

Lassen Sie die Bitten meines beiliegenden Briefes nicht ganz umsonst gethan sein, und schicken Sie mir von Zeit zu Zeit einige geistige Nachrichten von der andern Welt herüber — so viel als ein Mensch brauchen kann, der die Welt, nach Kantischer Art, als Erscheinung genießt.

Leben Sie recht wohl.

K.

10.

Ilmenau, den 13. März 1799.

Wie wohl ist mir, — sie mögen nun von mir sagen, was sie wollen, und mich brav ausrichten, — wie es denn Gewohnheit da ist — daß ich nicht in Weimar bin! Ich habe keinen Sinn mehr für ihr charakterloses Wesen. Hier bin ich wenigstens für mich in Ruhe, meine Gesundheit ist gut, und ich hoffe doch noch in einigen Dingen weiter zu kommen — worin ich mich, bei meinem Hofherumziehen, sehr versäumt habe. Ein noch etwas mehr unterrichteter Freund ist Alles, was mir fehlt. Von Goethe hab' ich seit ein paar Monaten keinen Brief erhalten. Ich hab' ihm heute geschrieben. Die Schlegels haben mich in dem zweiten Stücke Ihres Athenäums wieder sehr geärgert, wo sie so jungenhaft über die größten Männer, Leibnitz und Andere, absprechen. Was das für ein Ton ist! Nichts ziemt dem Deutschen weniger, als Insolenz; es müßte denn ein Jagdjunker sein!

Es sieht überall sehr unruhig im Reiche aus. Die Franzosen sollen schon am Ottenwald stehen. Wir sehen großen Veränderungen entgegen. Sie sehen, wie die Baiern gegen die Österreicher aufgebracht sind. Davon wird man Gebrauch

machen. Und wenn kein Kaiser mehr ist, so ist auch kein Churfürst mehr.

Haben Sie schon etwas von Herrn Friedr. Schlegels Lucinde gesehen? Was muß das für ein Werk sein? —

Ich schließe für heute, und grüße tausend Mal.

Verzeihen Sie mir, Lieber, dieß Mal meinen lakonischen Brief! K.

Die Leute freuen sich sehr, wenn ich Ihnen hier sage, Sie würden vielleicht um Pfingsten herüberkommen. Jeder will Sie haben. Der Rentcommissar Herzog streitet sich mit dem Superintendent Teubner um diese Ehre. Die Leute sind gewiß herzlicher, als in — W. und meinen es aufrichtig. Ich wollte, ich könnte Sie logiren. Vale.

11.

Ilmenau, den 17. März 1799.

Heute erhalte ich Nachrichten von Nürnberg, nach welchen die Franzosen schon bis Stuttgart und Tübingen vorgerückt sind. Auch sprechen die Erlanger Zeitungen von einer Affaire unter dem General Hoze, an den Grenzen von Graubündten — wonach es denn unvermeidlich scheint, daß das Kriegsfeuer ausbrechen, und allem Ansehen nach allgemein werden wird. Die Herzogin von Würtemberg soll dermalen schon in Bayreuth sein.

Es scheint nicht, daß sich Preußen außer dem Stich werde erhalten können, und die innere Unzufriedenheit wird in den fränkischen Landen fortdauernd organisirt, da Nürnberg aufs Neue mit Zöllen und Abgaben bedroht wird, und der Mißmuth steigt daselbst aufs Höchste.

So fressen sich die biedern Deutschen unter sich selbst auf, und geben sich den Fremden nachher zum beliebigen Raube und zur Verachtung preis.

Da Sie vielleicht die geheimen Artikel von Campo formio noch nicht gelesen haben, so lege ich sie Ihnen hier bei, wie sie aus einer sichern Zeitschrift sollen gezogen sein. Politisch und vortheilhaft fürs deutsche Reich waren sie wenigstens nicht.

Für die übrigen literarischen Neuigkeiten danke ich. Das ist noch immer die beste Welt, worin man lebt, und ich halte mich auch fast allein an sie. Goethe hat mir die erste Hälfte des dritten Stückes der Propyläen geschickt, worin sein Aufsatz über Diderot sehr scharf gefaßt ist, und Meyers Niobe sehr belehrend und schön. Schade, daß wir alle diese Dinge nur durch Geistesaugen sehen müssen, wodurch sich denn die Hälfte des Werthes verliert.

Die Sache mit Fichte ist eine abgeschmackte Sache, weil Herr Fichte selbst abgeschmackt ist. Ich habe so eben die Appellation an den Menschenverstand von Herrn v. Halem gelesen. Sie ist etwas sehr ordinär, aber übrigens wahr. Unser braver Ackermann hat mir gestern einen Aufsatz von sich, über die Hinrichtung des Kanzler Krell in Dresden, mitgetheilt. Er hat ihn für den Merkur bestimmt, und Sie werden ihn nächstens erhalten. Er ist recht brav, und für die Stunde der Zeit. Es ist mir lieb, daß ich diesen Männern hier doch zuweilen auch mit einigen Novis aushelfen kann. Dieß gereicht ihnen zu großem Trost.

Leben Sie wohl, Lieber, und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft! —

Knebel.

12.

Ilmenau, den 9. April 1799.

— Um des Merkur willen klage ich wahrlich Sie nicht an. Ich fühle recht wohl, welches Verdienst Sie um ihn haben,

und er ist mir durch das, was Sie für ihn leisten, jederzeit interessant. Aber wahrlich des politischen Gewäsches von Wieland bin ich satt, und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt (die ich nur zu wohl kenne), und dann doch das weise Ansehen, das man sich giebt, so erweckt dieß besondere Gefühle, die eben nicht die angenehmsten sind. — Wer hat doch den ersten Aufsatz des Februar gemacht? Mich deucht, das sei kein übler politischer Kopf.

Haben Sie die Anzeige von Schillers Wallenstein in der Allg. Zeit. gemacht? Sie ist recht gut, und das Stück hat dadurch Interesse für mich erhalten.

Was ich zu Fichtes Händeln sage? Nichts. Die Sache ergiebt sich von selbst. Aber daß Fichte keinen Widerruf thut, freut mich von ihm, und ich schätze ihn nun im Praktischen höher, als im Theoretischen. Wie läßt sich eine Sache widerrufen, die aus der Überzeugung kommt, sei sie, welche sie wolle. Ist das nicht ein Gewissenszwang? — Unser Freund Wieland würde sich schon anders benehmen, und der Sache ein Mäntelchen umzuhängen wissen. Aber Eine Stimme ist nur für Fichte, und die Sache wird ihm gewiß Ehre bringen — ob ich gleich den Grund der Sache selbst etwas vernünftiger wünschte.

Die Nürnberger Geschichten sind dumm und abgeschmackt genug, und ganz in dem Geiste der dortigen Politik. Man hat nun die Adler an den Thoren wieder abgenommen, sich Widerrufe gegeben, ganz ohne Ehre und ohne Kopf, nach der neuesten deutschen Politik — sucht aber anderwärts beizukommen. O des niederträchtigen Elends! — —

Die französischen Journale erhalten Sie heute noch nicht — aber nun das nächste Mal! — Dafür erhalten Sie hier einige Nürnberger Karikaturen, die Ihnen Spaß machen werden. Sowohl Unterschrift als Zeichnung hat was Eignes, Feingefaßtes.

Wollten Sie mir dafür den Humboldt über Goethes Hermann und Dorothea nur zum Ansehen schicken, so würden Sie mich verbinden. Vale et iterum vale!

K.

Gehen Sie doch zu Herders; sie werden Sie gewiß gut aufnehmen! —

15.

Ilmenau, den 13. August 1799.

— Ihren Hesiod habe ich aufmerksam studirt. Es ist mir kein Zweifel, daß er älter sei, als Homer; wenigstens sollte ich dieß aus einer gewissen Ungebildetheit, aus den derben Sprüchen schließen, worin er doch hinter Homerischer Kunst weit zurückbleibt. Ich läugne aber nicht, daß dieß Rohe bei ihm — das aber doch griechisch-roh ist, mir sehr wohlgethan hat. Leider hab' ich mich nicht immer des Textes, sondern öfter der Übersetzung bedient, die recht brav sein würde, wenn sie etwas gearbeiteter wäre.

Ich selbst beschäftige mich übrigens mit Allerlei, und habe kleine Versuche der Muße gemacht, die ich fortzusetzen gedenke, wenn sie mir günstig bleibt. Ich finde aber keine andre mehr für mich, als die ernste Bahn, und suche hierin, so viel ich nur kann, von unsern Alten zu erreichen.

Daß die beiden Herrn v. Einsiedel hieher ziehen — von welchen der jüngere schon hier ist — werden Sie gehört haben. Es sind gute, gefällige, stille Leute, ihr Hiersein ist mir deßhalb angenehm.

Sollten Sie einen kleinen Vorrath von französischen Journalen haben, so bitte ich, mir davon mitzutheilen! Ob ich gleich mit dieser Nation ganz zerfallen bin, da die Folgen uns ihre gänzliche Unzuverlässigkeit hinlänglich darthun, so kann

ich mich doch nicht entbrechen, einige ihrer Schriften und Journale mit Vergnügen zu lesen. Sie geben uns immer so reichen Stoff zur Unterhaltung.

Haben Sie die Lucinde — oder wie das Geschöpf heißt — von Herrn Schlegel, so theilen Sie sie mir auf acht Tage mit. Ich stehe gern, mit Allem was ich habe, für Sie zu Befehl — wenn ich nur viel für Sie hätte! — Was machen Sie bei Ihrer Madame la Roche? Leben Sie recht wohl und erhalten mir Ihre Freundschaft.

Knebel.

Auf den 18. oder 20. dieses wird der Herzog hier erwartet, der ein paar Tage in unsern Wäldern verweilen will.

14.

Ilmenau, den 5. November 1799.

Wie kann ich Ihnen für Ihre allgefällige Freundschaft genug danken? Auch unersucht kommen Sie mir zuvor. So hat mich der Anblick des Vossischen Virgils sehr erfreut. Was Voß sein will, ist er so meist; aber was würde er sein, wenn er mehr Geschmack hätte! Wahres Gefühl für den Geist, die Sache; nicht für kahle Sylbenmessung und Wortstellung. Er sieht den Geist der Alten etwas gespenstermäßig, im kahlen Umriß der Worte, nicht in ihrer Seele und in ihrem Blute. Dessenungeachtet sind mir seine Arbeiten sehr schätzbar — bis auf die Oden des Horaz, die ich ausnehme.

Das Titelkupfer gefällt mir sehr. Sie sind recht gütig, daß Sie meinen kleinen Producten so viel Theilnahme vergönnen mögen. Wenn Sie — wie andere Leute hierher gekommen wären — so hätte ich Ihnen noch ein paar andere Elegieen von mir vortragen können — und bald auch einen Hymnus an die Sonne. Von den griechischen, die ich kenne, konnte ich zu letzterm nichts brauchen. Fällt aber Ihnen irgend etwas

Vorzügliches aus der Anthologie, oder aus den Orpheischen Hymnen auf die Sonne ein, so bitte ich darum. Die bloßen Geschlechtserzählungen und Mythen können auf uns wenig Wirkung mehr machen.

Ihre Here oder Ilithyia hat mir unendlich gefallen. Ich habe sie noch denselben Abend durchgelesen, da ich sie erhielt. Wie Sie es doch machen, daß Sie so viel Schickliches und Interessantes bei so einer Gelegenheit anbringen können! Eins reiht sich immer so gut ans Andere, und erhöht des Vorigen Werth.

Kotzebues neuestes Product über die Schlegel möchte ich wohl sehen. Sehr richtig, obgleich etwas hart, scheint mir das, was Herr Merkel über sie gesagt hat, und das ich von Gerning weiß.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich ferner in gutem Andenken.

Ihr

K.

15.

Ilmenau, den 28. December 1800.

Ueber unsere schöne Literatur zieht sich ein auswärtiges Gewitter zusammen, das beinahe mit einer Niederlage, gleich der politischen, droht. Wir haben es wahrlich an die Ausländer, vorzüglich an die Franzosen, durch unsere Herabwürdigung und unsern Eigendünkel gebracht. Jetzt wollen sie doch in der That mit Recht sehen, was uns nur so stolz macht: und ich fürchte, es gibt außer der übelunterrichteten Madame de Staël (wie Sie uns im Merkur versichern) noch mehrere, die mit ihren Augen sehen. In den Décades philosophiques, in dem Mercure de France etc. ist hierüber nur Ein Urtheil — „es fehlt den Deutschen noch so ziemlich an

Sinn und Geschmack." Herder hat es in der Philosophie klar dargethan, und wenn man unsere lumina mundi, unsere Schöngeister, vornimmt, so wird sich noch Manches darthun lassen, was auf keine geringere Resultate zielt.

Es wäre wohl hübsch gewesen, wenn Sie die Feiertage bei uns hätten zubringen wollen, Sie beschäftigter Mann! und hätten uns über die Calamitäten des aus- und eingehenden Jahrhunderts trösten wollen. Von Nürnberg erhalte ich gar keine Briefe mehr. Es muß betrübt da aussehen. Auch eine Liste, die ich zum heiligen Christ von da erhalten sollte, ist wahrscheinlicher Weise in die Brüche gegangen. Wie dauern mich die armen guten Menschen! Der hiesige Magistrat traktirt die Honoratiores und die ganze Bürgerschaft zum eingehenden Jahre. Sie lassen sich's doch ein drei bis vierhundert Thaler kosten.

Wegen der Nürnberger, Ansbacher u. s. w. Künstler und Kunstschulen will ich schreiben, sobald sie dort Ruhe haben. In Nürnberg, sagte man mir, seien zwölf Kupferstecher allein, worunter, wie ich Zeuge bin, brave Künstler sind. Aber sie haben kaum zu essen. — In Ansbach und Baireuth ist — nichts; denn diese Städte gehörten ja Fürsten an — die Millionen Schulden machten. So unterscheidet sich der Deutsche — vom Deutschen!

Leben Sie recht wohl!

Ihr

K.

16.

Ilmenau, den 31. März 1802.

Gerning hat mir seine Reisen*) geschickt. Sie nehmen sich in der That munter und gut aus, und haben einen

*) Reise durch Oestreich und Italien von J. J. Gerning. Frankfurt, 1802. Drei Theile.

lebendigen Anstrich, der den Deutschen, aus Ursachen, so oft fehlt. Ich wollte, sie fänden einen liberalen Anzeiger, der die Sachen nicht zu scharf nähme, sondern, nach Art der französischen Blätter, nur das Gefällige heraussuchte. Diese Reisen hätten eigentlich als Briefe sollen eingekleidet werden, wovon jeder nur bringt, was die Stunde gibt. Zu scharf darf man das Meiste nicht nehmen: aber es herrscht ein guter Humor darin. Ich, für meine Person, hätte mich zwar etwas zu beklagen (vielleicht in diesem Punkte mit mehrern Andern). Der Verfasser hat nämlich Stellen aus meinem Lucrez angeführt, und sie nach seiner Art verbessert; womit ich doch nicht zufrieden sein kann.

Die Klagen über die Langeweile und centnerschweren Dialogen in Schillers neuestem Stück sind groß. So geht es. Wenn der Dichter kein Publicum hat, mit dem er zu sprechen gezwungen wird, so spricht er endlich mit sich — und da kann es freilich an Langeweile für Andere nicht fehlen. Die Schellingianer sagen: Schiller habe ganz und gar keine sinnliche Anschauung; er habe keine Welt, als die in ihm vorgehe — nur etwa noch in militärischen Aufzügen und Vorstellungen, wovon er die Erinnerung aus frühern Zeiten habe. Sein Bestes sei nur Bruchwerk, u. s. w. Ich weiß nicht, wie weit dieß Alles wahr ist; aber wahr mag es doch wohl sein, daß Manches im Wallenstein überschätzt worden ist. Wer kann sich aber da der freien Kritik bedienen — die doch so nöthig ist! Desto plumper und herunterreißender fangen es auf anderer Seite die Herren an. Wann wird einmal wahre Kritik unter uns erwachen! —

Mit steter verbindlicher Freundschaft der Ihrige.

K.

N. S. Was Sie über Sch. sagen, daß er seine Mißgriffe so kunstgerecht motivirt, ist trefflich. Ach, die verdammte Kunst!

Digitized by Google

17.

Ilmenau, den 30. April 1802.

Ihre kleinen Abhandlungen aus Paris, die Herr Bost so geschmackvoll übersetzt hat, werden an der gesuchtesten Stelle meiner geringen Büchersammlung, als ausgezeichnete Proben der deutschen Kenntnisse und des Geschmacks, ihre Stelle finden. Die schönen Medaillen aus der neuen Zeit schicke ich mit dem verbindlichsten Danke hier wieder zurück. Sie haben mir und meinen Freunden Vergnügen damit gemacht. Dürfte ich eine kleine Kritik, die mir beim öftern Ansehen eingefallen ist, anbringen, so wäre sie diese: Paul I. Solch ein Gesicht konnte eine halbe Welt als Zuchtmeister behandeln!! Die fünf preußischen Monarchengesichter sind geschickt gestellt: nur gehört gerade der Mittelste gar nicht zur Familie. Der Erste, Friedrich Wilhelm, ist gar nicht gleich. Der Zweite, dem Gott gnade! sieht aus wie der Vollmond, der vor die Scheibe der Sonne rücken wollte. Der Dritte ist ganz gemacht, neben dem Hirtenstab auch den Scepter zu führen. Das Geiergesicht nimmt sich wunderbar in der Mitte aus. Die Reverse sind mehr malerischer als monetarischer Natur. Grotesk ist diese bei der französischen Münze. Der Friedenszweig, der über Frankreich ausgebreitet liegt, ist wohl von den Bäumen, deren Wurzeln zum Tartarus, und deren Gipfel an die Gestirne reicht. Herr Reich in Fürth, bei Nürnberg, macht dergleichen Erfindungen auf seinen zinnernen Schaumünzen. Trefflich aber ist das Bild von Buonaparte gearbeitet. Schade ist es doch, daß die Franzosen bei dergleichen Denkmalen nicht Männer von gründlichen Kenntnissen zu Rathe ziehen. Noch muß ich bemerken, daß auf der französischen Münze die Sonne im Westen aufgeht!

Verzeihen Sie dießmal meinen vielleicht etwas hyperkritischen Sinn! Aber da mich die Münzen reizten, so mochte ich mir auch etwas über sie denken — und ich fand nirgend eine wahre monetarische Vorstellung.

Was sagen Sie dazu, daß sich in der Eleganten Zeitung Herr Aug. Wilh. Sch** (ganz gewiß er selbst) weit über den Euripides hinaussetzt?

Wenn Sie mir nicht die geschmackvollen Pariser Blätter noch zuweilen zuschickten, so müßte man bei diesem kritischen Elend vergehen. Ein Theil von diesen folgt hier; der Rest nächstens.

Hier haben wir eine Wärme, wie fast im Sommer. Sie war nöthig, um dem alten Eisharnisch des Winters auf unsern Bergen vollends den Rest zu geben. Desto lieblicher lachen die Thäler.

Gedenken Sie meiner wegen des Wakefieldschen Lucrez!

Ihr treuer Freund

K.

Es hat mich sehr erfreut, daß unser Mounier Präfect geworden ist. Man sieht, daß Buonaparte das Nutzbare an dem Menschen kennt und es zu gebrauchen weiß.

18.

Ilmenau, den 27. Juli 1802.

Hier erhalten Sie den Alarcos mit dem ersten Boten wieder. Ich wollte Ihnen, Ihrem Verlangen nach, etwas Auseinandergesetzteres über das Stück schreiben — weil es in der That in Stellen täuscht — es ist mir aber unmöglich. Zum zweiten Male mag man es nicht wieder wohl ansehen. Es ist eine solche innere Verwirrung darin, die dem Wahnwitz nahe kommt, und parodirt sich überall selbst. Ich will von der Handlung selbst nicht sprechen, denn sie liegt vor Augen; aber die gänzliche innere Inconsistenz der Charaktere, die entweder platt sind, oder noch dabei Bösewichter und Narren. Keine Logik des Charakters, auch nur auf einer halben Seite.

Schon der Anfang der tollen Solisa, die jagt, auf der Laute zärtlich spielt — dann diese zerreißt und zerbricht u. s. w., deuten auf wahnsinnige Fieberhitze. Der König — ein tyrannischer Narr — willigt sogleich in das Gesuch seiner Tochter, einen Grafen zu heirathen. Aus was Alarcos zusammengesetzt sein mag, kann wohl Keiner errathen. S. 31 kündigt er sich als einen zweiten Egmont an: „Ruhm, Liebe, Glorie, Lust, sind mir des Lebens Herz," sogleich ists die Ehre allein, dann die unmotivirte Wuth, „Leichen auf Leichen, Höll, Pein und Blut!!" — O der hohen Darstellung!! Dann die Sprache! die Verse! bald gar nicht, dann halb, dann viertels gereimt! Bald Jamben, bald Trochäen, bald lauter harte männliche Endungen, dann lauter weibliche — Alles ohne Grund und Ursache! — O lassen Sie mich von diesem ästhetischen Tollhaus wegsehen! — Die zuletzt von mir noch bezeichneten Stellen sprechen den prophetischen Geist des Verfassers über sich selbst am besten aus. Diesem Verfasser ist es so unmöglich, in der menschlichen Natur sich etwas Zusammenhängendes zu denken, noch sein eignes Inneres zu verstecken, daß er sogar aus dem Dagobert einen erzweißköpfigen, platten Schuft macht. — — —

Ihr Unwohlsein thut mir gar herzlich leid. Ziehen Sie doch den häufigen Studien lieber etwas ab, und setzen es Ihrem Garten zu. Ich wollte es doch nicht wünschen, daß endlich gar die böse Krankheit Sie zu uns herüberbrächte. Aber man schreibt jetzt unserer Luft Wunderkuren zu -- und gewiß gilt es auch unserm braven Doctor.

Vergessen Sie mich nicht, und bleiben mir immer in holder Freundschaft zugethan!

Ihr

K.

19.

Ilmenau, den 4 August 1802.

Wie muß ich Ihnen nicht danken, lieber Freund, daß Sie mir den Regulus zugeschickt haben! Seit langer Zeit hat mich kein Gedicht so edel ergriffen. Hier ist Charakter, Sinn, Sprache, Bescheidenheit. Das sind Gedichte, die unsere Jugend auswendig lernen muß, und wenn mein Knabe nur etwas älter wird, soll er Ihnen Stellen daraus hersagen. Geist und Brust — das brauchen wir! — Nur das kann Menschheit bilden. Wie bin ich des poetischen la ri fa ri unserer Geniejunker so überdrüssig!!

Ich bitte, doch mir dieses Stück sogleich aus der Hoffmannschen Buchhandlung kommen zu lassen, und will deßhalb einen Zettel an dieselbe beilegen.

Was Sie mir über den Merkur schreiben, erfreut mich. Ich wünschte, daß ich zu dessen fernerm Gedeihen etwas beitragen könnte. Was ich in Nürnberg erholen könnte, dürfte leider fürs Erste nicht viel sein. Ich werde nur acht oder zehn Tage da verweilen, und habe Mancherlei zu suchen und zu besuchen — und die Herren da sind etwas langsam. Man braucht Wochen dazu, um manche Sammlung oder Bibliothek nur sehen zu dürfen. Da ist Alles wohl verwahrt.

Wenn Bertuch nicht den Handel mit Murr verdorben hätte, so wäre noch was anzufangen. Der thut für ein mittelmäßig Geld — man muß ihn nur kennen! — Vieles. Wenn Sie es mit einem Brieschen bei ihm einleiten wollen, so will ich hülfreich sein — aber Sie müssen mir anzeigen, was ich ihm etwa versprechen darf. Umsonst thut er nicht leicht etwas. Auch will ich Holzschuher anspannen — der aber etwas commod ist. In seiner Familie, oder vielmehr bei ihm, ist ein Bildniß eines seiner Vorfahren, von Albr. Dürer, das, nebst einem Kopfe eines Imhofs, in der Pellerschen Samm-

lung, unser Frauenholz für die ersten Portraits in der Welt hält, und sagte, die Kunst könne nicht höher steigen. Eine Copie von solchen Stücken könnte eine Schrift herrlich zieren. — Vale!

K.

20.

Ilmenau, den 15. August 1802.

— Haben Sie Goethes Lauchstädter Vorspiel, so schicken Sie mir es bald. Was nicht Alles für schöne Sachen darüber in der Eleganten Zeitung stehn! Welch ein hermaphroditischer Ton! Solche Kunstfaselei und kindischgefällige Beschauung; wie die kleinen Mädchen! Was wird nicht Alles in Deutschland — abgeschmackt! Die Philosophie haben sie so lange herumgetrieben, bis sie ihnen selbst zum Ekel geworden, und nun Einer nach dem Andern von den hohen Herren, den Messiassen der Vernunft, sich loszieht und bekennt, daß sein Nachbar — ein Esel ist. Nun treiben sie's eben so mit Poesie und Kunst. Dann kommt die Naturgeschichte in Speculation. — Das sind die Deutschen! und die leichten Franzen dagegen? — denen ist es Ernst.

Ich danke Ihnen für den Beifall, den Sie meinem Hymnus geben. Meine Selene wird mir etwas schwerer. Schicken Sie mir doch künftig einmal die Hymnen des Kallimachus u. s. f. Leben Sie wohl.

K.

21.

Ilmenau, den 28. October 1802.

Ich war schon einige Tage her betrübt über die wenige Aufmunterung, die ich bei meiner Arbeit am Lucrez haben würde, an der ich in langer Zeit nichts gethan habe, als mir Mittags beim Essen die drei Bände des Wakefieldschen Lucrez hingelegt wurden, die ich nun durch Ihre Sorgfalt und Güte erhalten habe. Meine Freude darüber war sehr groß, und ich sehe diese Sendung als ein bedeutendes Siegel an, daß mein Lucrez — wie er nun sein mag, noch ans Licht hervortreten dürfte. Ich bin dem trefflichen alten Sänger noch überdieß für meine Persönlichkeit zu viel schuldig, als daß ich ihm nicht ein kleines Andenken meines Herzens setzen möchte.

Nehmen Sie also meinen vollkommensten verbindlichsten Dank, nebst den beigelegten vier Friedrichsd'or, die ich gar nicht zu viel für den schönen Besitz finde. Ich denke mit dieser Hülfe meine sechs bis siebentausend sauer erarbeitete Hexameter diesen Winter über noch etwas zu reinigen. Zu den Noten — wie ich sie will — fehlt mir freilich ein gutes Theil Belesenheit, um sie allgemein interessant zu machen. Ich wollte, ich hätte einen Garve, oder so etwas, an der Seite; denn mit dem kritischen Text kann ich mich nicht einlassen; über den Inhalt aber ist noch Manches zu sagen. Vorzüglich möchte ich den Epikur ganz aus dem Verdacht des Atheismus herausziehen; vielmehr darthun, daß er die feinste Idee von den Göttern gehabt habe, da er sie ganz aufs Idealische pflanzte und die Kenntniß von ihnen blos aus dem Idealischen des Menschen hervorgehen ließ. Unsre christliche Religion hat gar einen fatalen Wirrwarr in diese reinen Urvorstellungsarten — wie ich sie nennen möchte — gebracht; obgleich der gute Cicero auch schon nicht zu viel von dem wahren Geiste des Epikur wußte.

Wenn ich nur einen kleinen Theil von Wielandscher Kennt-

niß und Belesenheit besäße, so wollte ich damit das Ansehen des Epikur so sehr herausheben, wie Er das geheiligte Ansehen des Plato, mit großem Recht und Verstand, wie mich deucht, etwas geschwächt hat. Niemand kann sich, beiläufig gesagt, an diesen Aristippischen Briefen mehr ergötzen, als ich. Sie machen Epoche in ihrer Art, und sind das Hellste, was der Verstand, und das Anmuthigste und Reinste, was der Geschmack geschrieben hat.

Sagen Sie mir doch, was Voß in Jena macht! Will er Professor da werden? oder was sonst? — Ich fürchte, daß ihm dieß Klima nicht bekommt.

Ahlwardts Übersetzung vom Kallimachus habe ich kommen lassen. Es ist, soviel ich fürs Erste merke, viel Fleiß und Gutes darin — nur fehlt es an Geschmack. Vielleicht wird die Zeit auch noch über die Deutschen kommen, daß sie einsehen, daß sie Werke des Geschmacks nicht ohne Geschmack wiedergeben dürfen. Die bloße Gelehrsamkeit spricht wahrlich das Werk keines Dichters aus. Mit ihr allein könnte ja der Dichter auch gar nicht bestehen. Die Satyre über die weimarische Ausstellung in der Zeitung für die eleg. Welt scheint von einem braven Künstler zu kommen, dem der Herrscher- und Posaunenton in Weimar auch nicht gefällt.

Unsere Musen-Almanachs-Dichter wickeln sich, wie es scheint, wieder in Windeln. Sie sind so gar unschuldig, halbverliebt und naiv! Mich deucht, der Kaiser Heliogabalus war es, der sich öffentlich einen Liebhaber hielt, an dessen Seite er zuweilen eine verschämte Venus vorstellte. So erscheinen mir die Naivetäten unsrer Dichter.

Mit dem verbundensten Herzen

Ihr aufrichtiger Freund

K.

Einsiedels Mohrensklavin hat eine treffliche Wirkung auf uns gemacht. Es muß sich gewiß bei der Aufführung auch gut ausnehmen.

22.

Ilmenau, den 4. Januar 1803.

— Was zuvörderst das vergoldete Kalb betrifft, dessen beide Bände ich Ihnen hier wieder zurücksende, so ist die Feder des Verf. leicht an ihrem Handzuge zu erkennen. Sie kann nämlich keinem Andern, als dem Verf. der Reisen durch Süd-Frankreich ꝛc., Herrn v. Thümmel, zugehören.*) Das Ganze ist aus dieser mittlern Art von Welt- und Menschenkenntniß, wo wir die Thorheiten, Leidenschaften, Intriquen, Schwachheiten, Eitelkeit, Stolz und alles dieses Geschlepp als die wahre Welt ansehen und erkennen, und mit dieser Erkenntniß uns wunderhoch begabt fühlen. Die neueste Zeit hat diese berühmte Weltkenntniß etwas in die Veraltung gebracht, und der einzige Buonaparte hat die Atmosphäre der Welt über die Wichtigkeit dieser Betteleitelkeiten und Leidenschaften (die nur an unsern kleinen Höfen noch gelten mögen) unendlich erhoben. Übrigens hat das Buch Witz und Kenntnisse genug; erstern nur öfter etwas zu gehäuft und gesucht. Die ausgeübte Feder des Schreibers läßt sich wohl nicht verkennen.

Noch muß ich Sie benachrichtigen, daß das einzige schöne alte Manuscript, das ich in Nürnberg kenne, vom Terenz ist, und zwar in der Eberschen Bibliothek daselbst. Ich kann nicht von der Wichtigkeit desselben urtheilen, da ich es nur angesehen habe. Vielleicht finden Sie im Murr etwas darüber, oder Sie schreiben ihm selbst deßhalb.

v. K.

---

*) Graf Benzel-Sternau war bekanntlich der Verfasser.

23.

Ilmenau, den 7. Februar 1803.

— Wenn Sie Voß über die deutsche Zeitmessung haben, so bitte ich darum. Mich deucht, diese vielen prosodischen Speculationen laufen in Kleinkrämerei, die den Deutschen, leider, so eigen ist. Ein wahrer Dichter fühlt seine Sprache, und weiß, was darin zu leisten ist. Unsern Gedichten fehlt es größtentheils an Wärme. Das ist doch wohl die Hauptsache; kalte Klügeleien ersetzen sie nicht. — Aber diese unglückselige Klügelei schreibt sich ja wohl schon von Klopstock und Ramler her. Beide haben dadurch ihre Werke verdorben; Jeder in seiner Art. — Die Einen wollen keine Kunst, und die Andern haben zu viel!

Schiller hat Recht, daß er sich nicht mehr zum epischen Dichter schickt. Er ist zu ausgearbeitet dazu. — Also Chöre der Griechen auf dem weimarischen Theater! — Ich kann mich von der Idee nicht losmachen, daß ein ernstes theatralisches Stück ohne ein dazu geeignetes Publicum nur ein halbes Werk sei, ein Spiel der Phantasie, ohne Realität. Drum hört' ich lieber von einer Opera buffa in Weimar. Wen soll das Übrige treffen? und auf was soll es hinleiten? — Große Leidenschaften, wo kein Gegenstand ist! wo Alles enge und klein — fühlen muß! — Sagen Sie mir doch was von dem unsterblichen Wieland! Ich höre so gar nichts von ihm, und verehre ihn doch wie einen der Götter. —

Grüßen Sie den kranken Geh. R. Einsiedel, wenn Sie ihn sehen. Und nun

Ihr treuer

K.

24.

Ilmenau, den 10. Februar 1803.

Der Nekrolog des Herrn Schlichtegroll ist mir längst als eine der verdienstlichsten Schriften unsers Vaterlandes vorgekommen. In Deutschland, wo man so schnell die Lebenden vergißt, und noch schneller die Todten, selbst wenn sie von hohem Range gewesen sind, ist es gewiß milde Gabe, dem Verdienste jeder Art wenigstens ein Blättchen gelegt zu haben. Die Engländer sind uns schon längst hierin vorausgegangen, und in ihren Zeitschriften und Obituaries findet man die Abbildungen distinguirter Menschen aller Art, mit einer oft ziemlich umständlichen Beschreibung ihres Lebens. Es wäre zu wünschen, daß Herr Schlichtegroll diese Zierde seinem Werke noch beifügen möchte, und uns wenigstens zu jedem Bande ein Bildniß einer Person, gerade nicht aus den Ständen zu geben, von welchen man die Bildungen noch am häufigsten antrifft. Übrigens sind wir mit der neuen Ordnung gar wohl zufrieden. Es ist gut, daß sich Herr Schl. seine Laufbahn nicht gar zu beschwerlich macht, um theils mehrere Individuen fassen zu können, theils auch nicht den Leser oft mit zu vielen Particularitäten zu überhäufen.

Über die Zeitmessung der deutschen Sprache von Voß habe ich gelesen, und schicke solche sogleich mit vielem Dank, obgleich ungebunden, zurück, da hier nicht die Gelegenheit zu letzterm ist. Das Werk ist mit vieler Einsicht und Kenntniß geschrieben; man bewundert den Fleiß, die Wissenschaft und den Sinn des Verfassers. Was den Hauptzweck, nämlich die gänzliche Nachahmung der griechischen Sylbenmaße und Taktweisen in unsrer Sprache betrifft, so läßt sich wohl erweisen, daß diese zum Theil möglich sei: ob aber der Aufwand hiezu, an Fleiß und Bemühung, bei einem irgend etwas längerm Gedichte, das im Feuer der Begeisterung gesungen

wird, nicht allzu beträchtlich sei, und ob es überhaupt nur möglich sei, daß ein Dichter, der zumal nicht die Kenntniß und Gewandtheit des Herrn Voß besitzt, ein lebendigeres Gedicht, ohne Härten und Übelklang von anderer Art, in diesen Versarten und unter diesen Bedingnissen der Prosodie, mit einer wenigstens anscheinenden Leichtigkeit verfertigen könne; das scheint mir wenigstens ein sehr schwerer Fall zur Entscheidung.

Wir haben zwar Beispiele, daß noch Dichter, außer Herrn Voß, dergleichen versucht haben; aber wie sind sie auch ausgefallen? Wer sieht ihnen Zwang und Noth nicht bei jedem Schritte an — und das ist es ja gerade, was der wahre Dichter zu vermeiden sucht. Übrigens sind treffliche Sachen zur Nachahmung und Belehrung in seiner Schrift.

Über den Freimüthigen ist man ja sehr aufgebracht in W. Ich habe nur die beiden ersten Bogen hier gesehen; vielleicht kommt er hier zur Lesegesellschaft. Des Unwesens ist freilich so viel und so mancherlei eingerissen, daß Alles einem Pasquill gleich sieht, was man nur davon schreibt und spricht. Aber das aeternum silentium ist nicht Jedem gegeben. Vale et fave.

K.

25.

Ilmenau, den 26. März 1803.

Ich bin Ihnen noch viel — viel Dank schuldig, lieber Freund, für das letzthin Überschickte. Die Fortsetzung über Frau v. Staël hat mich äußerst interessirt. Ich bitte, mir ja diese Nachrichten ferner nicht vorzuenthalten. Das Meiste ist so treffend, so richtig gefühlt. Hingegen hat mich der beigelegte Brief Ihres Freundes etwas in Verlegenheit und Trauer versetzt. So kann es Männern gehen, wie Herder, wenn sie sich in ihren kleinen Irritationen nicht genug zurückzuhalten wissen!

Herder war so. Er konnte seinen Freunden zuweilen etwas sehr Hartes sagen — und wer ihn nicht kannte und verstand, konnte davon auf ewig vielleicht beleidigt werden. Dieß nannte Lavater seine Stößigkeit. Wie oft hat er nicht damit beleidigt! — Wenn nun so etwas von einem andern Munde wieder erzählt wird, und unter den Umständen, wie bei Ihnen gegenwärtig, so kann es einen fatalen Charakter annehmen — den es doch in seiner Urquelle nicht so hatte. Dergleichen Ausdrücke, wie sie Ihr Freund so sehr mit dem Schwefel seiner Imagination mineralisirt, und sie als ein horrendum! ausschreit, waren ihm öfters im Munde. Er sagte sie zu mir und Andern. — Er nannte uns Heiden u. s. w. in seiner gewöhnlichen Laune — die freilich nicht immer einer priesterlichen Auslegung konnte unterworfen werden.

So hat Lavater u. A. Dinge zuweilen gesagt, die ihn vor einer geistlichen Inquisition sogleich zum Scheiterhaufen gebracht hätten.

Solche Männer sollten sich ja hüten, in den gewöhnlichen Gesellschaften zu offen zu sein. Herder gebrauchte leider diese Vorsicht nicht immer — und die Rückwirkung hat ihm viel Verdruß und Feinde gebracht.

Lassen Sie, nach seinem Tode, dieses keine böse Rückwirkung auf sich haben! Sie sind besser im Stande, ihn zu beurtheilen, als Ihr Freund. Die Folge Ihres eignen Lebenswandels wird es darthun, daß sich Herder bei dergleichen Ausdrücken nicht viel konnte gedacht haben. Daß er zuweilen in seinen Urtheilen etwas eingenommen — und daher ungerecht war — mag wohl auch sein! dieß machte seine böse Galle. Er suchte es jedoch bei andern Gelegenheiten im Guten wieder einzubringen.

— „Vergebet, so wird euch wieder vergeben!“ —

Was Buonaparte anbetrifft, so habe ich mir frühe den Ausspruch des Quintilian zu Herzen gelegt: de tantis viris non nisi circumspectione quadam et dignitate loquendum est.

Wer die Thaten Cäsars, Alexanders, Friedrichs u. A. vor sich hat, verdient wohl dieser Circumspection — denn von allen großen Männern wurde, bei ihren Lebzeiten, das Infamste gesprochen. Nur schamlose Engländer können in ihrer Infamie, der schändlichsten, die ich kenne, alle menschliche Achtung außer Augen setzen, indem sie ihr Höllenangstgeschrei herausbrüllen. Die Strafe ist schon da — und wird noch strenger folgen.

Den langen Wilhelm Tell haben Sie doch auch gesehen? die ersten Akte sollen schön sein — aber die stärksten Seelen sind dem Ganzen unterlegen.

Schreiben Sie mir nur von Ihrer geistigen Staël! Sie sieht so richtig. Ihr Urtheil über Eugenie ist fast das meinige. Noch muß sie sich beschränken lernen — um glücklich zu sein.

Sein Sie wohl, und mir ferner gewogen!

K.

26.

Ilmenau, den 10. Mai 1803.

— Was Sie mir über Goethe's Schauspiel sagen, ist verständig. Goethe nimmt es zuweilen an einem zu fein ausgesponnenen Ende. Die großen Grundsätze der Moral müssen zur Basis festliegen; dann liebe ich auch das Feine.

Bei einer nur halb civilisirten und moralisirten Nation, wie die unsrige ist, müßte, wie mich dünkt, das Komische, die Repräsentation der Lächerlichkeit, in allen ihren unzähligen Modificationen und Formen, der Grund des Theaters sein, wenn man bessern wollte, ohne dabei — wie leider bei uns immer der Fall ist — langweilig zu sein. Aber das Komische verlangt feinere Elasticität — und Kenntniß der Welt, wie sie eben bei uns nicht gäng und gebe ist. Was sollen bloße Diener und Knechte — wie man sie denn

zu haben wünscht — mit heroischen und superzarten Empfindungen! — Laßt uns unsre lächerlichen Vorurtheile über Stände u. s. w., die, nachdem sie in gewissen Köpfen sind, das Leben unglücklich und elend machen können, hübsch lächerlich machen; das ist der beste Vortheil, den man vom Theater ziehen könnte. Aber hiezu fehlt es an wahrer Humanität und Energie! —

— Was denken Sie vom Kriege? —

Es wohnt noch ein alter Samen von ganz republikanischer Freiheit in Frankreich, und der kann leicht wieder lebendig werden. Ich denke, die Engländer rechnen darauf. Auch in Deutschland wird es noch anders.

Gestern las ich in einem der letzten Stücke des Reichs-Anzeigers eine bittere Persiflage, daß die Regierungen bei den Zöpfen und Hüten &c. den Charakter der Nation herzustellen suchen. So was ist doch nicht schlecht. — Die Revolution in Frankreich ist noch nicht zu Ende. —

Die Pitié von Delille werde ich erhalten. Die Kritik darüber in französischen Blättern ist doch verständig. Sie meinen, man könne an Herrn Delille nichts tadeln, als daß er quelques milliers de vers de trop machte. Zwanzigtausend Exemplare sind in Paris in wenigen Wochen verkauft worden. So hungrig nach Witz sind die Deutschen nicht.

Wir haben hier einen Mai, als wenn er der November wäre. Doch sagen sie, es sei recht fruchtbar. So wollen wir eben recht viel essen.

Kotzebue ist ja in Weimar gewesen. Was hat man denn da zu ihm gesagt? —

Leben Sie wohl, und lassen Sie mich bald wieder etwas Gutes von Ihnen hören.

Ihr

K.

27.

Ilmenau, den 23. Juni 1803.

Ich habe mich sehr erfreut, Sie wenigstens einen Augenblick in Weimar gesehen zu haben. Hoffentlich sind Sie nun ganz wieder von Ihrem vornehmen Übel befreit. Versuchen Sie es nur, wie ich, und marschiren einmal zu Fuße hieher! — Man hat mir überall viel Gutmüthigkeit in W. gezeigt; dessen ich froh bin. Nur zu lange darf man daselbst nicht warm werden. Hier haben wir den vollkommenen südlichen Winter. Also zwei Winter in Einem Jahre — das ist zu viel!

Sie werden künftig einen Aufsatz von mir über J. N. Götz in der Adrastea lesen, den Herr Wilmans seinem Kalender einzufügen nicht gut genug gefunden hat. Solche Demüthigungen muß man erleben!

A Propos! da ich selbst ein Kahlkopf bin, so nehme ich mich dieser kahlen Verbindung an, und suche sie, wo möglich, immer ehrenhafter zu machen. Ich habe schon manche brave Leute gefunden, die, wie man sagt, Haare auf den Zähnen, aber nicht auf dem Kopfe hatten. Wissen Sie wohl, daß Ulysses kahl war? Wie hätte sonst der Spaß des Eurymachus, Odyssee 18. V.350 auf ihn passen können? — Nur Minerva hat ihn, im sechsten Buche, V. 231 mit dicken Haaren, den Hyacinthblumen ähnlich, ausgeschmückt.

Leben Sie wohl, und erhalten mir Ihre werthe Freundschaft. K.

28.

Ilmenau, den 7. Juli 1803.

Sie haben mich durch Ihre Güte, mir den Moniteur zuzuschicken, aufs Neue sehr verbindlich gemacht. Ich kann

nicht läugnen, es interessirt mich Alles, was diesen merkwürdigen Krieg ankündigt, der, wie fast zu fürchten ist, in dem alten römischen Style dürfte geführt werden.

In der That, es ist beinahe keine Auskunft unter den beiden Völkern, ohne den Untergang von einem derselben zu finden: zumal bei dem Wahnsinne des englischen Betragens. Macht denn immer ein toller König auch tolle Minister — und ein unglückliches Volk? Ich fürchte nur in Zukunft für unsern schönen englischen Luxus — Journale — und für alle die schönen Sachen. Die Erbitterung ist groß, und von Seiten Frankreichs wohl nicht mit Unrecht. Es kann große Folgen haben. Wirklich kommt doch viel moralisch-politisches Übel von dem übermüthigen und kaufmännischen England auch auf uns.

Die Vossische Recension über Heynes Homer habe ich endlich auch gelesen. Gleich anfänglich war mir der literarische Stadtknechts- und Büttelston äußerst zuwider. Aber so ist es nun. Das sind unsre griechischen Grazien!!

In einigen Sachen mag er indessen wohl Recht haben. Voß sieht auch schärfer das Poetische, was Heyer nicht ganz faßt. Daher kommt auch des Letztern panische Scheu vor dem homerischen Hiatus, und die zugedachten Verbesserungen — die auch mir etwas lächerlich vorkommen. Aber der Ton der Kritik ist äußerst zuchtmeisterisch-pedantisch. Es ist in der That eine seltsame Erscheinung um diesen griechischen Holz—steiner! — — Ich ergötze mich jetzt wie ein wiedergenesendes Kind an der huldreichen Natur. — Was macht Ihr Garten? —

Leben Sie wohl, und behalten mich in guten Andenken!

Ihr treuer

K.

29.

Ilmenau, den 26. Juli 1803.

Für den Fievée danke ich einstweilen. Es sind feine Bemerkungen darin, und ein gewisser Weltgeist, den wir Deutsche nicht haben. Über Menschen und Dinge sehen die Franzosen gemeiniglich, nach den Zeitverhältnissen, wo nicht immer tief, doch schicklich und treffend. Sie haben auch mehr Freude daran, einen Charakter, wenn ich so sagen darf, auszuspioniren, und mit den Umständen in Verhältniß zu bringen. Das Beste über Friedrich den Zweiten haben noch die Franzosen gesagt; da die Deutschen nichts als abgeschmackte Anekdoten zusammengerafft haben. So geht es zum Theil auch jetzt unserm Klopstock und Gleim. Posaunen und Lobpreisen ist nicht Alles. Zumal über Gleim möcht' ich was Raffinirtes hören. Mir scheint gewissermaßen sein ganzes Leben eine Art von Wahnwitz gewesen zu sein. Seine Gedichte, zumal die von den letzten zwanzig oder dreißig Jahren, tragen zu sehr das Gepräge davon. Auch Klopstock hat viel von Wahnwitz; nur von einer etwas andern Art. So bleibt es denn wohl, was Horaz sagt: omnes insanire poëtas.

Nur unser guter Wieland nicht! Er hat mir einen so trefflichen Brief über meinen Lucrez geschrieben, daß ich mich höchlich darob erfreut habe — und nun Tag und Nacht arbeite, ihm mit Nächstem auch das zweite Buch zu überschicken.

A propos, wieder vom Lucrez! Haben Sie denn die Silvae Criticae von Wakefield nicht? Er thut sich in seinen Noten viel darauf zu gut, und wahrlich, Wakefield war ein scharfer und feiner Kritikus! Suchen Sie doch das Werk zu erhalten, wenn Ihnen nicht auch die Elbe versperrt ist! O der impertinenten Engländer! Ich bedaure den guten Macdonald, daß er unter ihnen ist. — Aber ich denke, Buonaparte soll ihren Seelen noch den irdischen Wust ausfegen.

Vale faveque Tuo K.

30.

Ilmenau, den 3. Februar 1804.

Hier, lieber Freund, schicke ich Ihnen den Brouillon, den ich über die deutsche Literatur aufgesetzt habe, blos um Ihre Wünsche zu befolgen. Sie sehen, daß es nur fragmentarische Gedanken, ohne gehörige Verbindung und Ordnung sind, und daß ich nicht in der Gewohnheit bin, über dergleichen Dinge ausführlich zu schreiben. Legen Sie davon der Frau v. Staël*) vor, was Sie irgend wahr und treffend — und ihr angemessen finden: nur compromittiren Sie mich nicht! Denn ob ich gleich so ziemlich meiner Rede stehe, so mag ich doch nicht, daß sie allgemein werde. Der Gegenstand ist übrigens reich, und ich habe bei weitem nicht erschöpft, was sich darüber sagen ließe. So habe ich das Urtheil über Philosophie ganz weggelassen. Sie wissen, wie sehr ich die französischen Schriftsteller zum Theil auch hierin schätze, und daß ich sie fast mehr gelesen habe, wie meine Landsleute.

Was ich über den Artikel Poesie noch sagen sollte, um mich über die Vorzüge der deutschen Tendenzen ganz verständlich zu machen, ist, daß die französische Poesie weit mehr rhetorisch, als bildend ist, und daß dieß Letztere die Deutschen zu erstreben suchten. Zwischen sprechen, und schaffen oder erzeugen, ist aber der Unterschied unendlich. Doch meinen Sie ja nicht, daß ich die Deutschen allzusehr herausrühmen will. Es fehlt ihnen allgemein an Geschmack, und hier hat Frau v. Staël nur gar zu recht. Les Allemands manquent de goût — presque généralement. Das ist leider der Fall bei unsern größern Dichtern, denen ein gewisser Takt fehlt, den

*) Frau v. Staël, die den Winter $18\frac{03}{04}$ in Weimar verlebte, hatte gewünscht, Knebels Gedanken über die deutsche Poesie zu erhalten. Die Handschrift ist in ihren Händen geblieben. (Anmerkung Böttiger's.)

man mehr aus dem Umgang und der Welt, als aus der Betrachtung nimmt. Die neueste Eugenie mag sogar hiezu ein kleines Beispiel liefern. — Wieland nehm' ich indessen aus. Seine Fehler sind höchstens nur von einem viel producirenden Geiste. Seine Dialogen, die er neuerlich an seines Sohnes Roman angehängt hat, sind mir ein Ausbund von Feinheit des Geistes und Geschmack. Was soll ich von seinen Briefen Menanders und Glycere sagen? von seinen neuesten Erzählungen? —

Hätte Frau von Staël Wielands Göttergespräche gelesen, sie hätte vielleicht eine gewisse Stelle in ihrer Littérature Allemande — wenigstens anders gesagt. —

Ich übersetze jetzt an den traurigen Abenden Stücke aus dem Ossian. Diese thun mir herrlich wohl. Es ist ein himmlischer Hauch darin. Nirgend finde ich die Empfindung poetischer.

Haben Sie etwas von den neuesten Arbeiten über diese Denkmäler, so schicken Sie mir solches zu. Sie sollen es bald wieder haben.

Wie Leid thut es mir, daß ich die vortreffliche Frau v. Stael nicht sehen kann! —

Leben Sie wohl. K.

31.

Ilmenau, den 26. Februar 1804.

Sie schreiben mir gar nichts, ob Ihre Frau v. Staël noch bei Ihnen ist? Ich möchte von dieser interessanten Frau immer hören. Daß sie, wie ich höre, unsere idealistische Philosophie studirt — dazu kann ich weiter nichts sagen. Ein Geist, der so viel reelle Eigenschaften hat, dürfte sich auch schon mit diesen begnügen.

Ich habe kürzlich in Schellings speculativer Physik studirt. In der That glaubte ich da einige Lichter anzutreffen, die nicht gemein sind und von einem scharfen Denker, zumal in spinozischer Ansicht, zeugen; aber es ist wieder so ungeheuer viel mir ganz Unverständliches und Ungenießbares darin, daß ich mir kaum vorstellen kann, daß der Verfasser selbst einen deutlichen Begriff damit verbunden habe, sondern solche, nach seiner eigenen Sprache, als reine Intensitäten ohne Object, oder auch als Productivitäten ohne Product, also als wahre transscendentale Sünden — der Onanie, anerkennen muß. —

K.

32.

Ilmenau, den 13. März 1804.

— Daß Buonaparte ein so gewaltiges Ungeheuer geworden ist, hat mich wirklich gelächelt. Vor wenigen Monaten war es ja Frau v. Stael auch noch — und Jeder wird es abwechselnd sein, der auf das Publicum vorzüglich wirkt — nur die wahren Ungeheuer sobald nicht. Es ist wirklich nöthig, daß die crassen englischen Köpfe ein Ungeheuer aus Buonaparte machen, um ihren schändlichen Meuchelmördereien damit ein Mäntelchen umzuhängen. Zu solcher Niedrigkeit ist doch noch nie eine Regierung versunken!

Ich bitte Sie recht inständigst, mir Alles, was Sie nur von französischen Blättern vorräthig haben, zuzuschicken. Ich bin äußerst begierig auf den gegenwärtigen Prozeß, der in Frankreich geführt wird.

Schreiben Sie an Rode in Dessau, so sagen Sie ihm was Gutes von mir, wegen seiner Übersetzung der Pleasures of imagination. Sie ist genau, und zeugt von vieler Kenntniß beider Sprachen: nur wünschte ich, er hätte noch

etwas freier gearbeitet, und dadurch den Vers blühender und schwebender gemacht. Die Neuern sind nicht ganz so zu behandeln, wie die Alten.

Bleiben Sie wohl und gesund, und mein Freund!

Der Ihrige

K.

33.

Jena, den 31. Januar 1811.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen, werther und geliebter Freund, meinen schuldigen Dank zu sagen, daß Sie meiner so gütig und freundlich in Ihrem letzten Stücke des Merkur haben gedenken wollen. Möchte ich Ihnen nur öfter und mehrere Gelegenheit gegeben haben, die freundlichen Geschenke Ihres Beifalls, die Sie so gern vertheilen, zu erhalten und zu verdienen. Jetzt, da ich alt werde, kann ich mir freilich wenig schmeichelnde Hoffnung mehr dazu machen. Indeß muß ich doch auch zu meiner kleinen Rechtfertigung bekennen, daß die Schuld hiervon nicht so ganz an mir liegt. Ich habe mein ganzes Leben hindurch für den Beifall der Menge nicht viel Sorge getragen, indem ich mir schmeichelte, daß eine rechtschaffene Bemühung immer ihren Freund und Liebhaber finden würde. Noch verzweifle ich an diesem Glauben nicht; aber was das deutsche Publicum betrifft, so habe ich nicht erst seit kurzem Ursache, den Glauben an dasselbe ziemlich aufzugeben. Nicht, daß erkannte Werke von oft genannten Schriftstellern noch zum Theil geschätzt und verehrt würden: aber welche Art von Verehrung, leider! Man sieht es, wie wenig Einfluß die besten Werke dessenungeachtet auf das Publicum haben, und wie immer das Unwürdige mit dem Würdigern vermischt wird.

Den kleinen Vorwurf, den Sie mir wegen Verzögerung der Herausgabe meines Lucrez machen, möchte ich bei dieser Gelegenheit auch etwas von mir abwenden. Ich habe zwar den Aufruf vortrefflicher Stimmen — die die Stimme des Publicum machen sollten und könnten — vor mir; aber Sie wissen, daß Einzelne nicht den Verlag eines Werkes machen, und daß ich die armen Verleger — die sich ohnehin jetzt genug plagen müssen — nicht gern durch mich in Schaden und Verlust setzen möchte.

Herr Cotta schreibt mir, daß er den Verlag meines Werkes, auf die anständige Art, die ich ihm vorgeschlagen, gern übernehmen wolle, wenn ich ihm garantiren könnte, daß er in Zeit von zwei Jahren 300 Exemplare davon abgesetzt hätte. So steht es in Deutschland! Und wer nicht Lust hat, seine Arbeit, allenfalls für ein Almosen, auf Schmutzpapier gedruckt zu sehen — der behalte sie für sich! Herr Göschen hat ehemals die Artigkeit gehabt, meine Properzischen Elegieen auf eine gefällige Art dem Publicum zu geben. Ich weiß nicht, ob er viel Glück damit gemacht hat; doch versprach ich mir eine zweite Ausgabe, wo ich manches Neue hinzusetzen, und manches Alte verbessern wollte — und sie ist nicht erfolgt. So dringend ist das Verlangen des deutschen Publicum nach ächter Literatur!! — Und doch muß ich mir es selbst zur Ehre gelten lassen, daß seit dieser Zeit mir noch keine Properzische Elegie zu Gesichte gekommen ist, die besser übersetzt gewesen, als eine der Meinigen. —

Doch warum soll ich Ihnen Wunden aufreißen, die Sie selbst am besten fühlen, und gar wohl wissen, daß bei weitem nicht Alles lobenswürdig sei, was gelobt wird, und so, vice versa.

Mit alter Freundschaft und Hochachtung

Ihr ergebenster

v. Knebel.

34.

Jena, den 6. December 1815.

— Was meine von Ihnen über Verdienst belobten Gedichte selbst betrifft, so darf ich Ihnen sagen, daß mir hierüber auch der Beifall von mehrern achtungswerthen Stimmen zugekommen ist — obgleich noch auf keinem gedruckten Blatte, welches ich meinem braven Herrn Verleger zu Liebe wünschte. Weiter hat dieß nichts zu bedeuten, da ihnen von unserm Goethe, — der wahrlich nicht verschwenderisch in seinem Lobe gegen Dichter zu sein pflegt — das Zeugniß gegeben worden: „meine Gedichte würden bleiben, da sie ein allgemeines menschliches Interesse hätten.“ Ich kann nicht läugnen, daß dieß mein Wunsch und mein Bestreben war.

Was nun unsern Lucrez betrifft, so habe ich deßhalb kürzlich an unsern wackern Herrn Göschen geschrieben, und ihn selbst noch zur Ruhe verweisen müssen. Ich habe nämlich, selbst aus Erfahrung, zu wenig Zutrauen zu unserm deutschen Publicum, als daß es ein so ernstes Gedicht, das noch dazu eine veraltete Philosophie — von der Lucrez selbst schon sagt, vulgus abhorret ab hac — zum Grunde hat, mit solcher Theilnahme aufnehmen würde, daß dem Verleger kein Schaden daraus entstände. In England, Italien, Frankreich &c., da ist es ein Anderes: da sind Leute, die ein Buch bezahlen, wenn sie es auch nicht lesen; aber in unserm, mit Recht ökonomischen Vaterlande hütet man sich gewaltig dafür. Zudem hat die Novellen- und Romanen-Wuthschaft zu sehr überhand genommen, als daß ernste Dichtung so leicht Platz gewinnen könnte. Unser Lesepublicum befriedigt sich hinlänglich mit Musenalmanachen.

Verzeihen Sie, gelehrter, großmüthiger und berühmter Freund, daß ich Sie so lange mit meinen Kleinigkeiten unterhalte!

Aber ich glaubte Ihnen eine Rechenschaft meines langen Zögerns schuldig zu sein.

Für heute nun genug. Ein anderes Mal Mehreres.

Bleiben Sie mein Freund, so wie ich mit Aufrichtigkeit bin

der Ihrige.

Knebel.

35.

Jena, den 10. Mai 1820.

Ich habe bei diesem schweren Autor mein Möglichstes zu leisten gesucht, um ihm auch durch den Ausdruck näher zu kommen, und, wo möglich, etwas auch von der an ihm gerühmten Eleganz zu erreichen. Dabei, glaube ich, daß ich an Treue von keinem meiner Vorgänger übertroffen bin — so, daß mir unser alter Wieland, der einmal etwas von meiner Übersetzung zu Gesicht bekam, sogar zu viel Treue Schuld gab.

Was nun den Versbau betrifft, so habe ich darüber meine eigene Gedanken. Ich glaube nämlich durchaus nicht, daß unser Vers nach den strengen metrischen Gesetzen der Griechen und Römer zu reguliren sei. Die Natur der Sprachen lehrt es schon an sich selber. Da es uns nämlich schon an dem großen Vortheil fehlt, durch Position die Sylben länger oder kürzer zu machen, so ist z. B. der ächte Spondeus bei uns fast immer ein peinlicher, der, wenn er auch den Trommelschlag des Verses — wenn ich so sagen mag — ausfüllt, doch durch seine Schwere und Härte Sinn und Ohr gar oft beleidigt. Der Ton und Wohllaut des Verses ruht bei uns fast blos auf dem Accent und auf der richtigen Wahl und Stellung der Worte. Hierin liegt gar viel.

Kein genialischer Dichter wird sich bei uns je in dieses strenge — zum Theil doch nur eingebildete — Maß der

Sylbenfüße fügen können; Goethe hat deßhalb (vermuthlich um sich dieses Vorwurfs zu entledigen) längst schon den Hexameter verlassen und sich zu andern Versarten gewendet, welches aber unserer Dichtung und Sprache nicht zum Vortheil ist. Durch den Hexameter allein — wenn es auch nur der unsrige ist, – nicht der römische und griechische, sondern eine unserer Sprache angemessene, mögliche, Nachbildung, die den freien Geist nicht zu sehr beschränkt, und die Vortheile unserer Sprache auf andere Weise kund thut, durch Wahl, Stellung und Ordnung der Worte — ich sage, durch den Hexameter fast allein hat sich unsere Sprache erhoben und einen poetischen Vortheil über andere neuere Sprachen erlangt. Dieses hat auch selbst der König Friedrich erkannt, der, sonst eben kein Freund unserer Sprache, doch den Wohllaut eines deutschen elegischen Gedichtes von Nic. Götz gefühlt hat ....

Nun haben wir nichts als Stanzen — und Stanzen — und Stanzen! Sie sind Nachahmung der italienischen und spanischen Poesie; hinter welcher sie aber weit zurückbleiben müssen, da diese meist immer mit volltönenden Worten ihre Zeilen schließen können, wogegen der Deutsche selten nur etwas Ähnliches finden kann und stets mit der unausstehlichen E-Krankheit behaftet ist. Denn tausend und tausend Nenn- und Zeitwörter endigen mit dem stummen E. Freilich kommt es bei dem deutschen Vers viel aufs Lesen an. Deßhalb auch der Berliner Wolf stets predigte, daß die Deutschen erst müßten lesen lernen. Manche Sylbe, die ihrer Aussprache nach hart scheint, kann durch geschickte Stellung und gewandte Aussprache merklich leichter und gelinder werden. So sind die zweisylbigen Wörter, deren zweite Sylbe nur eine Halblänge hat — wie die meisten bei uns — durch gehörige Stellung und Aussprache leicht als Trochäen oder Spondeen vorzubringen. Als: „Ānmŭth ĕrhalten" und: „und ihn umschwebet die Ānmūth."

Sollte es denn unsern Kritikern noch nicht beigegangen sein, von welcher Bedeutung es ist, wenn ein Wort gerade

an seiner rechten Stelle steht? und daß dieses weit erheblicher ist, als ein kleines Versehen in der Metrik. Findet man nicht im Virgil selbst oft Verstöße gegen die Metrik, wenn solche zu Gunsten eines höhern Nachdrucks geduldet wurden? Und wie viel leichter war es den römischen Dichtern, ihre Worte zu versetzen.

Bei uns ist es zur wahren Pedanterie geworden, daß man den Werth eines Gedichtes nach den Sylbenfüßen abmißt.

Ich fand kürzlich die Recension einer poetischen Übersetzung ovidischer Elegieen in der hiesigen Literat. Zeitung, wo durchaus von nichts als von Sylbenfüßen die Rede war. Also weiter ist das Dichten nichts, als Sylbenstecherei!

Knebel.

36.

Jena, den 12. Januar 1824.

— Ueber die Schwierigkeiten der Abnahme meiner Producte bei Herrn Göschen will ich jetzt schweigen, denn es verdrießt mich zu sehen, wie in dem armen Deutschland — das sich doch so gern selbst rühmen mag — nichts wie elende Reimereien, abgeschmacktes Zeug, Mährchen und Erzählungen Eingang finden, und der Fluch des Mangels an Geschmack — den schon Frau v. Staël über Deutschland ausgesprochen — sich täglich mehr bestätigt. Dazu reizte mich noch mehr die Anzeige einer neuen Übersetzung des Lucrez in französische Verse, die in den Blättern dieses Landes verkündet wird, und die ich wohl nicht mit der Meinigen vergleichen möchte. Diese Übersetzung wird aber sogleich in den französischen Blättern als ein événement publique angekündigt, an dem jeder rechtliche Mensch Theil nehmen müsse; der König selbst auf eine Menge Exemplare unterschrieben habe, u. s. w. — so schäme ich mich

meines Vaterlandes, und möchte beinahe jeder halbcultivirten Nation lieber angehören.

— Doch genug hiervon! Ihr Brief könnte mich mit Allem versöhnen, und ich preise mir immer die Kenntnisse und den Geschmack, den ich in Ihren alterthümlichen Nachforschungen finde. — Die Anmuthung Ihres Briefes aber, eine kurze Lebensbeschreibung von mir für den Redacteur des Conversations-Lexikons zu schicken, setzte mich in eine zweite Verlegenheit. Es schien mir unmöglich von mir zu sprechen — weniger schriftlich — am wenigsten für das Conversations-Lexikon. — Was habe ich dem deutschen Publicum Nachricht von meinem Leben zu geben, das nicht einmal meine geringen Producte für den geringen Preis lesen mag? — Soll ich blos die Neugier Einiger befriedigen? — das deutsche Publicum — versteht sich, in generalioribus — ist noch ein rohes, halbunterrichtetes, das sich von Seiten des Geschmacks mit Engländern, Franzosen, und selbst Italienern nicht messen darf, und in Hinsicht dessen, durch das weiche, frömmelnde, alberne Lieder- und Mährchenzeug täglich abgeschmackter und leerer wird!!! ......

Nun genug! — Ich habe meinen Zorn ausgelassen, und Sie werden verzeihen! — Was mich billig betrübt, ist, daß durch diese Schwäche und Erbärmlichkeit der Nation das Gemüth zu nichts Höherem aufgeregt wird, und zuletzt vielleicht gar in sich versinken muß.

Vale et fave.

Knebel.

Knebel an den Kanzler v. Müller.

1.

Jena, den 29. Januar 1816.

Mit dem allerverbindlichsten Dank erhalten Sie hier, verehrter Freund, den de Pradt zurück.

Aus keiner der Schriften der Zeit ist mir das Räthsel Napoleons und seiner Genossen klarer aufgegangen, als aus gegenwärtiger Schrift; ich glaube daher, daß sie, größtentheils wenigstens, auch wahr sein müsse.

Die neuesten traurigen Nachrichten aus Mecklenburg werden auch Sie in Betrübniß versetzt haben.*) Was kann man sagen? Wie kann man sich der Gewalt des Schicksals widersetzen? Dem Menschen ist über die wichtigsten Ereignisse seines

*) Im Januar 1816 starb die Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar, eine durch Geist und Gemüth ausgezeichnete Fürstin, der Knebel mit innigster Verehrung ergeben war.

Daseins gleichsam von der Natur selbst ein Schweigen auferlegt. Wir kommen und gehen, und wissen nicht, woher noch wohin und warum gerade zu diesem Zeitpunkt und keinem andern! Nur die Zurückgebliebenen sind zu bedauern. Sie sehen sich getrennt von einer Existenz, die sie beinahe unzertrennlich mit der ihrigen verbunden zu sein glaubten.

Gestern Abend las ich mit Vergnügen unsers Professors Köthe Leben Kaisers Franz I. und ergötzte mich an seiner einfachen Denk- und Lebensart. Das patriarchalische ist das einzige gesunde Leben in einem monarchischen Staate, in welchem die mannigfache Saat der Menschheit glücklich gedeihen mag.

Überhaupt fehlt es uns hier an geistiger Unterhaltung — aus Büchern nämlich — nicht, und ich finde unter meinen mit MDCCC u. s. w. bezeichneten Schlacken noch allerhand Körnchen der Wahrheit heraus. Ganz anders geht es bei Ihnen, wo die Welt sich gleichsam täglich neu gebiert, und die Weisheit — vielleicht mit etwas Sophisterei legirt, wie alle brauchbare Münze — mit Minervens Wappen und Schild auf die Bühne tritt. Unsere Schriftgelehrten — über die schon Matthäi, Cap. 23, V. 13. ein böses Urtheil ausgesprochen ist: „vae vobis, scribae" — sehen ganz mager und dürr zu diesen Herrlichkeiten aus, und ergötzen sich zuweilen nur noch an einem Doctorschmaus. Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich mich eine Etage höher logirt, um die Welt besser übersehn zu können, und doch auch etwas Hohes an mich zu bringen, und bestärke mich an dem Sprüchlein: bene vixit qui bene latuit.

Übrigens mag ich meinen Kahlkopf nicht gern der Welt häufig präsentiren, seitdem ich gelesen habe, daß selbst Perikles, Cäsar, Ulysses und Mäcenas, solche Männer! den ihrigen unter einem Schirme zu verdecken suchten.

Ihr

Knebel.

2.

Jena, den 11. Februar 1817.

Ich danke Ihnen, verehrter Freund, daß Sie mich bei dem wüsten wilden Wetter doch mit einigen Neuigkeiten zu erfreuen suchen. In der That, man sollte bei gegenwärtigen Umständen nichts thun, als, der Natur zum Trotz, Annehmlichkeiten unter das Leben streuen. Leider sind mir die Kräfte hiezu versagt; desto empfindlicher aber bin ich für Alles, was meine Freunde für mich thun.

Sie sind an höhere Geschäfte gebunden, die denn auch, wenn sie gelingen, Freude und Ergötzung mit sich bringen. Mein Zirkel ist sehr enge zusammengefaßt, doch hindert dieses nicht, daß mein Gemüth nicht weit ausgebreitet sei. Ich möchte gern alles das Gute geben, wozu die Natur den Menschen bestimmt hat. Das Leben ist ja nur ein kurzer Genuß.

Die Oppositionsblätter erhalten sich recht gut, und sind mit Auswahl und Vernunft ausgestattet. Vielleicht ließe sich ihnen mit der Zeit noch ein weiterer Umfang geben, wenn raisonnirende Vernunft über das sittliche Leben auch seinen Artikel darin fände. Sie erinnern sich der Artikel aus der Gazette de France, wo sich der treffliche Jouy in Beurtheilungen des Theaters und anderer charakteristischen Züge der Nation so geistreich hervorthat. Dieses erfordert freilich seinen eignen Mann; aber wir müssen doch bedenken, daß das Sittliche die Basis alles Guten und dauernd Vortrefflichen in unsrer Natur macht.

Wenn Sie noch in der Umgebung Ihrer holden Grazien sind, so lassen Sie einen Hauch meines Weihrauchs zu diesen gelangen, und empfehlen mich ihnen aufs Beste!

Ihr ergebenster

Knebel.

3.

Jena, den 27. October 1817.

Hier erhalten Sie, verehrter Freund, die Oppositionsblätter und auch die eigenen gefälligen Handschriften mit dem verbindlichsten Danke zurück. Wie glücklich sind Sie, bei Ihren vielen und ernsten Beschäftigungen sich zuweilen noch das Gemüth mit holden Gesängen ermuntern zu können, da sich über das meinige schon die langen Schatten der Jahre ausbreiten, und mir der leuchtende Gott nur durch dämmernde Wolken hervorscheint. Wie dem sei, so hängt ihm doch mein Herz noch immer treu und fest an, und ich erwarte mir das Tröstlichste im Leben beinahe nur von ihm. Indessen haben mir die Erzählungen unserer Eisenacher Wallfahrer Manches zu denken gegeben. Wenn alles das lose Zeug, das seit einigen Jahren in Schwung gekommen, sollte verbrannt werden, so hätte die Stadt Eisenach sich um keine weitere Winterheizung zu bekümmern.

Wie steht es denn mit den freundlichen braunen Augen in Ihrer Nachbarschaft? Können Sie auch bei dem Lichte derselben lesen, wie die Italiener bei ihren Nachtvögelchen? Werfen Sie auch in meinem Namen einen freundlichen Blick hinüber. — Ach! wenn mir nur etwas von den Kunstschöpfungen daher die Seele erleuchten wollte! sie braucht dergleichen Hülfe — denn sie wird fast ganz trübe.

Leben Sie wohl, und lassen Sie mich nicht Ihres freundlichen Andenkens entbehren.

Knebel.

4.

Jena, den 3. Februar 1818.

Mit dem lebhaftesten Danke sende ich Ihnen Ihren Garat zurück; ob mir gleich seine etwas geschminkte Rednerkunst nicht immer zusagt, so habe ich ihn doch mit Vergnügen durchlesen. Durch nähere Bekanntschaft mit den Individuen, durch die sich unsere neuere literarisch-philosophisch-politische Welt gestaltet hat, kommt man nach und nach zur Erkenntniß der Wirkungen, die solche hervorbrachte. Die Franzosen haben das Glück, durch Auffassung kleiner Begebenheiten und Anekdoten im Leben uns einen Charakter klarer hinzustellen.

Es ist in der That merkwürdig zu lesen, wie der Geist der Universalherrschaft schon in den Köpfen Diderots u. A. in Frankreich gespukt hat. Sie wollten nämlich — doch noch mit Hülfe der Engländer — die ganze übrige Welt zu ihrer Moral und Philosophie bekehren, und dazu sogar noch Missionairs ausschicken. Die Charakteristik des guten Sterne hat mir unter Allen am meisten gefallen. Sie ist lebendig. Wer hätte je geglaubt, daß die Person des berühmten Gibbon eine Carrikatur, noch daß der geistreiche Galliani ein Zwerg gewesen!

Ich stelle mir immer einen guten Autor auch als einen wohlgebildeten Mann vor.

Es ist eine gefährliche Sache, und kann noch immer gefährlicher werden, daß wir die Franzosen durch Sitten und Sprache so große Herrschaft über uns haben erwerben lassen. Sie gehen noch immer auf ein Bekehrungsgeschäft hinaus, und haben für sich die allein seligmachende Vernunft und Glauben.

Noch plagen uns die ungestümen Winde, und mich zweifach, da sie durch die leichten Röhren meiner Wohnung mir das Symbol alles Vergänglichen, den bösen Rauch, stets um Haupt und Sinnen blasen. Diesem Übel wissen unsre Weisen nicht abzuhelfen, und es scheint, daß sogar das Leichteste und

Vergänglichste über uns die Herrschaft gewonnen hat. Vielleicht ist dieses aber auch nur ein Zeichen und Warnung unsrer Zukunft. Was das Übrige betrifft, so steht es in Jena ganz wohl — denn ich weiß und höre nichts davon. Die Gärtner, die ich aus meinem Fenster sehe, fangen schon ihre gewöhnliche Arbeit, den Boden zu graben, wieder an, und so hoffen wir, ehe die Maiblümchen blühen, das Vergnügen zu haben, Sie bei uns zu sehen.

Knebel.

5.

Jena, den 2. April 1819.

Verzeihung, verehrter Freund, für meinen lang aufgeschobenen Dank für Ihre gütige Zuschrift und das freundschaftlich mitgetheilte Journal.

Es scheint, daß die Stürme der physischen Welt auch einigen Einfluß auf die moralische haben könnten, um wenigstens Unruhe in den Köpfen zu verursachen.

Daß ich, bei allem meinem anachoretischen Wesen, doch einigen Antheil nehmen muß, können Sie leicht begreifen. Da wird denn, zumal über die neueste tragische Begebenheit,*) hin und her geschwatzt — und Manches regt doch Geist und Gemüth mehr auf, als es sollte. Lassen Sie es sein! — Ich will Sie heute nicht davon unterhalten, zumal da Sie als Oberrichter dieses Landes von Allem besser unterrichtet sein müssen, als ich Laie.

Eins kann ich doch nicht verschweigen, daß man nämlich unsre armen Musen sogar als Eingeberinnen so böser Handlungen indirecter Weise in Verdacht haben will. Solche Äußerun-

*) Kotzebue's Ermordung zu Manheim.

gen sind unerträglich — denn könnte man das wohl Musen nennen, was auf dem Blocksberg mit Hexen, Zauberinnen, Ahnfrauen und dergl. herumreitet, und also vielmehr von teuflischer Geburt scheint? — Ich glaube vielmehr, daß der Böse anjetzt sein Spiel hat, und die heiligen Musen ganz und gar von ihrem Berge zu vertreiben Willens ist.

Dieß soll ihm aber nicht gelingen, so lange noch Weimar einen festen Grund hat, und die Felsen bestehen, worauf wir unsre Kirche bauen.

In der Hoffnung, Sie, vortrefflicher Freund, bald selbst bei uns — in dem unter Byrons Zauberfluch gelegten Jena zu sehen, wo die wärmeren Lüfte nun bald die geschwollenen Blüthenknospen aufhauchen werden — empfehle ich mich mit den Meinigen Ihrer fernern gütigen Freundschaft, und verbleibe

Ihr dankbarer

Knebel.

6.

Jena, am Sylvester-Tag 1819.

Sie sind, nach Ihrer Gewohnheit, sehr gütig gewesen, mir beiliegende interessante Schrift von Sartorius mitzutheilen.

Ich habe sie mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und bin von der Einsicht des Verfassers und von der Wahrheit des Inhalts überzeugt. Indessen wird doch diese Schrift, so wenig als manche andere, den erwünschten Endzweck bewirken können. Der Wechsel und die verschiedenen Ansichten und Meinungen werden bei so verschiedenartigen Regierungen und Interessen immer dieselben bleiben, und unsern politischen Zustand haben schon die Alten in einem nicht unschicklichen Sinnbilde dargestellt, welches sie Gryllus hießen, und wo man z. B. einen Ochsen, eine Ziege und einen Hahn an Ein Joch angespannt

sah. Wenn Deutschland in der Mitte von Afrika läge, so könnte es vielleicht seine Constitution gegenwärtig noch erhalten; aber zwischen den Colossen, in seinem zerbröckelten Zustande, dürfte es schwerlich zu hinlänglicher Sicherheit gegen jene gelangen können. Übrigens sind auch die Alexanders, Themistoklesse und Epaminondasse — die aus einem kleinen Staat einen großen machen konnten — bei uns rar, und ob sie gleich den Feldherrn Mack wieder zurückberufen haben, so wäre doch vielleicht noch ein Zweifel erlaubt, ob alle Festungen deßhalb fester stehen möchten.

Doch wir wollen uns nicht in diese politischen Zweifel einlassen, und — wie schon die Alten gesagt haben — den Tag nehmen, wie er ist. Der heutige Sylvestertag hat sich zwar etwas kalt angekündigt, doch giebt er uns fröhlichen Sonnenschein — und die Sonne scheint sich schon am Himmel etwas höher aufzurichten. Zum neuen Jahr wünsch' ich neues und altes Glück, und daß uns die guten Sterne noch ferner leuchten und führen mögen!

Ich rücke nicht aus meiner obern kleinen Citadelle, wo ich mit den himmlischen Lichtern und Meteoren ziemlich im Vertrauen lebe, und mir den Wechsel der Jahreszeiten wie in einem Panorama vorübergehen lasse. Der Schnee, der jetzt mit den dürren Bäumen die Halbtrauer ausmacht, ist mir nicht unerquicklich, da er durch seinen duftigen Glanz die Gegend noch erweitert. Was ich entbehren muß, sind freilich belehrende Freunde, und ein solcher reicher Kunstschatz, wie Sie in Ihrer Nachbarschaft besitzen. Niemand ist jedoch von allen Seiten glücklich, sagt schon Horaz, und ich darf eines Freundes Glück nicht beneiden.

Daß Sie solches noch lange und vergnügt genießen mögen, wünsche ich von Herzen!

Knebel.

7.

Jena, den 8. December 1820.

Daß Sie sich meines Geburtstages so gütig und freundlich erinnern mochten, hat mir große Freude gemacht. Es war in der That ein recht ausgezeichneter Tag für mich, da mehrere Freunde Antheil daran nahmen. Nur die Abwesenden vermißten wir, und wie erfreulich würde uns vorzüglich auch Ihre Gegenwart gewesen sein! Hoffentlich kommt bald ein anderer Tag, der uns diesen Verlust ersetzt!

Was meine Person dabei betrifft, so fühle ich freilich sehr, daß die nun kommenden Jahrestage mehr von uns nehmen, als uns geben — und daß wir, wie die von einer weiten Reise Zurückkommenden, Ursache haben, unsere übriggebliebenen Thaler oder Groschen zu zählen. So lange es im Leben vorwärts geht, übersieht der Mensch seine Schätze nicht; aber anders ist es im weitern Rückmarsch. Nicht mit jedem von uns steht es wie mit unserm Goethe, der sich auf seinem Wege nach Korinth immer größerer Schätze rühmen kann. Wenn auch der Lebensfunke bleibt, so findet er doch nicht immer dieselbe Kraft und Nahrung.

Lassen Sie uns indessen, werther Freund, an nichts verzweifeln! Dum vita superest, bene est, sagte der lebenssüchtige Mäcen. Mit uns ist es nicht ganz so. Ich möchte mich nicht ans Kreuz schlagen lassen — und wer sich an einen allgemeinen Begriff von dem Dasein der Dinge gewöhnt hat, dem wird es so schwer nicht, die doch nur kurzen Augenblicke des seinigen zu vertauschen.

Leben Sie wohl, Lieber!

Ihr

Knebel.

8.

Jena, den 24. September 1822.

Immer bemüht, für mein geistiges und leibliches Wohl zu sorgen, haben Sie, theuerster Freund, mir auch beifolgende **nova literaria gallica** mitgetheilt.

Ich danke Ihnen dafür aufs Verbindlichste, und habe mich diese paar Tage her ziemlich daran erbaut. Herr Jouy und Jay haben sehr artige, poetisch-prosaische Schilderungen gemacht, wozu ihnen der große Meister Horace Vernet den Stoff gegeben. Es wäre zu wünschen, daß jedes Meisterwerk eine so genaue geist- und kenntnißreiche Dichtung erhielte, um das Bedeutende in demselben hervorzuheben und sichtbar zu machen.

Der Herr Messenier hat in seinem poetischen Flug sich nicht immer gleich gehalten, und etwas Schwäche eingemischt. Die **Étrangers** — worunter die **Germains** vorzüglich gehören — sind ihm alle **barbares** und, wenn sie ihr ihnen geraubtes Gut wiederholen, offenbar Räuber, welche französische **vengeance** noch einmal hart treffen wird. Überhaupt enthalten beide Schriften Erniedrigung und Verachtung gegen die Fremden und drohen mit gewaltiger Rache, **la France** hingegen blüht überall, und selbst in ihrem Verluste sind sie Helden, und unterliegen nur durch Zufall oder Verrath.

Diese ziemlich allgemeine Stimmung der Nation sollte wohl bei uns nicht außer Acht gelassen werden — doch die Bundesversammlung in Frankfurt wird ja für Alles Sorge tragen! —

Der weise Marquis Londonderry pflegte zu sagen, die Freiheit oder Constitutionen seien nur eine **habitude**. Man gewöhne sich auch ohne dieselben daran, wie es die Italiener und Deutschen bewiesen hätten. — Der kluge Mann mußte sich doch am Ende selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Wir leben hier, was die leibliche Nahrung anlangt, im

Überfluß. Zwetschken, Äpfel und Trauben mag man kaum mehr auflesen. Möchten Sie uns doch auch etwas geistige Nahrung herüberbringen! Wie vergnügt würden wir Sie empfangen! —

Der Ihrige.

Knebel.

9.

Sonntag, den 2. Februar 1823.

Sie sind gewiß ein sehr gütiger und vortrefflicher Freund, da Sie mir — und so bald! — ein Buch *) zugeschickt haben, das für mich so viel Interesse hat. Man kann, ohne es gelesen zu haben, nicht wohl mit seinem Leben fertig werden. Welche Menschenkenntniß, und welche Urtheile! —

Ich kann keinen Roman mehr lesen; selbst nicht die von Walter Scott. Wie höher steht nicht die Wirklichkeit über der Dichtung! —

Man könnte künftig ein Evangelium aus diesem Buche machen. Goethe hat auch in seiner physischen Constitution Vieles mit Napoleon überein.

Hier haben wir, nach ziemlich anhaltendem Frost, beinahe schon wieder den Frühling.

Die Saale rauscht unaufhörlich, und verkündigt brausend den Eingang des neuen Jahres. — Was hat die Jugend nicht für einen Vorzug! —

Knebel.

---

*) Mémorial de St. Hélène par Las Cases.

10.

Jena, den 28. März 1823.

Mit Dank für Ihre letzte liebe Sendung, theuerster Freund, übersende ich Ihnen hier auch etwas für die Osterfeiertage. Es lag mir am Herzen, unter dem jämmerlichen, frömmelnden Gewinsel einmal eine höhere Stimme vernehmen zu lassen — und wo konnte ich sie besser finden, als in Thomsons feierlichem Hymnus? Ich gab mir alle Mühe, diesen Ton in unserer Sprache wiederfinden zu machen.

Über Goethe's Wiederherstellung freuen wir uns sehr. Wir hatten an eben dem Tage, nämlich dem 9. März, das Fest hier gefeiert, in einem kleinen Kreise von Freunden bei mir.

Daß Graf Reinhart der deutschen Muse so treu geblieben, sehe ich mit Vergnügen. Er war mein Vorläufer zum Properz.

Mit aufrichtiger Treue und Hochachtung

Ihr ergebenster

Knebel.

11.

Jena, den 16. October 1823.

Die immer erfreulichen Nachrichten von dem Befinden unsers Goethe, von denen mich auch der gute Zelter bei seiner Durchreise vorgestern versichert hat, sind mir, wie Sie wohl denken können, sehr tröstlich.

Ich habe in diesen Tagen eine schwere Execution gehalten. Graf Platen in Erlangen schickt mir eine neue Fortsetzung seiner Ghaselen zu, und dabei eine seinsollende Komödie im Manuscript. Er versichert mir dabei, daß sich damit eine neue aera in der Poesie anfangen solle. Diesem Dünkel mußte ich

freilich stark begegnen, und ihm zuerst die Fratzenhaftigkeit mancher seiner Ghaselen, und dann die Gemeinheit und das Elend seiner Farce, die er Komödie nennt, darstellen. Er versichert, die fünf Akte davon seien in fünf Stunden niedergeschrieben worden, und rühmt sich, schon mehr dergleichen an die Theatergesellschaften abgeschickt zu haben. — Man denke! —

Doch habe ich ihm eine Abschrift des Diagoras mitgeschickt. Ob diese in seine neue aera passen wird, weiß ich nicht. —

Von dem neuen Roman der Madame Huber habe ich noch nichts gesehen. Sie ist eine gescheidte Frau — wer kann aber die neuen Romane alle lesen! Mein Gesicht nimmt leider täglich ab — und die Brillen überlasse ich unsern jungen Herren.

Gestern bin ich seit langem wieder einmal spazieren gefahren, in dem stürmischsten Wetter — und es hat mir wohlgethan und mich erleichtert.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und sagen Sie Goethe'n was recht Herzliches von mir — grüßen Sie auch die guten Freunde Meier, Riemer und Herrn Eckermann!

Knebel.

12.

Jena, den 18. Januar 1824.

Was ich Ihnen, theurer Freund, letzthin über die sechs Sonnete schrieb, war in der Eile geschrieben. Ich erkenne gar wohl den feinen Geist des Dichters und sein zartes Gefühl für die Tonkunst; zu wünschen wäre es nur, daß er dieses zarte Gefühl für Wohllaut auch in seine Verse übergetragen hätte. Das hat aber die unglückselige Sonneten-Mode verhindert, und hat gemacht, daß er Worte gebrauchte, die dem Ohre nicht

angenehm sein können, und Ausdrücke, die ein geschraubtes Ansehen haben. Diese Art mochte nur unserm Riemer zugestanden werden, und bei diesem sogar macht sie zuweilen ein possierliches Ansehen — aber hier, wo von den zarteren Eindrücken der Töne gesungen werden soll — hier wird sie widrig.

Der Deutsche — der nur überall Nachahmer ist, und immer darin Carricatur bleibt — hat sich nun einmal, auf Anstiften der Herren Schlegel und Consorten, in Besitz der italienischen und spanischen Sylbenmaße setzen wollen — ohne daß er den Wohllaut ihrer Sprache hat. Daher sehen wir jetzt nichts als ottave rime und Sonnete, wo wenigstens immer Ein Reim hinkt, und ein paar Verse keinen Sinn haben. Dieses richtet unsere Poesie und Sprache vollends zu Grunde. Die Gedichte scheinen nur da zu sein, um der Reime willen, die wie eine schmale Tresse um einen schlechten Rock zur Zierde prangen. Das ist ein Elend! — Zu allen Zeiten haben Männer von Takt und Geschmack, wenn es auch nicht in ihrer Profession lag, Verse zu machen sich erlaubt. Man sagt sogar, es gäbe keinen guten Kopf, der nicht zuweilen Verse gemacht hätte. Leibnitz hat deren mehrere gemacht. Aber diese Männer strebten nach keiner Originalität in der Dichtkunst, sondern fügten sich nach der von den Meistern angewiesenen Weise. Bei uns will Alles original sein, und da drehen sie, nach ihren wenigen Kräften, das Unterste zu oberst, um nur original zu sein. So will mein Graf Platen in Erlangen eine neue Schule der Originalität anlegen, und versichert, daß seine höchst abgeschmackten Stücke schon auf deutschen Theatern Abgang fänden.

Verzeihen Sie, theurer Freund, wenn ich Sie mit diesen Zeilen ennuyire! Es lag mir aber eben im Sinn, mich darüber auszudrücken — damit Sie mich nicht für ungerecht halten.

Vor ein paar Tagen erhielt ich herrliche Bände von Gedichten durch meinen Freund Robinson in London. Das muß ergötzen, sich auf solches Papier, mit solchen Lettern gedruckt zu

sehen! Es liest sich gleichsam von selber, man braucht nicht darauf hinzusehen. —

Leben Sie wohl, werther Freund! — sonst erfahren Sie noch wunderliches Zeug!! —

Ihr

Knebel.

13.

Jena, den 31. Mai 1824.

Mit dem allerverbindlichsten Danke sende ich Ihnen, gütiger Freund, das interessante Werk der Frau v. Staël wieder zurück. Wenn es wahr ist, was ein gewisser Schriftsteller sagt, daß jedes Buch gut ist, das uns besser macht, so hat das Buch der Frau v. Staël vor so vielen anderen den Vorzug; auch ist es so reich an Gedanken und feinen Bemerkungen, und für Deutsche besonders höchst nützlich. Sie übersieht und beurtheilt die Werke unserer Schriftsteller dem Geiste nach, ob sie dieselben gleich zuweilen nach einem zu französischen Maßstabe richtet. Wort und Ausdruck sind ihr dabei immer gefällig, und sie hat ein beneidenswerthes Glück, die Sachen immer treffend zu benennen. Daß sie nicht Alles nach Verdienst würdigen kann, mag man ihr nach den Umständen verzeihen; doch sieht man überall den guten Willen, und sie mag lieber loben und ermuntern, als tadeln und unterdrücken.

Dank also nochmals Ihnen, werthester Freund, daß Sie mir diese etwas kalten Pfingstfeiertage durch eine so angenehme Lectüre haben erheitern und erwärmen mögen!

Knebel.

14.

Jena, den 4. November 1824.

Was Sie mir über Jacobi's Briefe geschrieben, macht mich verlangend danach. — Ich halte viel auf Briefe, und nur selten vertilge ich sie. Man drückt sich gemeiniglich darin wahrer und natürlicher aus, und da man sie nur an Einen richtet, so werden sie auch gemüthlicher. Der Mensch tritt mehr hervor. Ich habe gestern ein paar Briefe vorgefunden, die mich sehr erfreut haben.

Die Herbststürme rasen auch bei uns sehr, und jagen alles Gold von den Bäumen. Diese haben mich bisher auf meiner hohen Warte mit einer wahren Glorie umgeben.

Ich fand gestern in einem englischen Journal die Section von Lord Byron. Diese interessirte mich sehr. Seine Hirnschale war beinahe wie aus Einer Masse, sehr stark und ganz ohne Sutur. Die Hirnmasse selbst groß und schwer, die Lungenflügel ungemein groß, das Herz sehr zart, doch groß, weit kleiner die Leber, und fast gar keine Galle. Er hätte, nach Maßgabe des häufigen Blutes, das man in dem Gehirn und in den Gefäßen fand, nicht lange leben können, doch würde er für dießmal, wenn er dem Rathe der Ärzte gefolgt, und sich zu einem Aderlaß bequemt hätte, noch gerettet worden sein.

Die Rede, die der Bischof Spiridion bei seinem Grabe gehalten, ist ein Muster trefflicher Beredsamkeit. Wir haben nichts dergleichen. —

Knebel.

15.

Jena, den 7. December 1824.

Wie sehr danke ich Ihnen, gütiger Freund, für die Mittheilung des Buches der Madame Sw. Belloc.

Nicht leicht möchte der Charakter des Lord Byron mit mehr Sorgfalt und Schonung können aufgenommen werden. Die Verfasserin selbst hat Kenntniß und Geschicklichkeit; nicht leicht möchten Verse einer fremden Sprache in die französische mit mehr Geist und Nachdruck übersetzt worden sein. Obgleich nur in Prosa, so kann man doch das Original fast gänzlich dabei vermissen, denn sie hat mit tiefem Gefühl dem Ausdrucke der Gedanken nachgeforscht.

Sonderlich empfehle ich Ihnen den dritten Gesang des **Child Harold.** Original und Übersetzung wetteifern hier in Darstellung und Ausdruck seltener Gedanken und Gefühle.

Vielleicht darf ich nun auch um den zweiten Theil des Buches bitten, sobald es Ihnen zur Hand kommt! Ich mache mich ungern von ihm los.

Sie erlauben, daß ich Sie noch aufmerksam mache auf das, was die Verfasserin (Seite 41 und 42) über Übersetzungen sagt. Dieß ist ungemein fein und richtig, und möchte sich nicht immer auf unsere deutschen Übersetzungen appliciren lassen. —

Knebel.

16.

Fastnacht, den 15. Februar 1825.

Mit vielem Dank schicke ich Ihnen, theurer Freund, den **Mari à bonnes fortunes** wieder.

Das Stück ist ungemein gut geführt, leicht versificirt und anmuthig geschrieben. Davon haben wir in unserer Sprache wenig Beispiele: auch unsere Sprache und Sitten bringen es nicht mit sich — da wir überhaupt kein gesellschaftliches Leben haben. Das Wenige, was uns davon noch ist, wird in französicher Sprache ausgeführt — und hat also keinen Charakter.

Mit Vergnügen fand ich gestern in der Leipziger gelehrten

Zeitung einen Aufsatz über einen deutschen Renegaten (Mr. de Zinserling schreibt er sich), der eine Schrift im Französischen dem Kaiser von Rußland dedicirt hat, worin er sich auf das Schamloseste über die deutschen Schriftsteller aufhält. Der Recensent hat dießmal Muth genug gehabt, ihn nach Verdienst zu züchtigen.

Ich hasse alle Renegaten — so wie mir die deutschen Panegyristen auch nicht annehmlich sind.

Wir erwarten nun mit Sehnsucht den Frühling, der sich zur Zeit noch in Nebelgestalt hüllt. —

Mit treuer Ergebenheit

der Ihrige.

Knebel.

Könnten Sie mir denn nicht zu den Memoiren von Fouché verhelfen? — Auch nichts von den neueren Schriften von Salvandy? —

Ich bitte sehr darum! —

Ich lese jetzt des Lucanus pharsalia.

Es ist eine eigene Sprache darin, und der Spanier erscheint schon. Vale. —

In se magna ruunt — paßt jetzt auf sein Vaterland.

17.

Am Thomastage 1826.

Es ist eine Freude, in diesen trüben Tagen an die Freunde zu denken. Man denkt, sie müßten hellere Tage haben, als wir hier.

Der Minister Humboldt ist schon zweimal bei mir gewesen. Morgen geht er nach Weimar.

Um mir den Sinn zu erheitern, lese ich Goethe's Divan. Manches ist mir noch etwas räthselhaft, Vieles geistig und

schön. Ich bewundere seine ausgebreitete Einbildungskraft. Kürzlich bin ich mit dem Engländer Fraser in Persien gewesen. Da sieht es gegen Morgen zu noch etwas wüst und düster aus. Die Perser leben blos noch in ihren alten Dichtern. Neuerlich hat sich nichts hervorgethan, das macht der Absolutismus.

Leben Sie wohl, bester Freund! Bald mehr! —

Knebel.

18.

Jena, den 1. März 1827.

Ich lese jetzt den zweiten Theil von Jacobi's Briefen. Da gehen mir manche Lichter auf, nicht sowohl über die Dinge, als über die Menschen. Ich finde viel Ähnlichkeit mit Jacobi's Charakter und dem meinigen — nicht sowohl im Ganzen, als im Einzelnen. Dabei lebte er in ganz andern Verhältnissen. Sein Hauptfehler war, daß er viel Eigenliebe und Eitelkeit besaß; durchaus größer, ja einziger philosophischer Autor werden wollte, und in die unselige Speculation verfiel. Dabei war er von etwas schwächlichem Körper.

Die Franzosen werden sich noch recht lustig über die Briefe machen; denn die Philosophen schreiben an einander wie die Verliebten.

Sagen Sie der guten Espéraner tausend Dank für den lieben und schönen Brief über Madame Roland.

Ich bin jetzt nicht im Stande, zu antworten, aber ich erfreue mich der geistigen und holden Republikanerin.

Eine gräuliche Schuld habe ich noch auf mir — und das gegen Sie! — In der Verwirrung, in der ich Ihr vorletztes Packetchen erhielt, entfielen mir wahrscheinlich die lieben Verse, die Sie mir gedichtet hatten. Kürzlich finde ich sie unter den

Papieren! — Tausend Dank dafür, mein Theurer! Sie sind sehr herzlich und hübsch. —

Knebel.

19.

Freitag den 11. April 1827.

Die etwas spätere Zurücksendung beifolgenden Buches, des Las Cases, werden Sie, gütigster Freund, freundlichst entschuldigen.

Ich halte diese zurückgelassenen Bekenntnisse und Orakelsprüche des weisen Napoleon für eines der merkwürdigsten Denkmäler unserer Zeit. Nicht sowohl eine gerechte Neugierde wird darin befriedigt, sondern auch Lebenssinn und Weltklugheit im lebendigen Muster dargestellt. Es ist, so zu sagen, der Katechismus der Weltklugheit und des wahren Verstandes — den uns, mehr als alle gelieferten Bataillen, der rohe Felsen der heiligen Helena durch ein hartes Schicksal erpreßt hat.

Darum bitte ich nun auch, mir den noch folgenden vierten Theil durch Ihre gewohnte Güte baldigst zukommen zu lassen.

Madame Campan ist nun vor der Hand meine Lectüre. Sie gibt zwar nicht denselben Geist und dieselbe Kraft, ja sogar werden die niedrigsten Hofgeschichten, obwohl bei einer feinen Erzählung, etwas widrig und ekelhaft — doch ist es vielleicht auch gut, die Menschheit von ihrer niedrigsten Stufe zu kennen. —

Ihr

Knebel.

20.

Jena, den 24. Juli 1828.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß Sie das mir gütig mitgetheilte Fragment*) erst so spät wiedererhalten! Es ist tiefen Inhalts und mag wohl wiedergelesen werden. Ich mag wohl sagen, daß eine ähnliche Ansicht der Dinge mir schon länger vorschwebt; nur kann ich nicht immer ähnlichen Vortheil daraus ziehen.

Die Welt ist durch den Streit der Elemente entstanden, und dieser Streit ist auch in das Moralische übergegangen. Wie könnte sonst etwas besser oder geringer werden?

Freilich wissen die Theile sich meist immer zu etwas Schicklichem zu verbinden, doch Manches ist auch Zufall.

Daraus entsteht der ewige Wechsel.

Buffon sagt, die Natur sorgt für das Ganze, nicht für das Individuelle, oder nur soweit dieses im Ganzen verborgen liegt. Die Natur ist stets hervorbringend, und lebt in der Verschiedenheit der Theile. Diese können durch mannigfaltige Verbindungen verschiedene Gestalten erzeugen. Dadurch wird das Neue alt, und das Alte neu.

Kein Blatt ist dem andern, kein Mensch dem andern ganz gleich.

Das Dasein der Materie und die unendliche Wirksamkeit der Elemente erkennen wir bei Weitem noch nicht ganz. Wie viel ist in neuern Zeiten davon entdeckt worden! Aber wie weit ihr Reich gehe, und in wie unendlich feiner Gestalt sie noch wirke — das steht noch zu erforschen! —

Einklang herrscht durch die ganze Natur. Zu diesem und durch die unendliche Verschiedenheit ihrer Töne werden ihre Wunder hervorgebracht.

---

*) S. Goethe's sämmtl. Werke, Bd. 49. S. 3 u. S. 251.

Abweichungen von ihrem gewöhnlichen Gang sind möglich; aber dieser ist doch immer nach einer richtigen Tonleiter gestimmt.

Ihr Fragment ist übrigens herrlich. Voll Geist, Scharfsinn und Witz. —

Für das hübsche Bild von Tiefurt danke ich. Der Künstler sollte es nur von der Höhe genommen haben, rechter Hand, ehe man über die Brücke zum Dorf kommt — so daß man die Brücke, den Fluß, Garten und Dorf zugleich gesehen hätte. Der Fluß ist hier ein Haupttheil, wie auch die ansteigende Höhe.

Knebel.

21.

Jena, den 2ten Tag nach dem Thomastag 1828.

Ihre Güte, verehrtester Freund, ist sehr wohlthätig für mich und mir deßhalb auch sehr erfreulich. Man braucht in diesen düstern Tagen etwas, um den Geist zu erheitern, und was könnte hiezu wirksamer sein, als die Worte eines Freundes?

Goethe's Bild nach Stieler hat mich sehr erfreut. Ich kann aber nicht sagen, daß es das allerähnlichste sei; aber es ist doch ein gewisser Geist darin. Das Umbiegen des Hauptes von der in der Hand habenden Schrift gibt ihm einen Ausdruck der Verwunderung, der auf diese Schrift Bezug hat. Dabei einen gewissen militärischen Blick. —

Ihre gehäuften Unglücksfälle gehen mir sehr nahe.

Wer der Sterblichen entflieht so gänzlich der Nemesis? Sie steht uns immer nur zu nahe und mäßigt wenigstens Genuß und Freuden des Lebens.

Mich wundert nicht, daß Goethe zuweilen das Klausnerleben lieben mag, zumal da es bei ihm so schätzbare Früchte hervorbringt.

Ich kann mich freilich dergleichen nicht rühmen, doch muß ich gestehen, daß mir das zurückgezogene Leben noch am wohl-

thätigsten ist. Wenn man alt wird, so hat man noch so viel an sich selbst zu thun; selbst um die Hindernisse des Lebens noch etwas aus dem Wege zu räumen.

Ich halte mich jetzt viel zur Geschichte, und lese sie fleißig. Man bedauert das arme Geschlecht der Menschen!

Grüßen Sie Goethe von Herzen. Ich preise sein glückliches Alter. Solchen Geist hat die Natur Wenigen eingegossen.

Leben Sie wohl, theurer Freund!

Knebel.

22.

Jena, den 6. Januar 1829.

— Sie sind nur immer in Geschäften, und deßhalb ist es so schwer, Ihrer habhaft zu werden. Fahren Sie nur fort, und überlassen Sie uns andere Unthätigen der Langeweile.

Zwar klage ich eben nicht darüber, denn ich nehme meine alten Tröster vor, die mir viel Gutes und Schönes sagen. Eben bin ich mit dem Cicero und mit Horaz und den trefflichen Noten von Wieland zu dessen Episteln und Satyren beschäftigt.

Man glaubt nicht, wie viel Weisheit in diesen Alten steckt. Es ist beinahe eine andre Menschenart. —

Die Poesie von Herrn Ampère hat mich sehr erfreut; um so mehr, da ich selbst schon vor längerer Zeit die Beobachtung gemacht habe, wie sehr Stimme und Sprache mit dem Charakter des Menschen übereinstimmen.

Vieles läßt sich dadurch auf das Allgemeine abstrahiren, und es wäre zu wünschen, daß Herr Ampère seine Untersuchungen fortsetzen möge. Es hat mich überrascht, zu hören, daß Herr Cuvier, der nun an zwanzig Jahre in Paris lebt und lehrt, des eigentlichen Accents der französischen Sprache nicht mächtig werden könne, und sich darüber zuweilen Vor-

würfe müsse machen lassen. So sehr sind Nationen von der Natur durch Stimme und Sprache selbst unterschieden. Friedrich der Große hat nie seinen deutschen Accent ablegen können, so wenig er auch das Deutsche liebte.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und machen Sie, daß wir Ihr Antlitz bald zu schauen kriegen!

Knebel.

23.

Jena, den 3. April 1832.

Theuerster Herr und Freund!

Für Ihren lieben Brief und den beigelegten kunst- und geistreichen Epilog zum Tasso sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Es ist mir unmöglich, zum Lob und Dank unseres abgeschiedenen Freundes Goethe etwas Besseres zu sagen.

Sein Andenken lebt in uns fort, das er durch so viele Beweise seiner schöpferischen Kraft in uns zu bestätigen gewußt hat. Ich spreche nach wie vor mit ihm, wenn er mir auch nur in geistiger Gestalt erscheinen sollte.

Zu einigem Troste bei seinem Andenken habe ich mir Salvandy sur la Révolution zu erlangen gesucht, welches Buch unser Freund noch in seinen letzten Stunden so hoch zu preisen wußte. Und das wohl mit Recht. Es ist trefflich geschrieben.

Ich selbst habe den trüben Winter ganz leidlich zugebracht, gleichsam verschlossen in meinem kleinen Zimmer. Nur vor einigen Tagen habe ich durch einen Fall meinen rechten Arm außer gehöriger Organisation gesetzt, welches — wie Sie wohl hier sehen — zum Schreiben etwas unfähig macht.

Nehmen Sie also mit dem Wenigen hier vorlieb.

Ihr treuergebener

Knebel.

24.

Jena, den 22. März 1833. (An Goethe's Sterbetag.)

Für die gütige Übersendung der letzten Theile der nachgelassenen Goethe'schen Werke danke ich von Herzen. Ich werde sie mit Andacht lesen. Sie werden mir zuweilen durch Auflösung dieser pythischen Orakel helfen.

Goethe scheint mit dem heutigen Tage fast alle Wärme von unsrer armen Erde mit sich genommen zu haben. Wir haben hier vollkommenen Winter, und der Schnee blendet uns die Augen.

Was kann es werden? Heiter konnte dieser Tag nicht sein. Wir müßten denn, wie die Wilden, um das Grab des Verstorbenen tanzen, und uns freuen, daß er unser gewesen, und nun der Last der Erde entlediget sei.

Wie geht es in Weimar? Ich höre nicht viel daher. Gestern war ein fremder Reisender, Herr Hofrath Wagner, bei mir. Er erzählte mir Manches von Griechenland, und von dem jungen König, der als ein Genius daselbst erschien.

Ihr lieber Herr Bruder besucht uns fleißig und verkürzt uns die Abendstunden.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und empfehlen uns allen unsern Geliebten!

Knebel.

Digitized by Google

Vermischte Briefe von Knebel.

Digitized by Google

An eine Freundin.

Morgens mit Sonnenaufgang
den 19. Januar 1780.

Wir müssen doch noch was von dem Gestrigen reden! Ich hasse die großen Gesellschaften. Man hat sich da nicht so lieb, als in dem vertrauten Zirkel von einem oder zwei Freunden. Bei aller Munterkeit, bei allem angebrachten Scherze — wie kahl! Was bleibt davon in dem Herzen zurück? Und so selten geht es noch ohne Mißhelligkeiten und Verstimmung ab. Die Sonne ist mir heute lange nicht so lieb aufgegangen, als sonst, wenn ich eine Stunde bei Ihnen allein war. Einzelne Gesellschaft kommt mir als ein fruchtbarer Regen vor, und große als eine Überschwemmung.

Genug davon! Ich will auch weiter nichts mehr sagen, soviel ich gleich noch zu sagen hätte. Sein Sie muthig und brav! — Dieß ist Alles, was ich sagen kann. — Der Himmel hat Ihnen ein Großes gegeben; dieses ist, durch das feinste moralische Gefühl sich die höchste menschliche Glückseligkeit zu verschaffen. Legen Sie Alles dahin! Dieses ist allein nur werth, daß man um seinetwillen was thue — und was leide. Wüßt' ich Jemanden, bei dem die Anlage feiner und richtiger wäre, als bei Ihnen, ich würde ihn lieber haben, als wie Sie. Es ist das größte Geschenk des Himmels, aber es will bearbeitet sein. Lieben Sie die Wahrheit

vor Allem, bis auf die kleinste anscheinende Unbedeutenheit; und unterscheiden Sie wohl, wo Wahrheit Hülle braucht, und wo nicht! Lassen Sie das Gefühl Ihres eignen Werths nie ganz unterdrücken! Es ist das Pfand, daß Sie besser sein werden. Erhalten Sie es in sich! Stolz ist nur, wenn man bei seinem eignen Werthe den Werth der Andern vergißt.

Noch Eins! Vermeiden Sie den Schein, Allen gefallen zu wollen, und sein Sie nicht zu lebhaft im Beifallgeben und Bewundern! Öfters ist es nur Manier, meist Güte des Herzens, aber man legt es Ihnen für Eitelkeit aus.

Leben Sie wohl! Ich liebe und verehre Sie unaufhörlich.

Knebel.

An eine Freundin.

Jena, den 25. October 1806.

Unter den mancherlei Unfällen, die wir seit mehrern Tagen bestanden haben, blieb mir immer der Gedanke an unsere Freunde zur Stärkung und Emporhaltung — und so haben wir durch eigenen guten Muth den größten Theil der Gefahren besiegt. Von letztern will ich Ihnen, treue und geliebte Freundin, und den übrigen Freunden unsers werthen Nürnbergs, statt alles Anderen, eine kurze Relation geben.

Den 12. dieses zogen sich die feindlichen Scharmützel, nach beständigem Hin- und Herziehen der preuß. Truppen durch unsere Stadt seit mehrern Tagen, gegen Abend ganz in die Nähe derselben, und wir sahen nun und hörten die ganze Nacht durch das Schießen und Feuern. Den andern Morgen (den 13.) gegen acht Uhr zog sich ein großer Theil der preuß. Truppen zurück durch unsere Stadt, ihnen folgten bald darauf die Franzosen, erst nur in einzelnen Schwärmen und so nach und nach

immer mehr und mehrere. Man hörte noch feuern in der Stadt. Der General Gazan und seine Frau und eine Menge Stabsofficiere und Andere stiegen ab vor unserm Haus, und nahmen Besitz; wir mußten sie tractiren, und schleppten herbei was möglich war. Die Verwirrung in der Stadt wuchs. Nachmittags ritt der Kaiser Napoleon durch die Stadt, stieg ab im Schloß und ritt sogleich wieder weiter nach den Bergen gegen Weimar, auf deren Höhen sich die preuß. Armee in Schlachtordnung gestellt hatte. Er bivouaquirte mit seinen Truppen unten am Abhang der Berge, und am Abend mußten wir durch die Frau des Generals Gazan, die bei uns blieb, Essen und Wein dahin schicken, so, daß wir also den Kaiser Napoleon einen Abend tractirt haben. Den andern Tag (den 14.) war Tag der Bataille.*) Es war bis gegen elf Uhr dicker Nebel. Von den weitern Vorfällen sage ich nichts; diese werden Sie aus den Zeitungen erfahren. Sie können denken, wie besorgt ich um Weimar war! Den 15. hörten wir, daß die Franzosen in Weimar eingezogen seien — und nun dauerte die Plünderung fort, die schon Abends vorher angefangen hatte. Die Nacht war Feuer in der Stadt, und überall Schrecken und Lärmen. Doch nur sieben Häuser brannten weg. Vor meinem Hause waren gewaltige Feuer angezündet, und alle Augenblicke fürchteten wir Brand. Der General d'Albe und die Frau des Generals Gazan haben noch, durch mein beständiges Zureden und Achtsamkeit, das Haus vor Brand und Plünderung gerettet. — Den 16. Oct. Die Nacht war sehr schwer. Der schöne Himmel erheiterte uns etwas, und machte wenigstens das Übel erträglich. Nun ließ sich der Mangel überall spüren. Die meisten Häuser waren geplündert worden, vorzüglich alle Läden. Brod konnte nicht gebacken werden, Alles

*) Man kann rechnen, daß an diesem Tage weit über 100,000 Mann Franzosen durch unsere Stadt gezogen sind. Wir mußten sie alle hier vorbeimarschiren sehen.

wurde unter den Händen weggeraubt, und wir befürchteten große Noth. Bald darauf legte sich die Furcht doch etwas, da unter der Aufsicht eines französischen Commissionairs Fleisch ausgetheilt wurde, und Brod sollte gebacken werden. Wir erhielten davon gegen Abend. Den 17. Oct. Das schöne Wetter dauert fort. Stets nachfolgende Munitionswagen und Truppen. Der Lärm besänftigt sich ein wenig. Denou war hier und zeichnete das Schlachtfeld. Ich war mit General d'Albe ein paar Stunden bei ihm, und sah seine trefflichen Zeichnungen. (NB. noch zum 15.) Kaiser Napoleon wohnte im Schloß. Wir sahen ihn daselbst mehrere Male am Fenster. Indessen dauerte noch die Plünderung fort. Sein Bruder Jerôme zog Nachmittags mit einem Gefolge von Truppen vorbei. Den 18. Oct. Es wird ruhiger. Heute erhielten wir Nachricht von Goethe, daß sein Haus unversehrt geblieben, daß die Herzogin Mutter mit der Prinzessin, meiner Schwester, Fräulein Bose ꝛc. sicher abgereist, die regierende Herzogin aber im Schloß zu Weimar verblieben, und solches durch ihre Großmuth errettet, auch Napoleon da logirt, und der Stadt und Universität Sicherheit versprochen habe. Viele preuß. Gefangene ziehen hier durch, und man rechnet die Anzahl der französischen Blessirten in hiesiger Stadt auf dreitausend. Die Franzosen loben die Bravour der Preußen und ihr Aushalten. Den 19. Oct. Ziemlich ruhig. Frisches Brod. General d'Albe reist aus unserm Hause ab, dagegen erhalten wir den Colonel Guiot und einen Capitain, Beide blessirt. Den 20. Oct. Neue französische Truppen durch die Stadt. Mehrere Provision. Den 21. Oct. Abermals neue und mehrere Truppen, die aber durch die Stadt ziehen müssen. Die Universität erhält protection spéciale de l'Empereur. Den 22. Oct. Stürmischer Himmel. Ich erhalte Nachricht vom Hofr. Blumenbach aus Göttingen, daß meine Schwester mit der Prinzessin ꝛc. daselbst angekommen und bei ihm übernachtet. Meine Frau gibt, dem Obersten zu Gefallen, ein kleines Concert. Den 23. Oct. Die Municipalität wird hier verändert.

Der Commandant Bouchard nimmt sich der Stadt sehr an, und die Sachen gewinnen ein leidlicheres Ansehn. Ich erhalte ein kleines Fäßchen Wein von Goethe. Abends kleine Gesellschaft bei mir. —

An den Hofrath Luden.

Sie verlangen von mir, werther Freund, einen Beitrag zu Ihrer Nemesis! Was kann ich Ihnen geben? Ich bin weder Geschichtskundiger, noch Strategieerfahrener, noch irgend ein Eingeweihter in die Geheimnisse der Staatskunst. Soll ich den großen Napoleon verkleinern helfen? Soll ich auf die Franzosen schimpfen? Soll ich den deutschen Mächten vorschreiben, was sie künftig möchten zu thun haben, oder die Bravheit und den Muth ihrer Nation loben, und ihn zu erheben suchen? Alles dieses gäbe Stoff genug zum Schreiben; aber es ist auch, wie mich deucht, hinlänglich schon dargethan, und bei der Lust unserer Federn über diese Materien ist nicht zu fürchten, daß es nicht auch weiter und länger fortgesetzt werde. Etwas abweichend von diesem ist jedoch die Ansicht des Weltkörpers. Dieser zählt minder nach Jahren, als nach Jahrhunderten, minder nach den Äußerungen des einzelnen Menschen, als nach den Angelegenheiten der Menschheit überhaupt. Legst Du diese Umstände und Eigenschaften in die Eine Schale, und die gegenseitigen in die Andere, so wird die Eine oder die Andere in der Wage steigen oder fallen. Das ist von jeher so gewesen, und wird immerfort so bleiben: nur die Eigenschaften und Umstände sind nicht immer dieselben, und werden deßhalb ewig auch etwas veränderte Resultate geben.

Die französische Revolution war gewissermaßen die Revolution der Menschheit, nur brach sie an dem leichtentzündbarsten und wundesten Fleck aus. Was Wunder, daß sie da

schnelle und große Entzündbarkeit erregte! Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu stillen, noch weniger aus dem Grunde zu heilen. Man suchte also Hülfe in Pflastern, wovon jedoch keines die erwünschte Befriedigung gab. Was Wunder, wenn bei diesem verzweifelten Zustand des Kranken ein geschickter kecker Wundarzt hinzukam, der sich schon während der langen Krankheit des Staates ziemlich versucht hatte, und nun an dem corpore miserabili seine Erfahrungen anbrachte. Es gelang ihm. Der Körper wurde so taliter qualiter wieder hergestellt, und sein Talent und seine Gaben allgemein gepriesen. Schade ist es nur, daß dieser Wundarzt, dessen Einsichten und Gaben nicht genug zu bewundern sind, da er die nicht minder kranken und schwächlichen Staatskörper vor sich liegen sah, auf den Einfall kam, sie auf gleiche Art zu heilen, und zuletzt sie sämmtlich, als sein Eigenthum, für sich zu behalten. Das gab nun manchen Krieg und Streit. Keiner wollte sich zu dieser fremden Cur recht bequemen, und zuletzt wollte Jeder sein eigen bleiben. — —

An Frau von Stein.

Jena, den 7. Februar 1822.

Theure und verehrte Freundin!

Es thut mir recht leid, daß Ihr guter Sohn Sie wieder verlassen hat. In unserm Alter sollte man immer Kinder — und wo möglich seine eigenen — um sich haben. Man überliefert ihnen auf diese Weise gleichsam sein eigenes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unsern Kindern unsere Fortdauer sichtbar macht. Sie, Theure, hat der Himmel mit

einem sich immer gleich bleibenden klaren Sinne beschenkt. Desto unbefangener sehen Sie über die Dinge hin, und ihren Wechsel. Wer kann sagen, wie wir entstanden sind? wer kann sagen, wohin wir gehen? — Wir sind Geschöpfe der steten Veränderung. Der Mensch ist im sechzigsten Jahre nicht mehr derselbe, der er im sechsten war. Nur der Augenblick, worin wir existiren, ist unser — und der kaum. Jede Minute verändert beinahe Alles. Was wir werden können, liegt in dem, was wir bereits waren; aber wer bestimmt uns die Folge? — Nur für das, was uns am nächsten liegt, sollen wir Sorge tragen. So wenig wir vor unserer Geburt bestimmen konnten, was wir werden sollten, so wenig können wir es auch nach unserm Tode. Wir übergeben uns daher sicher den Anordnungen der Natur, die weiß, was sie hervorgebracht hat. Unsere Sorgen sind vergebens, und wir peinigen dadurch nur unsern gegenwärtigen Zustand.

Unser Wieland war heiter bis an seinen Tod, und zeigte, daß er ein Philosoph war. Seine Kinder erzählten mir oft, daß er sie bis an sein Ende beinahe immer mit heiterer Laune unterhalten habe. Der alte Epikur starb an einer schmerzlichen Krankheit, nämlich am Stein; dennoch blieb er immer heiter, versammelte noch am Tage seines Todes seine Freunde, empfahl ihnen seine Lehren, und sagte, daß dieß der vergnügteste Tag seines Lebens sei.

So haben es weise Männer vor uns gemacht, und so will es die Natur, wenn wir ihr nur treulich folgen.

— Unsere Freundin hat die Natur nicht weniger mit einem philosophischen Geiste begabt. — Aber sie soll nicht sterben — wenigstens nicht im Andenken derer, die sie lieben und verehren. — Was kann die Welt weiter geben? — Dasselbe Schauspiel dreht sich immer wieder, und verliert endlich seinen Reiz. Unser Wunsch hängt nur an Kleinigkeiten, die bald vorübergehn. Das Exempel bleibt, und kann künftigen Generationen noch zur

Aufmunterung zum Guten dienen. So lebt der Mensch in Andern fort, in guten oder bösen Folgen, und erhält in jenen noch die Aussicht auf künftiges Glück, in diesen die traurige Vorbedeutung auf verdiente Schmach.

Ihr treuer Freund

Knebel.

Knebel's
vermischte Schriften.

Digitized by Google

Schweizer Wanderungen.

(An den Großherzog Carl August.)

Schwyz, den 17. Juli 1780.

— Dein denk' ich hier und überall. Ich habe seit dem 11. dieses nicht geschrieben. Mein Herz war zu voll. Alles auf der Stelle wieder zu erzählen, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren. Auch diese müssen sich erst brechen in der Atmosphäre unserer Vorstellungsart, und erhalten dadurch den Reiz ihres Lichtes für Andere.

Könnte ich davon die besten Strahlen Dir zuschicken! —

Gestern Abends um neun Uhr kam ich hier an. Von Maria Einsiedeln waren wir um zwei Uhr Nachmittags ausgegangen. Wir wählten den Weg über den Sattel und Steinen, der weiter, aber bequemer ist, als der über den Haken und Mytenberg. Auch hielt uns ein unterwegs getroffener starker Schauerregen beinahe eine Stunde in Thurm auf.

Von Maria Einsiedeln werd' ich Dir öfters noch erzählen. Dieß ist ein Ort für Liebende und Betrübte. Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille, andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aller Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen; jeder trägt, das sieht man, wenigstens Eines Jahres Schuld auf dem Herzen; und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige, religiöse Gebäude, der Reichthum, die Feier und Pracht des Innern, die Demuth und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knieen, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube — das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, glanz- und liebestrahlend, mit dem süßen Bilde der Liebe und Unschuld in ihren Armen — in der Mitte des Tempels eine von schwarz und weißem Marmor erbaute Kapelle, voll unsichtbarer verschwiegener Heiligthümer, bei Tag und bei Nacht erhellt, voll Gesang und Gebet — — das sind Dinge, die den rohesten Sinn treffen mögen, die da machen, daß Ein Geist der Andacht, Herzigkeit und Feier über Aller Sinnen ausgegossen zu sein scheint. Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle, und finden sich unwürdig, hineinzugehen; Andere knieen an der Thür oder auf dem Vortritt, sie liegen ruhig zu Schaaren da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen — indeß ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Thoren selbst ist, auf deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen. Auf dem Platze vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor, mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wunderthätige Kraft zuschreiben.

Der Schätze und Reichthümer dieser Kirche sind unzählige. Perlen und Edelsteine, und diese in beträchtlicher Größe, sind

in unglaublicher Anzahl. Dabei herrscht die größte Freiheit des Ortes, und diese Schätze scheinen nur mit geringer Sorge und ohne Ängstlichkeit verwahrt; obgleich täglich einige tausend Fremde, von allen Seiten der Berge, aus Frankreich, Österreich, Italien u. s. w., dahin kommen, welche ohne Druck, ohne Nachfrage, ohne einen Schatten von Intoleranz daselbst existiren, und auf Verlangen Alles besehen können.

Das Bild des heiligen Meinradus, des Stifters dieser Einsiedelei, der aus dem Hause Zollern war, hat mir unter diesen Schätzen am meisten gefallen. Es ist ein vorzüglich schöner, bedeutender Kopf, ein Mann, der gewiß große Weltkenntnisse hatte. Sein Leben endigte sich, wie das von Niklas von der Flüe, in der Einsamkeit. Er wurde auf der Stelle, wo jetzt die marmorne Kapelle steht, und wo vordem seine Einsiedelei stand, von Räubern, die Geld bei ihm vermutheten, erschlagen. Man sagt, zwei Raben hätten diese Mörder verfolgt, bis sie entdeckt worden seien, und diese Raben sind jetzt in dem Wappen der Abtei.

Da der Fürst — denn so heißt der Prälat — auf den Tod krank lag, so konnte ich ihn nicht zu sehen bekommen. Er ließ mich aber durch den Decanus, einen heiligen, würdigen Mann, an seine Tafel bitten. Die Religiösen dieses Orts sind menschenfreundlicher, liebreicher und auch aufgeklärter, als ich sie noch an einem Orte, zumal unter der katholischen Geistlichkeit, gefunden. Sie sprachen mit der größten Bescheidenheit von unsern Glaubenssätzen, und als wir auf Lavater kamen, der sie zuweilen besucht hatte, so wollten sie keinen großen Unterschied unter ihnen annehmen. Sie sagten: „Er lehrt die Liebe und wir auch;" und sprachen mit großer Ehrfurcht von ihm.

Ganz gerührt von meinem Aufenthalte ging ich Nachmittags zwei Uhr weg — und trug die Empfindung in meinem Herzen, daß es eine Art Hoheit unter den Menschen gebe, die von ganz anderer Art sei, als was man gewöhnlich dafür

Digitized by Google

ausgibt. Kälte und Untheilnehmung ist die elendeste Kleinheit der Seele. Entgegenkommende Wärme, Liebe, Demuth, Verläugnung für Andere — wie viel Hoheit liegt darin! Dieß ist der Geist der christlichen Lehre, oder es gibt keinen andern; und dieß ist eben das, worin es ihnen Heiden, Juden und Türken zuvorthun. Die Kleinen! die sich blos an den Teppichen des reichbesetzten Tisches herumzerren, und dann doch wieder einmal das Herz haben, Andere zu verfolgen und zu verdammen, als wenn sie allein Herren des Schatzes wären, den sie nie gekannt! —

Geist der Liebe, wie ich ihn von Lavater aus bis hieher gefunden, habe ich vorher noch nicht gekannt. — —

Als ich nach Hause gekommen war, machte ich mich sogleich reisefertig, traf den Baron Brints und seine Frau in demselben Gasthof, die schon des Morgens angekommen waren. Ich machte mich mit einem Dominicaner, der Mittags mit an des Fürsten Tisch gespeist hatte und als Beichtvater der hiesigen Klosterfrauen von Schwaben aus deputirt war, auf den Weg. Es war sehr warm. Mein Dominicaner fühlt' es auch. Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, von dessen Spitze man noch die Abtei Einsiedeln liegen sehen kann, so knieete er nieder, und verrichtete rückwärts von mir, gegen die Abtei gewendet, sein Gebet. Diese Art Abschied zu nehmen gefiel mir sehr wohl. Es ist die herzigste und die wahrste.

Da hier zu Land Alles bettelt, und zumal die Kinder in Schaaren einen verfolgen, so setzte mich dieser Umstand in die Verlegenheit, entweder zu viel zu geben oder abzuweisen. Bald sah ich, daß mein Mönch links und rechts aller Welt gab. Dieß erwarb ihm erstlich den Beifall meines Herzens, und wie ich bemerkte, daß es nur Angsters (hier zu Lande Heller) waren, auch den Beifall meines Verstandes. Ich wechselte mir eine große Menge ein, und so hatte ich das Recht, auch für generös zu passiren, und mich von der Ungestümheit um Geringes loszukaufen.

Die Gegend, wenn man zu dem Dorfe Steinen kommt, wird wunderschön. Rechts vor uns die Abendsonne, die hinter dem hohen Riggi-Berge niedersinkend, diesen nur finstrer, und den Lowerzer-See vor ihm zu einem Feuerspiegel macht. Allmächtig, mit ihrer ungeheuern tiefen Wurzel, lagen die Berge vor uns da.

Das junge Landvolk in Steinen war eben versammelt, ich weiß nicht zu welchem Feste. Der Jünglinge Geschrei tönte von den Bergen, und die Mädchen waren in Haufen unten im Dorfe beisammen, schön bebändert, mit zierlichen Zöpfen und weißen Hemdeärmeln, voll muntrer Freude und beinahe muthwillig. Auch hier würde es uns bei allem dem anscheinenden und wirklichen Wohlstande nicht an Geschöpfen gefehlt haben, die uns um eine Gabe angesprochen hätten, wenn sie sich vielleicht dießmal nicht vor einander geschämt. Die hauptsächlichste Ursache von diesem häufigen Betteln ist diese: wenn ein junger Mensch, zumal in den demokratischen Cantonen, das sechzehnte Jahr erreicht hat, so ist er sein Herr, d. h. er hat eine freie Stimme in dem Canton, zur Wahl jeder obrigkeitlichen Person, und dann kann er sich verheirathen, wenn er will. Hieran kann ihm der Vater nicht hinderlich seyn, er ist vielmehr verpflichtet, ihn so lange er will und zeitlebens zu ernähren; nur braucht er ihm zur Ernährung seiner Familie nichts zu geben. Da geht es dann zuweilen höchst armselig unter jungen Leuten zu, die sonst reiche Eltern haben. Die Kinder betteln, die doch, wenn der Großvater stirbt, oder die Eltern sich was erhauset haben, sehr wohlhabend sind. Verschiedene derselben betteln indeß auch oft aus Muthwillen oder Afferei, zumal weil sie alle Fremde für reich halten.

Abends neun Uhr kamen wir hier in Schwyz an, und waren sehr müde.

Und nun war mein Erstes, diesen Morgen mich nach den hohen Bergen umzusehen, die schön von der Morgensonne erleuchtet waren. Vor mir die Schneegebirge aus dem Uri-Land,

hinter mir, ganz nahe, der Mytenberg. Gleich einem spitzen Zahn steigt er in die Höhe, und deckte die Sonne, die hinter ihm aufging, so, daß es auf der Seite, die er uns zuwandte, noch Nacht, obgleich die ganze übrige Gegend erleuchtet war. Gegenüber waren die schneeichten Gipfel der Uriberge erst mit leichten Nebeln umkränzt, die bald in Rauch ausdampften, der endlich über ihren Häuptern zu Wolken wurde. Schön, groß und feierlich ist dieß Schauspiel, das fast in jeder Minute abwechselt, und nicht zu beschreiben ist.

Ich machte mich bald des Morgens auf, zu Herrn Hedlinger zu gehen. Dieser ist ein Neveu des berühmten Ritters Hedlinger, dessen Kunst in den Medaillen, die man von ihm hat, so bewundert wird. Er zeigte mir die ganze Sammlung seines seligen Onkels, theils in Gold, theils in Silber, meist von sehr ansehnlicher Größe. Die Simplicität seines Stichels, wie seiner Erfindungen, vereint mit der Leichtigkeit, Nachdruck und Richtigkeit seiner Zeichnung und der ganzen Ausführung, machen den großen Werth davon aus. Alles ist für die Dauer, für Erz und Ewigkeit gegraben, und doch welche Weiche, welche Anmuth in seinen Haaren, seinen Pelzen, seinen Kleidern und seinem Fleische! Man darf nur einen Kupferstich von Mecheln (der sie copirt herausgegeben), selbst einen von der schönen Haidischen schwarzen Kunst, dagegen halten, so wird man den Unterschied leicht sehen. Viele derselben bezeichnete er mit einem mir unbekannten Worte Lagom, welches auf die Unsterblichkeit der Seele deuten soll.

— Wir kamen etwas spät nach Hause. Ich setzte mich zur Abendmalzeit, wobei mich meine Wirthin — nachdem sie mir Käse zur Suppe, wie hier zu Lande gewöhnlich, präsentirt — freundlichst unterhielt. Dieses ist eine Mutter von dreizehn Kindern, wovon ungefähr acht noch leben, seit ein paar Jahren Wittwe, und sah aus wie in der Blüthe ihrer Jahre. Als ein gemeines Weib gekleidet erschien sie, und wartete mir auf; indeß hatte sie einige Söhne, die in spanischen und fran-

zösischen Diensten als Officiere standen. Sie sprach von ihren Grundstücken, die ihr ungefähr des Jahrs 1500 Fl. eintrügen' wobei verschiedene Waldungen seien, die sie noch nie gesehen, und die man stehen ließe, bis etwa einmal das Holz sollte theuer werden.

Ich ließ mich viel von ihrer Wirthschaft unterhalten.

Altorf, im Canton Uri, den 19. Juli.

Von Schwyz ging ich Mittags elf Uhr weg. Es war schön, aber in diesem Thale sehr heiß. Voll Anmuth ist die Gegend, bis Brunnen, das eine Stunde von Schwyz liegt. Hier waren wir am Vier-Waldstädter See. Merkwürdig that sich die Gegend vor mir auf. Himmel und Wasser hatten nur Eine Farbe, überall mit den ungeheuersten Bergen umschlossen. Mit Freuden stieg ich zu Schiff, nachdem ich vorher noch wenigen schlechten Wein vor dem Hause getrunken, und meine Schiffsleute waren auch munter. Sie unterhielten mich die ganze Fahrt durch mit mancherlei fabelhaften und wahren Geschichten, wovon überhaupt der muntere Geist dieses Volkes voll ist, — ich hatte aber mehr Lust, die wirklich fabelhafte Natur hier anzusehen, und achtete also wenig auf ihre Geschichtchen, zumal da ich ihre Sprache kaum zur Hälfte verstand. Wie in Ariosts Zaubernatur oder in Ulyssens fabelhaften Erzählungen, fuhr ich, gleichsam in Gegenden einer andern Welt. Dichter und Maler mögen hier den Pinsel niederlegen.

Wir landeten an dem berühmten Berg, Im Gründli genannt, wo die bekannten drei Schweizerhelden den Bund der Freiheit errichteten. Man steigt eine kleine blumige Anhöhe hinauf, und kommt zu den drei Quellen, die unter den Händen der den Bundeseid schwörenden Helden sollen entsprungen sein. Es sind aber der Quellen mehrere da, unter dem

lieblichsten Schatten, wo uns der einzige Bauer, der hier wohnt, gar freundlich mit köstlicher Milch bewirthete. Ich verließ diesen Ort, um weiter gegenüber, nach Flüelen zu, an Tells Kapelle anzufahren. Wir sahen sie schon von weitem, und das Herz schlug mir. So einsamehrwürdig, mit dem kleinen Glockenthürmchen, dicht am Rande des Sees, und am Fuße der steilsten, höchsten, aber doch schön umlaubten Berge! Die Kapelle selbst ist ein offenes, kleines, von wenigen schlechten Säulen unterstütztes Gebäude. Wir suchten von weitem durchs Perspectiv etwas von den an den innern Wänden angemalten Geschichten zu errathen. Sie sind nicht sonderlich. Ein paar davon, sagten mir die Schiffer, stellten die Murtner und Sempacher Schlacht vor. Auch sieht man Tell und seinen Knaben, ihn, in einem gelben schwarzaufgeschlitzten Wamms und Hosen. Nachdem ich, unter vielen, auch meinen Namen in der Kapelle angeschrieben, fuhren wir weiter, und kamen Abends vier Uhr nach Flüelen, von wo ich sogleich den Marsch zu Fuß fortsetzte, und hieher nach Altorf, dem Hauptflecken im Canton Uri, in Zeit von einer Stunde gelangte.

Am Stäg, den 20. Juli 1780.

Der Weg von Altorf hieher macht ein erhabenes, bald engeres, bald weiteres Bergthal. Zur Rechten rauscht die von Schneewasser angeschwollene Reuß, in deren kalten Fluthen ich noch gestern meine erhitzten Glieder zu großer Erquickung badete. Das Thal ist anmuthig mit Büschen und Bäumen umsteckt und durchwunden. Die Leute treu, fromm und bieder, wie ihre Felsen. Abwechselnde Scenen von Ruhe und Genuß, von himmelragenden Bergen und Felsen, und Verheerungen, die die wilde, gewaltsame Reuß angerichtet. Sie rauscht mit lärmendem Getöse unaufhörlich über ihr gleichsam mit Granit und Marmor gepflastertes Bett.

Schöne Cascaden stürzen allenthalben von den aufgeschwollenen Schneebächen die hohen Berge herab, und scheinen öfters in der Ferne von den Gipfeln derselben wie ein weißes Tuch herabzuhängen, während von den Felsen das Echo erschallt.

Im Vorbeigehn vor den mancherlei einzeln zerstreuten Häusern macht' ich auch die Bemerkung, daß die Hunde, die wir antrafen, fast gar nicht bellten, noch weniger die Reisenden, wie bei uns, anfielen. Ist dieß der Charakter der Einsamkeit, Ruhe und Sicherheit, der sich hier auch den Thieren mittheilt? Auch Cook hat, so viel ich mich erinnere, schon die Bemerkung gemacht, daß die Hunde in Neuseeland nicht bellen.

Da der Weg hier überall, durch die Wiesen und auf die Berge, einige Fuß breit gepflastert ist, so konnte der gestrige Regen nicht viel verderben.

Nach zwei Uhr Nachmittags kam ich gestern hier an. Die Leute sind gar gut, freundlich und redselig. Die Stube reinlich, die Aussicht schön. Der ganze Ort besteht ungefähr aus zwanzig vertheilten Häusern.

Diesen Nachmittag versucht' ich's, einen der nahen hohen Berge, die gegen das Bündner-Land zu liegen, zu besteigen. Ich war mit vielem Eifer und Leichtigkeit eine Stunde lang gestiegen, und konnte noch nicht sonderlich zu meinem Endzwecke gelangen. Eine lange Alpmatte fand ich jetzt, wo wieder eine neue Colonie von Menschen wohnte. Ich erstaunte sehr, als ich an einer dieser schlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir sagte, hier wohne ein Rathsherr! — Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den Rathsherrn und den Bauer in Einer Person zu finden, und ich habe nicht Ursache gehabt, zu vermuthen, daß der Rath unter dem verlieren möchte, was etwa zum Herrn, nach unsern Begriffen, fehlen sollte.

So ging ich weiter. Ließ nun die Matte links liegen, und verfolgte die höhere Spitze des Berges rechts hinauf. Ich

stieg noch eine gute halbe Stunde, steil aufwärts, mit aller Heftigkeit. Endlich kam ich den Wolken des gegenüberstehenden Berges parallel, an den Hang eines sich in die Tiefe stürzenden großen Schneebaches. Ich kühlte mich und ruhte hier aus. Noch waren die größten Fichten und Buchen um mich, auch hohe Sträuche von Wachholder. Ich fürchtete, mich mit einbrechender Nacht zu verirren, und stieg also, unter manchen seligen Träumen, allmälig herunter. Als ich zurückgekommen war, fand ich in meinem Quartier ein Mädchen, das die Leute von der hohen Alpmatt heruntergeschickt hatten, aus Furcht, ich möchte mich verirrt haben, um Nachricht von mir zu geben. So besorgt sind hier die Menschen um Andere, deren Namen sie nicht einmal wissen.

Ich beschenkte sie gut, und sie sagte mir, daß sie und ihre Eltern schon in der Wüste Sierra Morena, auf Anstiften eines spanischen Herrn, als Colonisten gewesen seien, aber nun es auf ihren Alpen besser fänden.

Noch Eins! Das Wasser ist hier ganz vortrefflich, im Sommer trüb, im Winter klar. Ersteres kommt von den aufthauenden Gletschern. Die Leute ziehen aber das trübe Wasser im Sommer vor.

Wasen, am Fuße des Gotthards, den 21. Juli.

Das Unangenehmste ist immer, nach zurückgelegtem schönen Wege hier in die engen, von Menschenhänden erbauten Hütten unterzukriechen.

Wie man dort überall Zeichen der Majestät und Weisheit, so sieht man hier überall das Elend des menschlichen Bedürfnisses und seine Niedrigkeit. Ich habe den wahrhaft königlichen Weg von Stäg aus hieher in Zeit von fünf Stunden vollbracht, da es sonst nur drei kleine Stunden sind. Aber wer

verweilt nicht gern hier, wo man in aneinandergereihten Scenen der wunderbarsten, prächtigsten Natur fortschreitet? Als ich vom Stäg ausging, und eben erst an der Brücke war, that sich schon das große allmächtige Schauspiel über dem Maderaner Thal vor mir auf. Die Sonne stieg eben über seine Höhen empor, goß milde Anmuth herab, und hob zugleich mit ihrem Schimmer die Massen der tiefen Berge ins Ungeheuere heraus. Durch den schwarzen Schooß derselben schäumten die wilden Fluthen schneeweiß und zürnend heraus.

Alles, was je von diesen Gegenden mit Pinsel oder Kreide ist nachgeahmt oder entworfen worden, verachtete ich, in einem kältern Augenblicke, hier aufs Tiefste. Wer mag hier nachahmen oder zeichnen? Das Große selbst ist der Gegenstand und die Sache. Wer mag einen Hügel von einem himmelhohen Berge durch wahres Gefühl unterscheiden, wenn dieser auf einem Quartblatt vorgetragen ist? Laßt noch so viel winzige Dörfer, Hütten und Menschen daneben setzen, man muß doch die Größe und ihre Gewalt nur schließend errathen, und kann sie nicht fühlen.

Ein wunderbarer Austritt der Natur folgt hier auf den andern, so wie man nur weiter geht. Eine glänzende Cascade stürzte zu meiner Linken von dem Himmel herab, und strömte zu meinen Füßen, in diesem heißesten Sommertage, durch ein gewölbtes Thor von Eis und Schnee. Bald kam eine, die fast noch schöner schien. Der Stieg am Berge wendet sich wie in einem Haken, und aus der Mitte desselben strömt die weiße Fluth, wie ein Milchstrom von der Tafel der Götter, tief in das blühende Thal hinab. Ich glaubte gewiß, Goethe müsse eine seiner schönsten Stellen der Iphigenie hier geschrieben haben, wo er sagt: — „denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd so von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab.“ —

Lange blieb ich hier, verweilend, zufrieden und sehnend — und grub endlich meinen Namen unter einen Stein.

So kommt man, mit ungewünschter Eile, immer weiter auf dem Wege nach Wasen, und wünschte bei jedem Schritte zu verweilen und Betrachtungen anzustellen. Die Erhabenheit der schönsten und größten Bilder der Natur, die sich hier in einer ununterbrochenen Reihe folgen, ist nicht zu beschreiben. Alles, was Großes, Erhabenes die Einbildungskraft fassen mag, drängt sich in diesem großen Thale, zwischen Bergen und starrenden Felsen, und wunderbaren hohen Cascaden, fort. Es ist nicht zu viel, wenn wir sagen, daß Eine dieser letztern, auf die man in einem nahgelegenen Holze kommt, dem Rheinfall selbst an Größe und Erhabenheit nicht viel nachgibt. Aber ich bin bald des Erzählens müde, und es ist hier, wie so oft, kein andrer Pinsel zur würdigen Schilderung, als der: „Komm und siehe!"

Wir kamen nach Wasen in ein schlechtes Wirthshaus, wo wir doch theuer bezahlen mußten, wie hier überall in diesen Gegenden. Sie halten die Reisenden alle für Engländer und vornehme Leute, die zu ihrer Lust reisen, und da wissen sie nicht genug zu fordern, um sich an die kurze Visite einige Zeit lang erinnern zu können.

Abends stieg ich hier mit einem Jungen auf die nahe in der Höhe liegende alte Schanze, Krystalle da zu suchen. Einer der höchsten Felsen, von dem ein Theil vor kurzer Zeit eingestürzt war, präsentirte sich unserm Anblick. Ich wollte auf den Trümmern hinauf zu der abgebrochenen Stelle steigen. Aber unser Auge findet in diesen Gegenden nicht so leicht den richtigen Maßstab. Ich stieg lange und lange, und kam ziemlich hoch, und hatte doch noch kaum die Hälfte erreicht.

Im Heimgehen sang mir mein kleiner Begleiter Volkslieder vor, die durch Gesang und Inhalt gleichartig waren.

Urseler Thal, den 22. Juli 1780.

Seit zwei Tagen war es mir unmöglich, ein Wort zu schreiben. Die Größe der Gegenstände, Fatiguen und Unordnung der Lebensart bei der Reise, hatten meinen Geist vielleicht zu sehr erschöpft. Von Wasen ging ich Morgens sieben Uhr weg, etwas unzufrieden mit dem Quartier und der diesem disproportionirten Zeche.

Ich war nicht lange gegangen, so begegnete mir ein Geistlicher, mit dem ich mich, wegen seines guten Aussehens, in Unterredung einließ. Er brachte mich bis an sein Pfarrdorf, welches Geschmen heißt, und daselbst bat er mich, in sein Haus zu kommen, und ein kleines Frühstück bei ihm einzunehmen. Dieß war sehr reinlich und artig. Es bestand aus frischem gebratenen Ziegenkäse, Milch, Butter, Honig — den man daselbst immer zur Butter ißt — trockenen Früchten, gutem rothen Wein, Alles reinlich und wohl servirt. Er führte mich in seinen Garten, und beschenkte mich mit allerlei Sämereien, italienischem Kohl, wie auch mit ein paar Gemshörnern. Von Geburt war er ein Spanier, und hatte noch einen Bruder, der Capitain in spanischen Diensten ist.

Ich bat ihn, wenn es ihm nicht beschwerlich, mich bis Ursern zu begleiten, denn ich hatte meinen Bedienten mit dem Führer vorausgeschickt. Dieß that er mit Freuden.

Er erheiterte unsern Weg mit allerlei Geschichten aus der Gegend, welches in der That nöthig war, denn der Weg wird immer schroffer, öder und fürchterlicher, je näher man zu der berühmten Teufelsbrücke kommt. Man glaubt endlich, dieß sei der Zugang zu der Hölle selbst. Nichts als nackter, brauner, zersplitterter Fels, in ungeheuern Massen, in deren tiefen Löchern und Klüften nur Drachen und Greife zu herbergen scheinen. Kein anderes Thier, kein lebender Vogel ist da, auch gewahrt man weder Gras noch Staude.

Der Geistliche erzählte mir, daß gemeine Leute, die der Wallfahrt halber nach Maria Einsiedeln vorbeireisen, öfters hier

aus Angst auf die Kniee niederfielen, um zu beten, daß sie doch aus diesen Gegenden möchten erlöst werden!

Immer engen sich die beiden hohen Felswände genauer und tiefer, bis man endlich auf dem glatten Felsen einen schmalen Weg herumkommt, und die Teufelsbrücke vor sich hat. Hier gehen die Felsen ganz dicht zusammen, und lassen nur so viel Platz, daß sich die Reuß durch sie fürchterlich herunterstürzt, über welche dann die aus Einem Schwibbogen erbaute Brücke über einen ungeheuern Felsenabgrund geht. Die Reuß braust hier mit solcher Wuth, daß es bei etwas starker Luft gefährlich wird, über die Brücke zu gehen, indem der heftige Wind schon Männer und bepackte Thiere hinuntergeworfen, und man sehr leicht Hut und Mantel verlieren kann.

Sonst ging der Durchgang hier auf einer auf Ketten erbauten Brücke über die Reuß. Seitdem hat man das berühmte Urseler Loch, eine Passage von achzig Schritten, mitten durch den Felsen gesprengt. Man kommt sogleich, wenn man über den Felsen von der Brücke heraufgestiegen ist, hindurch, und es nimmt sich von außen und innen wunderbar aus.

Aber welch ein neuer Anblick nun! Sobald man durch das nasse träufelnde Loch durch ist, sieht man eine weite ebene grüne Matte vor sich. Am Ende derselben ein liebliches Dorf, mit mäßigen Bergen umschienet, rechts einen hellen Silberstrom, der sich auf wahrem Silbersande durch die heitere Matte ruhig hinschlängelt. Dieser Anblick entzückt durch das ganz Seltsame und Unerwartete, zumal nach dem beschwerlichen Steigen. Doch endlich, wenn sich das Auge einigermaßen gesättigt und befriedigt hat, und es zu untersuchen anfängt, findet man, daß es nicht ganz so da liegt, wie auf unsrer Welt. Die Höhen sind ganz kahl von Gesträuchen, nur über dem Dorfe hängen einige tausendjährige Fichten. Alles darüber ist leer, nur die Alprose blüht noch. Man findet sich näher an den höchsten Spitzen den Berge und den Wolken, selbst durch die Heitre und

Kühle der Luft, und man glaubt sicher, man sei hier durch irgend einen Zauber zu den Manen gelangt. —

Urselen, den 24. Juli Abends.

— Möchte ich doch irgend ein gutes Wort finden, das ich in eines Andern Seele hinlegen, und ihm andeuten könnte, wie es jetzt in der meinigen steht!

Müde von außermenschlichen Gegenständen kehre ich zurück, und suche den Menschen. Was ist alles dieses Spectakel, dieser Aufwand der Natur, dieses Übersteigen ihrer eigenen Größe, gegen einen Gedanken — gegen den Gedanken der Liebe, unsers innigen Selbsts, unsers Seelenverhältnisses mit uns, mit der Welt, mit den Unsrigen? Und aller Schauder, alle Macht dieser Riesenwohnungen, gegen Einen Abend der stillen Freundschaft, Eine Stunde der Vertraulichkeit!

Wie bald ermüdet Alles! Nur was das Herz gibt, ermüdet nie. —

Urselen, den 25. Juli.

Noch bin ich immer hier. Du fragst mich, was ich hier mache? Mein Herz, meine Phantasie braucht Erholung — und dann mag ich auch in dieser Luft wohnen, fühlen, wie es den Menschen da wird, und dazu mich ihnen gleichsam eine Zeitlang einverleiben.

Diesen Mittag kamen Herr und Frau von Brints hier an. Ich werde mit ihnen den Gotthardtsberg gar ersteigen, ob es gleich trübe aussieht.

Gotthardtsberg, den 26. Juli.

Ich habe ihn gestern bestiegen, diesen berühmten Berg! Als wir bald nach der Mittagszeit ausgingen, hatten wir schwülen Sonnenschein, bald darauf etwas Regen, und nachher sich treibende Nebel, Kälte und mitunter noch Regen. Es ist seltsam, daß man von diesem Berge immer hört und ihn nicht sieht, da er eigentlich die ganze Masse des höchsten Schweizergebirges macht, das nun gegen Italien zu in etwas schnelleren Graden wieder abnimmt, als es von Deutschland aus hinaufgewachsen ist. Von Urselen aus bis zu dem Capuciner-Hospiz hierher sind es drei Stunden. Man kommt immer höher, und steigt nur selten. Keinen Baum, noch Strauch sieht man mehr von dem Urseler Thal aus. Selbst die Alprose blüht hier nicht mehr. Nichts als übereinander geworfene graue Felsstücke, breite lange Thäler, voll wilder Ruinen, mit einem trocknen verwitterten Moos umzogen. Baron Brints sagte mir, daß solche den höchsten Felsen des Vesuvs vollkommen glichen.

So wandelten wir fort, durch rauhen Wind, Nebel und mitunter Schneeflocken, der höchsten Spitze zu. Alles schweigt hier, außer den Winden. Das Rauschen der Flüsse, das nun unaufhörlich, beinahe seit wir den Vierwaldstätter See verlassen, in unsern Ohren tobte, verliert sich hier gänzlich, je höher man steigt; und man sieht nun die Quellen dieser mächtigen Ströme, in den vier auf der Höhe des Gotthardts liegenden Seen, wovon der Eine ungefähr eine halbe Stunde im Umkreise hat. Hier entspringt die Reuß und der Tessin, der nach Italien strömt. Diese Seen sind eiskalt ihrer Natur nach, nur ein paar Monate des Sommers vom Eise befreit, und kein Insect, viel weniger ein Fisch, hält sich in denselben auf.

Der Baron Brints und seine Frau gingen, nachdem sie sich eine Stunde hier in dem Capuciner-Hospiz aufgehalten hatten, wieder fort. Ich begleitete sie auf eine Strecke. Es

war kalt und regnicht, wie bei uns im Februar, und wir fanden, wie schon vorher, vielen Schnee auf unserm Wege. Nun kehrte ich zurück, und war ganz allein. Ein einziger Kapuziner, der hier wohnt, da sein Kamerad abgereist war, machte meine Unterhaltung. Er hieß Pater Seraphim, ein geschickter, kluger Mann, der mir schon vorher dem Rufe nach bekannt war. Aber mehr als Alles ergötzte mich das Schauspiel, das mir die von den Winden getriebenen Nebel gaben. Dieß war wunderbar anzusehen. In einem Augenblick lagen sie so dick um uns her, daß ich nicht vom Fenster hinaus auf den Weg sehen konnte, und im nächsten Moment waren sie auf eine große Strecke wie weggekehrt, enthüllten die gegenüber liegenden schneeweißen Berggipfel, und ließen von ihnen gleichsam einen Strom von Sonnenglanz über uns ausgießen. Dieser Anblick wechselte unaufhörlich, auf mancherlei Art, da die Nebel nirgend sich recht halten können, und von den verschiedenen die Bergklüfte durchziehenden Winden stets in anderen Formen getrieben werden.

Diese Übel sind indeß eine Wohlthat für diese hohen Bergspitzen. Sie erhalten noch das wenige dünne und zarte Gras, das hier oben wächst, und das sonst gänzlich vertrocknen müßte, weil so selten Regen fällt. Ungewitter haben sie gar nicht, und sie hören den Donner nur aus der Tiefe.

Ich aß mit meinem Kapuziner, und war froh, einmal wieder gekochtes Fleisch zu finden; denn im Urseler Thal hatt' ich nichts als etwa Fische und ein paarmal geräuchertes Murmelthierfleisch, das gut ist. Unser Kapuziner brachte uns, als es Nacht war, mich und meinen Bedienten, jeden in ein besonderes, enges, aber sehr reinliches Schlafcabinetchen, worin reinliche Betten waren, nur wegen der hohen Luft etwas kühl. Ich schlief gut, und erwachte unter den lieblichsten Träumen. Sobald ich erwacht war, sah ich meine Träume erfüllt, indem ich ans Fenster sprang, und den ganzen Himmel heiter, die Gegend im lieblichsten Morgenschimmer erleuchtet sah. Dieß

Glück konnte ich mir am gestrigen Abend noch nicht versprechen.

Ich machte mich also eilend zurecht, und nachdem mich mein Kapuziner mit einer Tasse guter Chocolate — denn sie nehmen hier alle ihre Lebensmittel aus Italien — bedient hatte, machte ich mich davon, um meine Absicht zu erfüllen, nämlich den gegenüber liegenden Pettinenberg, oder Monte Fibia, wie ihn der Kapuziner nannte, zu ersteigen, und mich also rühmen zu können, auf der höchsten Spitze von Europa gestanden zu sein. Ich unternahm diese Reise allein, ob mir gleich mein Kapuziner eine Strecke weit das Geleit gab, mit der Warnung, mich nicht zu verirren, und mich bei dem Heruntersteigen in Acht zu nehmen. Ich hielt Ersteres für unmöglich, weil ich immer das Kapuziner-Hospiz konnte vor Augen sehen, und mich kein Baum noch Strauch an der Aussicht verhinderte, doch hätte ich's fast zuletzt erfahren. Alles freute mich, und ich lief wie ein Begeisterter. Der Tag war ganz heiter, aber die Sonne nicht wärmer, als bei uns an einem schönen Märztage. Ich war eine Stunde lang so fortgeklettert über gehäufte hohe Felsstücke und durch Thäler von eisichtem Schnee. Immer wurde mir indeß der Berg noch höher und größer, und ich sah, daß ich noch gute zwei Stunden brauchte, um seine Spitze zu erreichen. Ich richtete also meinen Weg nach der Seite von Italien zu, um dieses glückliche Land, so viel ich konnte, zu übersehen. Ich machte mich bis an den Rand dahin; nun legt' ich mich ruhig hin und übersah die Gegend. Das ganze Lernier-Thal lag ausgestreckt vor mir da, und in demselben wohl mehr als zwölf bis vierzehn italienische Dörfer. Der Tessin strömte an ihnen vorbei, und durchschnitt mit seinem Glanze das Thal. An den untersten Wänden der Berge sah man schon wieder Wälder aufsteigen, und überhaupt schon den Anfang der Fruchtbarkeit, die dieses Land beglückt.

Nun wandt' ich meinen Blick und sah gegen Deutschland

zu über die Spitzen der höchsten Alpen weg, deren Gipfel wie Meereswellen sich erhoben. Der Anblick ist unaussprechlich. Ich sehnte mich nach Italien, und da ich fand, daß mein Schicksal mir für dießmal nicht dahin zu gehen erlaubte, so rief ich mir aus meinem Vaterlande das Liebste von meinen Freunden her, und theilte mit ihnen den Anblick und den Genuß meiner Freuden und meines Herzens.

Immer noch verweilt' ich hier und wollte nimmer von diesem Platze weichen. Ich grub ein Andenken in den Felsen, welches wohl schwerlich irgend ein Wandrer besuchen wird, und nahm mir dafür ein Blümchen, das ich dabei fand, mit.

Mein Herabsteigen war äußerst beschwerlich. Ich hatte schon ein paarmal die Glocke des Hospiz läuten hören, weil der Pater mich erinnern wollte, es sei Zeit zum Essen, und zuletzt glaubte, es sei mir etwas zugestoßen. Sie konnten mich nicht mehr aus dem Hospiz mit dem Perspectiv sehen. Es war nach ein Uhr Mittags, als ich herabstieg. Ich brauchte beinahe zwei Stunden, und verirrte mich alle Augenblicke in Felsen, so daß ich einmal einen heftigen Sprung wagte, und als ich dabei fiel, Beinkleider und Strümpfe mir sogleich von den Gliedern herunterriß.

Endlich kam ich gegen drei Uhr, zu großer Freude des Paters, wieder in dem Hospiz an, und nachdem ich eine gute Mahlzeit zu mir genommen, machte ich mich zum weitern Marsch fertig.

Bern, den 1. August 1780.

Ich dächte, Du solltest es so müde werden, als ich es bald geworden bin, immer nur von Gegenden und Gegenden zu hören. Der schönste Gegenstand, wenn er nur von Einer Seite behandelt wird, hat durch die Wiederholung etwas Ermüdendes, und wie ist es möglich, daß die Natur sich unter

Google

der Feder nicht beständig wiederhole, da die Nüancen, welche ihr in ihrer Wirklichkeit die Abwechslung verschaffen, unter derselben größtentheils verloren gehen müssen. Ich will Dir also den Fortgang meiner Spazierreise nur summarisch erzählen, und Dich hie und da auf einzelne Plätze aufmerksam machen. Ich verließ das böse Lager von Oberwald, nachdem ich vorher einige Krystallen und Gemshörner, der Seltenheit wegen, eingekauft hatte, und stieg sogleich des andern Morgens geradezu den Grimsel wieder hinauf. Dieß ist ein Stieg von drei Stunden hinter einander, wo man meist wie an einer Treppe hinaufsteigt. Unten zirpten und sprangen die muthwilligen Heuschrecken auf dem trockenen Gras, der Wald wurde kühler, die Stämme nach gerade kleiner und seltner, endlich erschienen zerstreute Wachholder- und Schwarzbeerenbüsche, dann kam die Alprose in niedern rosenrothen Sträuchern, zuletzt nur einige Glockenblümchen und dünnes Gras, bis wir in die Gegend der scharfen Winde, leichten Nebel und des Schnees kamen; dieß Alles in einer Zeit von nicht gar vier Stunden.

Wir stiegen herzhaft, und nun geht die felsichte, kahle Plattform noch drei Stunden bis Hospital (im Bernerlande) fort. Man steigt dahin die steilen Felsen hinab, und sieht die nackten, unwirthbaren Berge in einem weiten Kessel umherliegen, von welchen sich die Aar herunterstürzt. Man ist hier noch immer wie in einem Lande der abgeschiedenen Seelen; die fruchtbringende Natur ist kalt; die Teiche und kleinen Seen haben keine Fische, schmales Gras und dünne Pflanzen wachsen an den Ufern. Ich hielt hier mein Mittagsmahl, und begab mich Nachmittags noch vier Stunden weiter, nach Gutthannen. Der Himmel war heiter und schön, und die Gegend ist äußerst interessant. Ich ging über Brücken, die an Kühnheit der Teufelsbrücke nichts nachgeben; ich sah das Loch auf einem der höchsten Gipfel, welches durch die Zusammenstellung zweier Felsen aussieht, als wenn man eine Kanonenkugel durchgeschossen hätte, und welches zu gewissen Zeiten,

Google

wenn gerade die Sonne dieselbe Linie trifft, einen ganz sonderbaren Effect machen soll.

In Gutthannen kam ich in dem Quartiere, das ich genommen, unter eine angenehme Familie. Sechs oder sieben Töchter im Hause, von ächtem Schweizerkern und voller, doch zierlicher Bildung, froh und schalkhaft, bei wohlhabenden guten Eltern. Sie waren eben beschäftigt, Käse zu machen, und hatten sich deshalb insgesammt am Feuerheerde in der Küche um den großen Kessel versammelt. Ich bat sie, mir dieß Geheimniß auch mitzutheilen und mich in ihrer Kunst zu unterrichten. Der Alte that es mit vieler Munterkeit; mir wurde ein Stuhl herbeigeholt, um zu sitzen, und die Mädchen scherzten am Heerd und in den Ecken mit derjenigen frohen Bescheidenheit oder bescheidnen Fröhlichkeit, welche die schönste Zierde der Jugend ist. Ich wurde hier an Leib und Seele gut unterhalten, und hatte noch außerdem Wohlgefallen an der zierlichen Tracht der Mädchen, die ihnen gar wohl steht, zu der meist graziösen, längern und vollern Gestalt, die sie haben. Sie tragen die Haare zu beiden Seiten wohlgescheitelt, mit zwei hinterwärts geflochtenen Zöpfen, und ohne weitern Kopfputz. Bei Trauer schlagen sie die Zöpfe auf. Übrigens haben sie hohe bis unter die Brust aufgeschürzte Röcke, von grauem leichtem Zeug, und das Mieder mit einigen schwarzsammtnen Bändern verziert, was ihnen Alles gar wohl steht.

Den andern Morgen hatte ich Noth. Ich wollte weiter, und es war Niemand da, meine Bagage zu tragen. Die älteste Tochter vom Hause, ein Mädchen von neunzehn Jahren, entschloß sich endlich, die Last auf sich zu nehmen, und mich weiter zu führen. Dieß war für meine Achtung für sie ein schwerer Kampf, und so lieb mir ihre Begleitung war, so hätte ich lieber die Last zweimal so gern getragen, wenn es sich für mich hätte schicken wollen. Als sie meine Verlegenheit merkte, machte sie einen Scherz daraus, und nahm leicht den Mantelsack auf ihren Kopf und ging so weiter. Es war mir,

als wenn ich in Begleitung einer vornehmen Dame ginge, und ich suchte die Honneurs und Unterhaltung der Reise zu machen, so gut ich konnte. Auch von ihrer Seite fehlte es nicht an Artigkeiten, sie sang mir manch hübsches Schweizerliedchen, und brachte mit sehr gemäßigter Stimmung manch herzige und neugierige Frage vor. Zumal wollte sie Nachrichten von dem Lande haben, wo ich her wäre, und konnte nicht begreifen, wie ich die schönen Ebenen mit den wüsten Bergen vertauschen könnte.

Wir kamen nach Imhof. Es sind wenig zerstreute Häuser in einem lieblichen Grunde, ungefähr eine Stunde von Meyringen, wohin ich nach dem Essen zu Fuß ging. Der Pfarrer, den ich in Meyringen besuchte, machte mir Abends den Gegenbesuch in Imhof, und da das Thal unendlich lieblich ist, der Tag warm war, und mein Geistlicher ein vernünftiger, unterrichteter Mann, so hielten wir hier manche philosophische Unterredung, vor der Hütte spazieren gehend und eine Pfeife rauchend.

„Die Blümlisalp hier," sagte er (indem er sie mir zeigte, mit ihrem Schneekopfe hinter den übrigen Bergen hervorragend), „war sonst eine Viehweide und hat den Namen von den schönen Blumen, die da wuchsen; jetzt ist sie seit zwanzig Jahren wenigstens mit Schnee und Eis bedeckt, und das Eis wächst jährlich auf derselben. Dieß findet man auf mehrern unserer Gebirge so. Die Erde veraltet und stirbt an ihren äußersten Enden zuerst ab. Man kann solches an allen ältern Gebirgen bemerken. Auch die Wasserquellen vertrocknen. Wir haben mehrere in diesen Gegenden, die gänzlich ausgeblieben und vertrocknet sind. Was meinen Sie, daß es mit uns werden soll? Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Schweiz nach und nach ein Eisklumpen wird, und seine Thäler ein unbewohnbares, wüstes Land." —

Ich hatte auf alles dieß nicht viel zu sagen. Der Abend war zu feierlich, als daß ich hätte scherzen mögen, und mich

faßte eine weite große Trauer. So war es auch meinem Gesellschafter, der aber mehr dabei im Gleichen blieb; doch habe ich bemerkt, daß wirklich diese Gegenden für den denkenden, empfindsamen Geist zu ernsthaft sind, zumal wenn er nicht durch Gesellschaft erheitert wird. Dabei ist Kost und Lebensart zu einfach, und der Geist zehrt sich auf, wenn er nicht geistig und leiblich mannichfach unterhalten wird. Die Kenntniß ist ein acquirirter Zustand, und Fähigkeiten der Seele sind ein in Bewegung gebrachtes Kunstwerk, das mancherlei Triebwerk und Unterhaltung nöthig hat, wenn es im Stande erhalten werden soll, und die Räder nicht, aus Mangel der Bewegung, verfaulen. Darum sind auch immer Genies in den Städten gereift, selten auf dem Lande; und selbst das Widrige, das ihnen dort zuweilen begegnet, ist ihnen ein neuer Antrieb, eine neue Triebfeder zu vollendeteren Arbeiten. —

Digitized by Google

Phantasien, Maximen
und
Bilder.

Digitized by Google

1.

Der Tag.

Wie sich der Tag anfängt, endet er selten. Wenige Tage sind ganz rein, wenige ganz trübe. Der heiterste Morgen schließt sich oft mit Dunkel und Wolken, und frühe Regen dauern selten lange. So bleibt dem Menschen bei allen Angelegenheiten des Lebens immer Furcht und Hoffnung; zwischen beiden schweben wir: das Leben erhält sich in stetem Übergange. Diese Stellung scheint nothwendig, um es anzuregen und zu erhalten. Furcht gebietet Klugheit; Hoffnung Muth; beide leiten es fort. Verzweiflung und Tollwahn sind die Extreme, und führen zum Abgrund. Frei von beiden wandelt das holde Zutrauen, und führet, auch auf rauhen Pfaden, freundlich und sicher.

2.

Die Nacht

folgt dem Tage, und giebt uns, mit dem Morgen, ein schönes Bild des Entzündens und Verlöschens aller Dinge. Wenn der Tag ein kleines Leben ist, so ist die Nacht ein kurzer Tod. Alles steigt und sinkt: Manches zu ewiger Vergessenheit; Manchem leuchtet ein ferner Schimmer nach, und verkündet ihm eine neue Morgenröthe. Aber derselbe Tag kommt niemals wieder: Alles ändert, wechselt und schwebt im ewigen Übergange.

Digitized by Google

Auch die Sterne leuchten nicht umsonst. Sie bezeugen, daß Alles ewig bleibt, ewig lebt. Der Morgen geht auf, der Mittag kommt, der Abend sinkt, düster und mit ernsten Schatten umhüllt uns die Nacht; aber das Ganze steht, und wird ewig stehen, und wird ewig neuen Tod und neue Geburten hervorbringen. Scheiden und Wiederkommen; ewiger Wechsel der Zeiten und Dinge: was lebt, lebt dem Ganzen.

Zur Erhaltung und Beschützung unsers eigenen Lebens hat uns das Schicksal die holde Phantasie gegeben, gleichsam darin das zarte Leben einzuhüllen. Wer kann ohne sie bestehen? wer möchte sie dem Menschen rauben? Sie ist beinahe die Hälfte unsers Daseins; denn nichts geschieht ohne sie. Jedes Bedürfniß des Lebens erfordert dieselbe. Sie beflügelt unser Verlangen, und läßt neue Blüthen und Blätter dem Geist anschießen. Ohne Phantasie ist jeder Baum blätterlos, und der schönste Schmetterling ein Wurm, eine Made.

3.

Das Leben.

Wahr ists, in einem öffentlichen thätigen Leben vergißt der Mensch gleichsam die Bewegungen seiner Fortdauer, da er in einem zurückgezogenen einsamen solche zu oft, und zuweilen wie unter einem Mikroskop erblickt. Beides hat Vortheil und Schaden. Selten ist unsre Maschine so aufgezogen, daß sie dauernd unverrückt fortlaufen könnte; daher fleißige Ausgleichungen mit ihr vorzunehmen sind. Aber das Leben des Einsiedlers versinkt in allzugenauer Nachforschung, und indem er die Theile zu sehr bemerkt, verschwindet unter seinem Blicke das Ganze.

Das Leben des wirkenden Geschäftsmannes ist leicht gefährlichen Abirrungen unterworfen, und hat er vergessen, den

ersten Grund richtig anzulegen, so mag er, bei großer Mühe und Anstrengung, oft ganz verkehrte Resultate aus seinen Arbeiten ziehen. Davon belehret uns alle Tage der Augenschein, und wir dürfen nur in unsern neuesten Zeiten die Cabinette der Großen und Kleinen durchgehen, um uns hinlänglich davon zu überzeugen.

Allzugroße Weisheit macht übersichtig; allzugroße Sorgfalt verdirbt. Das Wahre schwebt immer zwischen den Extremen, und der Alleseroberer stirbt an seinem Glück.

Kargheit ist gleichfalls schädlich, richtet zu Grunde und vernichtet. Scheue das Übermaß nicht, wo es nöthig sein sollte. Abbruch und Zwang sind nie gehörig wieder zu ersetzen.

Wer Alles erhalten will, erhält meist nichts; wer nichts verlieren kann, gewinnt nichts. Ein magerer Boden schwillt nicht von Früchten; man raubt ihm zuletzt noch, was sein ist.

Dem weisesten Staatsmann widerfährt es oft, wie in der Fabel dem Tadler Jupiters: er vergißt den Wind.

Beides gehört zusammen; frische Thätigkeit und ruhige Übersicht. Die größten Geschäftsmänner haben immer am meisten Zeit übrig gehabt, wie Friedrich der Große, wie Napoleon. Große Bewegung erfordert tiefe Ruhe; und dann bringt die Traube von Madera ihre Säfte schneller zur Reife, als unsre Berge ihre Herlinge.

4.

Die Liebe.

Es ist eine sonderbare Erscheinung bei der Liebe, daß sie bei ihrem Ausbruche oft Menschen und Thiere gleichsam zu Narren macht. Dem Gescheidtesten hängt sie ein Schellchen, oder wohl gar eine Kappe auf, und immer verdreht oder verrückt sie etwas

an unserm Verstande. An dem Einen wird es vorstechender und lächerlicher, an dem Andern zierlicher und gefälliger.

Dieses zeuget, daß die Liebe einen tiefern Grund in unserer Natur haben müsse, als es manchem Philosophen zu glauben beliebt: ja, wir möchten es wohl wagen, zu behaupten, sie gründet und erschöpft unsere ganze Natur. Man nenne mir eine Leidenschaft, welche es auch sei, deren letzter Grund nicht in ihr aufzusuchen wäre? Haß und Liebe entspringen nur aus Einer Wurzel, und der bittere Neid und der rostfressende Geiz, er selbst entspringt aus einem Gefühle der Wollust im Besitze. Bei allen handelt die Phantasie als übermächtige Wirkerin zu einem erträumten Genusse der Vollkommenheit.

Indessen, wenn alle die andern Leidenschaften dem Bau und selbst der Natur des Menschen etwas zu benehmen scheinen, so setzt die Liebe vielmehr ihr etwas zu. Sie ist offenbar die Nährerin und Erzieherin des Lebens, und hebt Thiere und Gewächse selbst zu ihrer höchsten Stufe. In Einer Nacht steigt die zur Befruchtung eilende Aloë einen höhern Raum empor, als sie vorher vielleicht in dreißig Jahren nicht zurückgelegt hatte; und so verändert sich auch der ganze Zustand der thierischen Natur um eben dieselbe Zeit. Jede Fähigkeit im Menschen hängt von dem Zuflusse dieser begeisternden Kraft ab, und sinkt auch wieder, sobald diese abnimmt.

Die lebendigste Äußerung thierischer Natur, die Stimme, ertheilt sie auch stummen Thieren, und Reiz und Gefälligkeit erweckt sie in jeder Natur. Dem Menschen gibt und nimmt sie den Verstand, je nachdem sie es zu ihren Zwecken brauchbar findet; und doch ist sie die Vollenderin alles Thuns. Nur in der Liebe erhält sich Geist und Gestalt, und was von ihrem Wesen übrig bleibt, umschimmert noch das Alter. Sie wirket in jedem guten und gedeihlichen Geschäfte des Lebens, sie unterhält den Denker und Schriftsteller, und blühet in dem Geiste des Dichters und Künstlers.

Digitized by Google

Liebe erwecket Reiz, wie Reiz Liebe. Tugend und Tapferkeit erwachet und bewahrt sich durch dieselbe in der Brust, und jeder Funke des Edlen und Vortrefflichen entzündet sich aus ihr.

5.

Religionen.

Die sinnlichen Vorstellungen, die sich die Menschen zum Theil von der Gottheit gemacht haben, scheinen nahe mit den Eindrücken der sie umgebenden Natur verwandt zu sein.

Die heißen Morgenländer, unter einem geistvollen Klima und einer ewig erzeugenden und wiedergebärenden Natur, mußten sich in Träume verlieren, und bildeten sich mystische Gottheiten mit unendlichen Gestalten und Deutungen, weniger achtend auf die äußere Form und Schönheit der Gestalt, als auf die mannichfaltigen Zeichen des Sinnes, welche ihnen der Reichthum der Erscheinungen um sie angab.

Die Griechen verbanden körperliche Schönheit und Reiz mit Geisteszierde und Adel. Sie glaubten nicht nur, daß sich die Hoheit der menschlichen Seele in Stein und Erz nachbilden ließe, sondern sie suchten auch die Physiognomie des Göttlichen zu erreichen. Sie wohnten nämlich unter einem reinen gefälligen Himmel, umgeben von einem reichen und beweglichen Leben.

Rauh, düster und schreckbar, wie Luft, Himmel und Gegend, sind die Gottheiten der meisten nordischen Völker.

Unter ihnen allen scheinen die Kamtschadalen die widrigsten Begriffe von der Gottheit zu hegen, die sogar allem Grunde der Religion, die auf Ehrfurcht beruhet, widersprechen. Sie verachten nämlich, wenn wir Steller glauben dürfen, ihren eignen Gott Kutka, den sie als einen alten ohnmächtigen Mann

vorstellen, dem es immer an gutem Sinne fehlt, und verspotten ihn auf solche Art, daß sie ihn nicht nur von seines Gleichen und von Menschen, sondern sogar von Mäusen und Füchsen (die es bei ihnen in ziemlicher Anzahl gibt, und die ihnen dadurch höchst beschwerlich werden) zum Besten haben lassen. Dabei ist es eben kein unwitziges Volk; aber ihr Witz läuft mehr auf Schalkspossen und gemeine Schäkereien hinaus.

So sehr bestimmt das, was den Menschen umgibt, und die Natur, worunter er lebt, Himmel und Erde, seine ganze Vorstellungsart und selbst sein inneres geistiges Wesen, daß zuletzt auch der Begriff von dem, was edel, schön und erhaben ist, der Begriff des Göttlichen, ganz aus ihm verschwindet. Wenn demnach die äußeren Anstalten zur Religion keinen andern Nutzen haben sollten, so haben sie wenigstens diesen, daß sie den Begriff von dem ganz Gemeinen, durch äußere Anstalten und Umgebungen, durch Erbauung und Ausschmückung der Tempel, und durch andere Feierlichkeiten, etwas emporziehen.

Die doppelte Natur des Menschen, wenn ihr einmal dieser Zwiespalt in ihr fühlbar wird, leidet, wofern sie sich aller Bilder des Erhabenen beraubt sieht, und der Tempel der Natur mag auch durch irdische Tempel nachgeahmt werden, um das Feierliche und Große immerwährend in dem Gemüthe des Menschen zu erhalten.

6.

Hoffnung.

Der Mensch kann Alles hoffen und Alles fürchten, da der größte Theil seines Glücks nicht sowohl in den äußern Umständen, als in der Disposition seines Gemüthes liegt, die

leicht zu verändern ist. Die Wenigsten glauben das, und suchen den Gegenstand ihrer Hoffnungen in dem auf, was der äußere Zufall darbietet; daher so viel getäuschte Hoffnungen. Setze dem Kranken die leckersten Speisen vor, und er kann sie nicht genießen. So dem Kranken am Gemüthe: was kann ihn ergötzen, da er selbst nicht ergötzbar ist?

Zu dem kommt noch die Veränderlichkeit unserer eigenen Gesinnungen; meist schmecken wir aus eines Andern Munde, wie Lukrez sagt; das heißt, wir halten für glücklich und gut, was insgemein dafür gehalten wird, und der aufrichtigste Wunsch bei unsern Hoffnungen wäre wohl dieser, daß wir wünschen, es möge uns ein Glück werden, was wir uns als Glück wünschen.

Wahre Hoffnung hat ihren Grund in der Energie des Gemüths. Ein starkes Gemüth hofft immer, und hat immer Ursache zu hoffen, weil es die Beweglichkeit der Dinge kennt, und weiß, daß eine Sache durch den leichtesten Umstand kann verändert werden. Ein solches Gemüth ruht aber auf sich selbst, und versetzt sich nicht auf eine gewisse Ansicht, noch auf den bestimmten Gegenstand eines einzelnen Dinges; und wenn am Ende Alles zu Grunde geht, hat es sich doch selbst gerettet, das heißt, den Werth seines eigenen Charakters.

Übrigens sind die Ansichten der menschlichen Dinge mancherlei. Oft ersetzt auch ein natürlich leichtes Gemüth, was Weisheit und Festigkeit allein nicht zu geben vermögen. Man hofft, weil man lebt; denn das Leben ist ja eine fortgesetzte Hoffnung. Ein gewohnter schneller Wechsel der Dinge läßt den Unglücklichen auch in den trübsten Zufällen hoffen; und wenn wir hungern im Schlafe, so ergötzt uns wenigstens das Traumbild aufgesetzter Speisen.

Hoffnung erweckt den Muth; Muthlosigkeit aber ist das letzte aller Übel. Es ist gleichsam das Entweichen vom Guten, der aufgegebene Kampf des Lebens mit dem todten Nichts. Durch Streit entstehen die Dinge, und zum Streiten gehört

Muth. Wer Muth in die menschliche Seele zu pflanzen vermag, der ist der große Heilarzt derselben.

Wenn diejenigen, die über die Schicksale der Menschen zu gebieten haben, die Vorzüge ihres Standes zum wahren Wohl der Menschheit anzuwenden verständen, wie viel könnten sie nicht durch geringe Mittel bewirken! Statt daß sie ihre kargen Vorrathskammern verschließen, oder alle Hoffnung nur für sich allein verschlingen, könnten sie, wenn Edelmuth sie beseelte und ihnen die wahre Würde ihres Standes zeigte, der reiche Quell des Besten im Menschen, des Muthes und der Hoffnung werden. Wir haben in den neuesten Zeiten gesehen, was diese vermögen, selbst wo alle anderen Gefühle zu widersprechen scheinen. Aber alle Triebfedern im Menschen auf Furcht, oder Noth und Bedürfniß zurückzusetzen, ist eine unwürdige Vorstellungsart, und indem sie nur durch Feigheit zu herrschen glaubt, wird sie selbst zur Feigheit.

Darum folgt auch alle Welt dem Helden nach, unbekümmert um seine Endzwecke, und um den wahren Werth seiner Thaten.

Auch die Liebe begeistert zu Muth und Hoffnung, und ihr folgt Alles, und sie selbst wird dadurch zwiefach zur Geberin und Erhalterin des Lebens.

Was uns die mannichfaltigen Zweifel und Anfechtungen des Lebens muthvoll besiegen lehrt, das verdient unsere Krone. Darauf sollte man auch vorzüglich bei der Erziehung achten; lehren, was wahrer Muth sei, sowohl in bürgerlichen und häuslichen, als in öffentlichen Geschäften, und wie man solchen erhalten könne.

Es hat große Beispiele gegeben, und es gibt ihrer noch in jeder Art. Diese zu befolgen und nachzuahmen setzt ihrem Andenken und der Verehrung, die wir ihnen schuldig sind, den würdigsten Kranz auf, und wird uns in der Folge nicht minder auf die erwünschteste Weise bekrönen.

7.

Muthlosigkeit.

„Muthlosigkeit konnte Kant am wenigsten leiden," sagt ein neueres Blatt von ihm. Dieses zeugt von dem wahren energischen Vernunftcharakter des trefflichen Mannes.

Es ist seltsam, daß zum Leben selbst Muth gehört; und doch ist es wahr. Gerade dem Verständigsten und Rechtschaffensten zeigen sich am meisten die Schwierigkeiten, und wenn er nicht einen Antrieb fühlt, den man Muth nennt, so bleibt öfters das letzte Werk unverrichtet durch ihn. Ich will deßhalb nicht den Grundsatz vertheidigen, welchen der berühmte Galiani einst in einer paradoxen Laune aufstellte: nämlich, daß kein gescheidter Mensch je Courage gehabt habe; aber es ist eben deßwegen etwas davon wahr, weil der Verständigste am meisten die Schwierigkeiten und Folgen der Dinge einzusehen vermag.

Man gibt dem großen Friedrich Schuld, daß er bei einigen Gelegenheiten Furcht und Muthlosigkeit bezeigt hätte; aber dieses läßt sich aus seinem Charakter wohl erklären, welcher den Antrieb zu seinen Handlungen mehr in der Reflexion suchte. Daher, und weil er diese zufällige Schwäche in sich erkannte, mag es gekommen sein, daß er denjenigen Generalen, die ihn bei solcher Gelegenheit noch etwas vom Muthe benommen, nie wieder vergab; im Gegentheil diejenigen, die ihn mit einiger Gewalt zusammenrafften und stärkten, zeitlebens hochschätzte. Unter die Letzteren zählt man den General Ziethen. Er konnte von den Eigenschaften der Andern wohl erwarten, daß sie in dem nothwendigsten, aber gewöhnlichern Requisit eines Soldaten, der Bravour nicht fehlen durften.

Die Geschichte vom Turenne und Cardinal Retz, die uns Abbt in seinem Buche „vom Verdienst" erzählt, beweist, ob sie gleich sehr charakteristisch für Beide ist, nicht, daß es Letzterm

an Muth gefehlt habe; nur, daß dieser ein geborener Staatsmann, jener ein geborener Krieger gewesen. So bemächtigte sich des Cardinals, bei der wunderlichen Erscheinung, zuerst die Klugheit, da den Krieger seine Kraft und Stärke forttrieb.

Der wahre Muth, der auf richtige Grundsätze erbaut ist und durch ein edles Leben bleibend fortgesetzt wird, ist ohne Zweifel die vereinte Kraft und Blüthe aller Tugenden. Was im Leben schön, edel und groß ist, wird durch ihn zur Ansicht des Menschen gebracht. Er trägt in sich eine ewig sich erneuende Quelle großer und rechtschaffener Handlungen. Zwar ist des Menschen Gemüth, wie alle Dinge der Welt, der Ebbe und Fluth unterworfen. Kein Mensch ist zu allen Zeiten gleich stark, gleich edel und schön. Auch die Urtheile und Erkenntnisse verändern sich; gleiche Gegenstände wirken nicht zu jeder Zeit noch in jedem Alter auf gleiche Weise auf unser Gemüth. Aber der hat den Preis, der zu jeder Zeit nach den richtigsten Einsichten seines Verstandes und den reinsten Gefühlen seines Herzens urtheilt und vollzieht.

8.

Der Bach.

Wenn der Bach über die Kiesel rollt, so gibt er erst die angenehmen Töne von sich, die das Ohr besänftigen oder erquicken; der künstlich gebrochene Lichtstrahl gibt die schönen Farben: so muß auch das Leben über die kleinen leicht zu besiegenden Hindernisse wegrollen, wenn es gefällig werden soll; der stete Fluß, wenn er nicht in Eile dahinzieht, wird träg und versumpft sich leicht. Große Menschen haben meist große Hindernisse gefunden. Manche schaffen sich solche selber, den meisten beut sie das Schicksal dar. Der Strom, der gewaltsam fortrauscht, findet leicht die Gegenstände, seine Gewalt

daran zu üben; aber Wiesen und Goldsand finden sich nicht so leicht für den ruhig fließenden Bach.

Laßt uns das Bild fortsetzen, daß es sich wieder zum Vortheil des Letztern gestalte. Die kleine Fluth des Baches setzt Mühlen in Bewegung, die der mächtige Strom fortreißen würde. So wird er ein Gehülfe tausendfacher Bemühung und Kunst, die der Fleiß des Menschen durch ihn erzielt. Laßt uns also das Geschäft des kleinen Baches loben, wenn es richtig angewendet wird. Er wässert die Wiesen, er gibt dem Fleiße des Menschen Nahrung und Glück.

Mögen die wilden Wasser rauschen und mächtige Fluthen ins Meer tragen; der wohlbesorgte Gebrauch des kleinen Baches soll uns Nutzen und Nahrung verschaffen.

9.

Der Baum.

Auf der festen Erde steht der biegsamere Baum; am festern Stamme sitzt der regsamere Ast; am Aste der Zweig; an diesem Sprosse und Laub. So stützt immer das Festere das Gebildete, Regsame, Weichere in der Natur. Wo Gerechtigkeit, Ordnung, Billigkeit nicht ist, da ist kein leichteres Talent der Einbildungskraft, des Witzes, der Artigkeit anwendbar. Die einzige feste Säule der Menschheit ist Ordnung und Recht. —

10.

Wirkung und Gegenwirkung.

Das Leben der Menschen ist eine gewisse Portion von Leiden und Freuden, activer und passiver Kraft. Es scheint

die Aufgabe für ein weiseres Gemüth zu sein, durch Erhöhung der beiden dem Leben Wirkung und Festigkeit zu geben. Das Gleichgewicht ist nothwendig. Wer nicht leiden kann, kann auch nicht thun. Jenes ist gleichsam der Hebel, der zur Wirksamkeit aufdrängt. So finden wir, daß die größten Wirksamkeiten der Menschen durch vorherigen starken Druck entstanden — oder vielmehr emporgetreten sind. So lehrt man den Kindern den Gehorsam, welches ein Druck auf ihre Willenskraft ist, um die ächte Kraft in richtigem Maße hervortreten zu machen. Wer Gehorsam auflegt, um die Kräfte zu unterdrücken, der ist — ein Unterdrücker. Nichts hat in dem Leben, so wie in der Natur überhaupt, Werth als Kraft; denn das Leben selbst ist Kraft. Wer also Gehorsam fordert ohne Weisheit, d. h. ohne Erzielung einer vortheilhaftern Anwendung der Kraft, der beraubt uns und tödtet einen Theil unsers Lebens. Man sieht hieraus, in welche Kategorie die Despoten kommen, und eigenmächtige Menschen. —

11.

Der Gedanke.

Zwei Sachen sind, welche das Wesen eines Dinges gleichsam vollständig machen: erstlich, die Sache selbst, und dann der Gedanke. Jedes Ding existirt für sich, und wird durch seine Bestandtheile mehr oder minder zu dem, wozu es bestimmt ist, und wodurch es sich an die Reihe der Wesen anschließt. Der Gedanke erkennt es seiner Eigenschaft nach, und macht die Verbindung zwischen ihm und anderen Dingen. Daraus entsteht eine Welt. Die Verbindung der Dinge durch den Gedanken ist tausendfach, und kann das an sich Unempfindliche und Rohe in die geistigste Stellung bringen.

So wirkt das Leben schon an und für sich in seiner vorliegenden Gestalt, durch den Gedanken; das wieder durch seine

Digitized by Google

eigene innere Nothwendigkeit unzählige Veränderungen und Gestalten bildet.

Dieß ist die Natur des unbeschränkten Seins, daß es durch abwechselnde Verbindungen alle Gestalten und Formen der möglichen Dinge annehmen, und sich selbst zuletzt zur verbindenden Kraft aufschwingen kann.

12.

Das Vornehmsein.

Es ist unter den Menschen ein Begriff und ein Verlangen, vornehmer zu sein, als Andere. Dieser Begriff gründet sich auf eine wahre Vortrefflichkeit der Natur. Was kräftiger, was wohlgebildeter ist in derselben, steigt höher empor; das Schwache neigt sich zur Erde, oder kann aus Unvermögen nur eine verkrüppelte unentwickelte Gestalt erreichen. So ist es mit den Seelen- und Gemüthsarten der Menschen. Ein edler Geist hebt sich von selbst über Andere empor; vortreffliche Eigenschaften glänzen, und verdunkeln das matte Licht, das um sie scheint. Wenn solche Eigenschaften auf wahre Vorzüge der Natur gegründet sind, wer erkennt sie nicht? Wer muß nicht an den höhern Mann hinauf sehen, wenn er selbst niedriger gewachsen ist? Es wäre dagegen kein Mittel, als sich selbst die Augen auszugraben.

Daß die Menschen von jeher, sobald nur der Begriff von Vorzügen in ihnen entstanden ist, ähnlicher Mittel sich bedient haben, dem Strebenden ihrer Natur durch Verfinsterung oder Heruntersetzung des Größern weniger peinliche Mühe zu verschaffen, ist bekannt genug. Die Niedrigsten von ihnen sind die, welche ohne alle angewandte Mühe Finsterniß auszustreuen und über den niedern Grad ihrer eignen Elevation giftige Dünste zu verbreiten suchen. Etwas davon lebt aber in

Allen, und der Reiz nach Höherm, mit Unvermögen vermischt, bringt überall wenigstens saure Dünste hervor.

Wir wollen uns aber mit diesen gegenwärtig nicht einlassen, sondern nur bemerken, daß die mephitischen Dünste, die sie ausstreuen, gemeiniglich sie gar bald selbst aufreiben und ersticken. Es ist erträglicher und leichter, auf jene Arten der stolzen aufgerichteten Erdbewohner hinzusehen, die weniger verderbliche Mittel ausgesonnen haben, den Begriff von Hoheit von sich zu geben, und sich dem wenigstens gleich zu stellen, was sie, seiner Natur nach, für vorzüglich und erhaben erkennen müssen.

Es ist ganz klar, daß, da der Mensch sich eigentlich erst vom Thiere auf zum Menschen dienen muß, und da Verstandeskraft und Ausübung eine erworbene Fähigkeit bei ihm ist, er von Natur auch auf diejenigen Vorzüge am eifersüchtigsten sein müsse, welche er mit den Thieren gemein hat. Darin bestehen körperliche Fertigkeiten und Übungen, als Laufen, Springen, Jagen u. dergl. Nach ihnen kommen schon etwas zusammengesetztere, der Besitz von Eigenthum und Geräthschaft, wodurch der Mensch ein tool-making animal, wie ihn Franklin benennt, wird, und wobei der erste Keim des Verstandes hervorsticht, der den Menschen zum Menschen macht. Doch ist der Besitz eines Eigenthums ohne Bedürfniß kein Ruhm des Vorzuges des ersten Naturmenschen, sondern gehört unter die Schemel und Staffeln, worauf ihn nachher die Einbildung stellt.

Gleichermaßen gehören die Vorzüge der Erzeugung und Geburt unter die zweite Classe der Cultur. Aus der Natur der Dinge folgt es, daß ähnliche Dinge ähnliche bilden, daß der Starke von einem Starken entspringe, und wer sich einmal das Ansehn eines unter den rohern Menschen so nothwendigen und so sehr geschätzten Vorzugs hat erwerben können, für dessen Geschlecht trägt man ein billiges Vorurtheil, welches nachher mit andern Eigenschaften gern vermengt wird, und bei dem Pöbel so lange bleibt, als er dieser Eigenschaft vonnöthen hat,

oder als ihm selbst das Vorurtheil davon, auf einzelne Personen gelegt, schmeichelt.

Man erlaube mir hier eine Bemerkung, die zwar mit dem Faden dieser Betrachtung nicht eben in gerader Linie zusammenhängt, doch vielleicht in ihr Gewebe mit zu verflechten ist.

Die Trägheit ist nämlich einer der hauptsächlichsten Grundstoffe des rohergebildeten Menschen. Zumal wenn es auf eigne kräftige und wirksame Vorstellung ankommt, welches immer der höchste Punkt ist, wozu der Mensch seine Thätigkeit reizen kann, so ist ihm die Trägheit dagegen so behaglich, sie unterhält das sanfte Spiel seiner Nerven und Säfte so unzerrüttet, daß er ihr, ohne besondern Antrieb, nicht widerstehen kann. Aus ihr entsteht die Gewohnheit und das Verlangen zu glauben, welches die Art ist, sich von einer Sache zu unterrichten, ohne daß man selbst zusehen oder sich bemühen darf, und diese vereinten Eigenschaften haben in der Welt mehr Böses gelassen und weniger Gutes gestiftet, als vielleicht alle Laster zusammengenommen nicht. Das Schlimmste bei der Trägheit ist, daß man sich immer noch einen guten Willen beimessen darf, bei der Gewohnheit, daß sie einer gewissen gesunden Vernunft ähnlich sieht, und bei dem Glauben, daß ihm seine Unterwürfigkeit und sogenannte Herzlichkeit noch als ein Verdienst angerechnet werden kann. Sie sind sämmtlich nothwendige Eigenschaften des rohen Menschen, aber wenn das Glück des vernunftfähigen Menschen in der vollkommensten Ausbildung seiner höchsten Eigenschaft besteht, so sind sie desto mehr zu verwerfen, je länger sie unter dem rohen Volke geherrscht haben.

Diesem Hange zur Trägheit in des Menschen Seele ist es also wohl zuzuschreiben, daß sie Eigenschaften bei einem Dinge gelten lassen, die nicht mehr da sind. So legt man einem Wesen Wunder bei, das vielleicht einmal unter irgend einer wunderbaren Gestalt erschienen ist. So dauert das Vorurtheil von Wesen unsrer eignen Art fort, wenn auch keine Eigen-

schaft mehr übrig geblieben ist, die sie zu irgend einem Vorurtheil für sie begünstigen könnte.

Dieser Mangel an Eigenschaften ist nachher Ursache gewesen, daß man auf tausend Mittel gesonnen hat, Zeichen statt der Sache zu setzen, und das zur Verehrung geneigte Geschlecht, um den Aufwand eigenen Bemühens zu ersparen, hat sich auch gar willig darein gegeben, und hat, um derselben Bequemlichkeit willen, eifriger nach den Zeichen gegeizt, die auch leichter zu erlangen waren, als nach den wahren Vorzügen selbst.

Klappern und Kinderspiele sind, was die Menschen am meisten ergötzt. Es reizt ihre leichte Einbildungskraft, und ist ein artiges Vehikel ihres thierischen Lebens. Auch haben sie durch das starke Übergewicht thierischer Neigungen saure Mühe in ihre Geschäfte gebracht, die durch einen geordneten Sinn ihnen zu einem sinnreichern Spiele und zu einer nöthigen und gedeihlichen Anwendung menschlicher Kräfte werden könnten.

Wir wollen damit schließen, daß die Vorzüge eines Menschen vor dem andern reell sind; daß solche entweder in der Grundlage des Charakters oder in Nebeneigenschaften bestehen. Daß der Mensch, der seine Vernunftfähigkeit nicht ausgebildet hat, gegen den vernunftgebildeten Menschen in einem nicht viel bessern Verhältnisse als das Thier steht, zumal wenn diese Vernunftfähigkeit durch wilde Leidenschaft verdreht und vernichtet ist; daß auch andere Eigenschaften, Stärke, Schönheit u. dergl., dem thierischen Menschen einen Vorzug geben; daß aber alle blos willkürlich erdachte Zeichen des Vorzugs, wenn sie nicht von dem Verdienst unterstützt sind, dem Menschenverstande zum Schimpf sind, oder höchstens als Kinderklappern können behandelt werden; daß selbst Reichthum, in so weit er durch die Hand des Stärkern oder Mühsamern erworben in die Hand des Untüchtigen fällt, ihm keinen Vorzug geben kann, und er sich solchen blos bei noch minderfähigen, trägern und unnützern erbetteln muß; daß der wahre Vorzug des Menschen in dem Gebrauch und der richtigen Anwendung seiner Vernunftkräfte be-

steht, durch die er allein in der Natur auf eine ihm in derselben bestimmte Weise fortwirkt, welche bis zu ihm den höchsten Grad sinnlicher Mittel erreicht, und nun durch ihn nach einem neuen Reiche gedachter, zusammengesetzter, vervielfachter Ordnung und Vollkommenheit strebt. Nur wer hierin die Menschheit, und in ihr überhaupt die Natur, fortrücken gemacht, kann sich wahrer Vorzüge rühmen.

13.

Wahrheit.

Daß die Wahrheit Wahrheit sei, ist dem Menschen am schwersten zu begreifen. In jedem Dinge liegt Wahrheit, und ihre Farben brechen sich zu tausenden; aber der reine Strahl von ihr macht jedes Auge, das nicht ein Adlerauge ist, erblinden.

Der Mensch kann ohne Wahrheit so wenig als ohne Licht leben; aber wie die wenigsten Dinge der Erde das Licht rein fassen und rein wieder zurückstrahlen, so kann sich auch der Wahrheit Licht in den wenigsten Seelen rein spiegeln und rein von ihnen wieder zurückstrahlen.

Ich möchte die Wahrheit wohl in dieser Rücksicht in eine doppelte eintheilen, in eine empfundene und in eine gedachte. Die Wahrheit empfindet sich leichter, als sie sich denkt, d. h. wir empfinden ihr Dasein leichter in einem vorgegebenen Falle, als sich die Regel, warum dieser Fall wahr sei, denken und aufs Allgemeine anwenden ließe. So sehen wir, daß Gemüther, oft ihren eignen Grundsätzen und ihren durch die Erziehung eingedrückten Vorurtheilen zuwider, in einzelnen Fällen wahr empfinden und wahr handeln, ohne sich den Grund, warum sie so handeln, allgemein machen zu können.

Es ist dieß noch eine Zuflucht für die Menschheit, daß die Menschen zuweilen noch besser thun, als sie glauben und als sie lehren; obgleich der entgegengesetzte Fall bei weitem der häufigere sein mag.

Die Wahrheit ist also eine doppelte, eine empfundene und eine gedachte. Jene gilt in einzelnen Fällen, sie hat keine allgemeinen Gesetze; ihr Gesetz ist der mehr oder weniger verdorbene Impuls der Natur, eine unverrückte und nicht mißgeschobene Organisation. Die Wahrheit, als Gegenstand unserer tiefsten Erforschungen, ist eine allgemeine, bleibende, sie ist unter jeder Erkenntniß, unter jeder Disposition, auf alle Vorfälle anzuwenden. Wir sehen, daß die eigentlichen Wissenschaften wieder davon abgesondert sind, oder Unterzweige von derselben ausmachen; sie ist aber die einzige große Wissenschaft, an der alle andere Kenntniß und Wissenschaft wie Zweige und Blätter von einem großen Stamme aussprossen.

Es ist kein Zweifel, daß das einzige Wichtige bei der Kenntniß jedes Dinges sei, zu wissen, was das Ding wirklich ist, abgesondert und dann in Verbindung mit jedem andern Wesen. Nur dieses allein kann eine wahre Kenntniß heißen. Die Dinge haben, wie gesagt, mancherlei Beziehungen und mancherlei Berechnungen. Jede derselben hat in Verhältniß mit dem Dinge, mit welchem es zusammensteht, eine eigne Wahrheit, d. h. es hat eine Gestalt für sich, in der es sich zeigt, und eine in Beziehung auf das Ding, mit welchem es zusammensteht.

Diese Wahrheiten beruhen also nur auf dem Schein, denn die Gestalt eines Dinges kann weit etwas Anderes sein, als sein Wesen. Wer aber das Wesen der Dinge kennt, weiß, was sie wirklich sind, und wird auch ihre Gestalt leicht errathen, wenigstens sich nicht so leicht von derselben betrügen lassen.

Die Kenntniß der Wahrheit also ist das Größte, denn sie macht uns die Welt wirklich zu dem, was sie ist, d. h. sie gibt uns das eigentliche Leben, da hingegen, je weiter wir von der

Wahrheit entfernt sind, wir im Unwesen leben, in dem Dinge, das nicht ist, sondern nur den Schein hat, den es bei der leichtesten Veränderung des Lichtstrahls wieder verlieren kann, um dagegen eine ganz andere Gestalt anzunehmen.

Der Umfang und die Dauer menschlicher Fähigkeit scheint freilich wenig angemessen zu sein, das Wesen und den innern Gehalt so vieler Dinge, die uns umgeben, zu erforschen und gehörig zu prüfen. Auch scheint deßhalb der menschliche Verstand ein zusammengesetztes Werk, das aus dem Fleiße und der Beobachtung Vieler besteht. In allen Zeitaltern haben sich aber doch Einige gefunden, die mit vorzüglicheren Gaben ausgerüstet, auch dadurch den Vorzug des Wesens vor dem Schein tief ins Gemüth nahmen, und diesem Gefühl für die Wahrheit zu lieb, Alles aufzuopfern bereit waren. Große vortreffliche Seelen! Nur ihnen war die Welt wirklich, die für die Anderen Schein und Betrug war. Reife, vollkommene Wahrheit! Klarer Zustand denkender Wesen, die selbst das Höchste sind, was die Natur hervorzubringen vermag! — Aber auch ihre Fähigkeiten waren eingeschränkt. Sie strebten nach Licht, aber das reinste Licht scheint Menschen noch immer durch eine menschliche Atmosphäre, und wie selten läßt sich diese von eigenen Vorurtheilen, Mängeln und Gebrechen ganz rein machen, und mehr oder weniger gibt ihr der Dunst der Zeiten eine sehr veränderte Farbe. Dazu ist die Reinigung dieser Feuerluft nicht einem Wesen nur allein vergönnt, und noch lange sind, auch jetzt noch, die Zeiten nicht zubereitet genug, um Ein Wesen, mit den besten Fähigkeiten ausgerüstet, im klaren Tageslicht, unbedrückt, unbeschädigt und unverfinstert, wandeln zu lassen.

Was Gemein ist unter den Sterblichen, neigt sich zum Vielfachen mehr als zur Einheit; sie nehmen tausend Biegungen und Brechungen an, um entweder ihren mannichfaltigen sinnlichen Genuß damit zu reizen, oder für ihre Einbildungskraft künstliche Regenbogenfarben zu schaffen. Der Wahrheit

großer Trieb besteht darin, die Farben den Dingen auszuziehen, um sie in ihr Licht zu verwandeln. Welche Kraft der Seele erfordert dieß; und wie wenig kann dieß, bei unsern meist blos thierischen Verhältnissen, das Geschäft eines Menschen sein!

Die Nothwendigkeit hievon fühlen indeß doch alle der Vernunft sich nähernden Menschen, und sie weisen deßhalb dieß Geschäft auf einen künftigen bessern Zustand, auf Wesen von anderer Art, hinaus.

Was den besten unter den wahrheitsforschenden Geistern schadet und geschadet hat, ist, daß in dem Verlangen, das Wahre zu erhalten, sie sich oftmals getäuscht haben, sie besäßen es schon, und so oftmals nur einen Theil für das Ganze genommen. Dieser Betrug wurde ihnen gefährlich, und am gefährlichsten, wenn sie sich verleiten ließen (und so leicht ist doch dieser Fallstrick!), ihrem Wahne über sich selbst etwas zuzusetzen. Der Mensch mag so tief im Irrthum sein als er will, wenn er es nur glaubt, daß er darin ist, so ist er schon zur Hälfte davon befreit; aber der Mensch, der sich selbst weise dünkt, zieht eine Kruste um sich, die keinen neuen Lichtstrahl zuläßt, und den verflossenen gar bald verlöschen macht.

Auch ist die ächte Weisheit in der Demuth. Wie sollte der sich erheben können, der Alles über sich sieht, und so das rechte Gefühl von den Dingen hat? —

Manche Menschen, und vielleicht die allermeisten, selbst von den klügern, berührt vielleicht nicht Ein reiner Lichtstrahl durch ihr ganzes Leben. Sie sind irgend unter einem Winkel gebrochen, der jeden geraden Zugang dem Lichte versperrt. So mannichfaltig ist die Natur, und erzieht sich Menschen, die noch nicht zur Vernunft reifen, unter abwechselndem Lichte; ihre Vollkommenheit besteht nur durch das Ganze. Auch findet sich stets, daß das Vollkommnere aus dem Unvollkommneren entspringt, obgleich jenes sich wieder auf mancherlei Art vertheilen und (wenn ich so sagen mag) verschwächen kann. So ist die Kraft zu denken das Letzte der zusammengesetzten Kräfte,

und wieder steigt sie herab bis zur Sinnlosigkeit. Auch in ihr sind Stufen und Maß, Lichter und Schattirungen, und der höchste Verein ist selten zu finden.

Das Licht der Wahrheit wird deßhalb stets nur Wenigen scheinen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich unsere Natur je so sehr bekräftige und erhebe. Reiner kann es für die Wenigen werden, und durch die wenigen Reinen mitgetheilter. Wenn es dorthin scheint, wo das Heiligthum der Gesetze für die Menschen verwahrt ist, so muß es gewiß zu allgemeiner Wohlthätigkeit wirken. Dort ist es, wo menschlicher Geist zu menschlichem Glück Alles hinstrahlen sollte. Nur dann ist ein Wesen ganz glücklich, wenn es Alles, was es seiner Natur nach anzunehmen fähig ist, erreicht, und die menschliche Natur zielt nach Wahrheit und Vernunft, und kann nie ohne dieselbe ganz glücklich werden.

14.

Spiel.

Ich erinnere mich, jüngsthin, ich weiß nicht mehr wo, gelesen zu haben, daß der Hochmuth, sich unter einem unmittelbaren Einfluß eines höhern Schicksals zu glauben, der hauptsächlichste Reiz zum Spiele sei. So neu dieser Gedanke ist, und so seltsam er scheint, so ist doch etwas Wahres darin. Freilich ist eine so aufgezogene und so raffinirte Leidenschaft, als dieser Stolz wäre, der Fall wohl bei den allerwenigsten Spielen. Die Leidenschaften von diesen sind insgemein etwas populärer, und gemeines Interesse bei dem Reize einer trägen Beschäftigung, die doch augenblicklich das Gemüth zwischen Furcht und Hoffnung spannt, sind wohl die allgemeine Triebfeder zum Spiele, das eben dadurch den Müßiggängern so unentbehrlich wird, weil sie doch Etwas haben wollen, das ihr

Leben würzt, und kein Mensch ohne irgend ein Interesse leben mag.

Es ist aber indessen doch wahr und bleibt eine richtige Bemerkung, daß das Spiel, und zumal das Hazardspiel, Menschen, die etwas feiner denken, einen sehr schnellen und richtigen Begriff von dem gibt, was wir in der Welt Schicksal zu nennen pflegen. Man darf nur aufmerken, wie das Spiel unter verschiedenen, sonst gleich geschickten Spielern, oftmals einen so einseitigen Gang zu nehmen pflegt; wie das glückliche Spiel meistens wechselt, und von Einem zu dem Andern übergehen pflegt, ohne daß man davon irgend eine bestimmte Ursache anzugeben wüßte, aber sich auch nicht selten Einen zum Liebling oder zum Gegenstande seines Hasses auserkohren hat, den es bis ans Ende mit seinen Liebkosungen umfaßt, oder seinen Verfolgungen preisgibt. Diese Beobachtungen werden nicht dem alltäglichen Spieler, noch dem Spieler von Profession, aber wohl demjenigen auffallen, der sich zuweilen durch gesellschaftliche Bedürfnisse in die Nothwendigkeit versetzt sieht, diesen müßigen Zeitvertreib mitzumachen.

Eine höhere Eigenschaft, die wir Glück nennen, scheint sich in unser Wesen zu mischen, so oft uns etwas zu Theil wird, wovon wir den Grund nicht aus der Folge unsers Daseins oder Betragens herleiten können. Begegnet uns dieses im entgegengesetzten Falle, und ist uns dasselbe Glück widrig, so, daß uns ein Übel widerfährt, das wir nicht aus der Folge unserer Eigenschaften oder unsers Betragens herleiten können, so ist uns das: Unglück.

Die Menschen sind nicht sehr schwierig, wirkende fremde Wesen anzunehmen, wo ihnen halbwege eine Wirkung erscheint, deren Ursache ihnen nicht sogleich faßlich wird, und von der die Folgen ihnen doch empfindlich sind. „Es hat's ein guter oder ein böser Gott gethan!" schreien sie; und wenn sie noch zu bescheiden sind, es laut auszurufen, so wähnen sie es. Die Folgen ihres eigenen Unbetragens sind nun in der Hand des

Schicksals, was können sie dafür, wenn dieses so gebietet. Da dieß so täglich der Fall bei menschlichen Begebenheiten, und ihr sicherstes Ruhekissen auf die Thorheiten ist, warum sollte es solches nicht auch beim Spiel sein, bei dem Glück oder Verlust Manchem so empfindlich wird, und das eben dadurch als ein blinder Ausspruch über unser Wohl oder Nichtwohl, dessen Ursache uns nicht sichtbar ist, die Neugierde und Ehrfurcht eines Orakels bei uns erregt.

Dem sei wie ihm wolle, so ist im Spiel, wie bei den größten menschlichen Sachen, der Einfluß des Tages, der Stunde, der feinen abwechselnden Dispositionen unsers Blutumlaufes oder unserer momentanen Gemüthsstimmungen, zu Entscheidung äußerlicher Wirkungen höchst sichtbar. Wer schnelle Abwechslungen hat, wird selten glücklich spielen. Wen die Mühe zu sitzen verdrießt, oder die Aufmerksamkeit träge wird, auch der verliert. Wem Furcht oder Angst die Nerven zusammenzieht, auch dieser ist ein unglücklicher Spieler. Eine kalte, ganz gleichgültige Gemüthsstimmung läßt auch die Gleichgültigkeit öfters in Verlust. Wer es mit einer verliebten Leidenschaft zu verachten und gleichsam zu mißhandeln scheint, der gewinnt oft. Auch der Neue, der Ungeschickte, der Blöde, findet oft sein goldenes Gerstenkorn. Was sag' ich aber hievon? Es gibt Helden in allen Fächern, die die größten, selbst angeborenen Schwierigkeiten zu überwinden wissen. Diese hat nun auch vorzüglich das Spiel. Wie sollten sich nicht bei einer so wichtigen Angelegenheit, die dem Schurken und Taugenichts so oft den Lohn und das Verdienst des redlichen Mannes gibt, wie sollten sich da nicht auserlesene Geister finden, die Kunst und Natur zu Hülfe rufen, und mit abgestumpften Seelenkräften den höhern Preis der allgemein erkannten Glückskräfte zu erreichen suchten! So lange gemeine Seelen leben, wird es ihnen an Glück dieser Art schwerlich fehlen, und ist ein besserer Mann durch den Mangel an dergleichen Vorzügen bestraft, so muß er sich sagen, daß er zu dieser Classe nicht gehört, und

also auch auf ihre Vortheile und Rechte keinen Anspruch zu machen hat.

Die Leichtigkeit, sein Loos aus den Händen eines unbestimmten Wesens zu erwarten, das man verkleideter Schicksal und dann Gott nennt, und von dem man hofft und glaubt, es könne geben, was es wolle, und gewiß am Ende, was uns zustehe, reißt auch die Menschen allgewaltig zum Spiel hin. Dieß sehen wir bei den Lottospielen. Dem menschlichen Geiste ist es bequem, in einem dunkeln Lichte zu schweben, in einer Finsterniß, in welche sein Meinen und Dafürhalten einige zweifelhafte Lichtstrahlen hineinträgt. Er glaubt dann noch mehr zu sehen, als da ist, weil er nicht weiß, was er sieht. So ist es für den trägen, materiellen Menschen überall. Der klare Weg eines Vortheils oder Glücks, durch eigenes Bestreben, ist ihm so lang und weit. Er irrt daher gern im Dunkeln, und glaubt und hofft, das ohne Mühe vom Ungefähr zu finden, was ihm auf eine consequente Art zu suchen so beschwerlich fällt. Einzelne Glückszufälle sind als Exempel seiner Vorstellung dabei höchst verderblich.

15.

Ruhe und Streben.

Es ist erst seit Kurzem ganz klar in mir geworden, daß zur innerlichen Ruhe am meisten beitrage, wenn man die äußerlichen Gegenstände nur selten und mit großer Vorsicht auf sich wirken läßt. Manchen hat dieß die Natur schon gegeben. Es gibt Menschen, die durch eine gewisse Anlage des Gemüths die Wirkung der äußeren Gegenstände auf sie ziemlich abhalten können. Am meisten trägt hiezu Erziehung und Gewohnheit bei. Wo aber bei einem von Natur reizbaren Gemüthe eine gewisse Ängstlichkeit gleichsam zur Grundlage der Erziehung

gemacht worden ist, da hält es schwer, sich des äußern Eindrucks auf eine solche Weise zu entbinden, daß er nicht sehr oft die Ruhe unsers Innern störe.

Dieses gilt vorzüglich in Betracht der Meinung, die Andere von uns hegen. Es ist ein sehr schwerer Punkt, bei Erziehung und Bildung eines Menschen, ihn hierüber ins richtige Gleichgewicht zu setzen. Vieles verändert sich auch hierin nach der eigenen Art des Menschen und nach der Lage seiner Umstände. Der Ärmere muß mehr Rücksicht auf sich, der Reichere und Mächtigere mehr Rücksicht auf Andere nehmen; doch wenn jener emporzustreben wünscht, so ist der Fall wieder umgekehrt. Dem Armen wird Alles schwer, sagt man. Man hat wohl recht; aber man bedenkt doch auch nicht immer, daß meist nur der Arme sich emporzuheben wünscht, und daß nur in diesem Betracht ihm Vieles schwerer wird. Dieß Streben aber selbst, welches durch die Dürftigkeit angereizt wird, ist kein geringer Vortheil des Armen.

Für ihn freilich wird es besonders schwer, sich im rechten Geleise zu erhalten, nicht zu viel und nicht zu wenig von den Gegenständen auf sich wirken zu lassen; so, daß sein Gemüth zwar gereizt, aber nicht aus der Fassung gebracht werde.

Blättert Tag und Nacht in den Schriften der Weisen, und sucht das Wichtigste davon auf euer Leben anzuwenden. Sie sind zwar selbst oft im Streit mit einander; aber die Erkenntniß ist doch allgemein richtiger als die Ausführung. Glaubt, daß keine wahre Erkenntniß sei, die sich nicht auch auf eine wahre, d. h. der Erkenntniß angemessene Art ausführen lasse!

16.

Glück und Reichthum.

Die Menschen wünschen den Reichthum und suchen der Armuth zu entfliehen. Sie haben recht: der Vortheil von jenem, und der Nachtheil der letzten, liegen vor Augen. Doch sollte man Beide mehr studiren. Ich habe noch wenige reich geborene oder sehr reich gewordene Menschen gekannt (ich erinnere mich in diesem Augenblicke keines einzigen), deren Leben den wahren Vortheil des ihnen eigen gewordenen Glücks davon getragen hätte; ich kenne vielmehr eine Menge, und sie sind mir ganz nahe in der Gegenwart und Erinnerung, die dadurch äußerst unglücklich, und zum Theil ein verworrenes und in den Abgrund jagendes Leben führen.

Der Kaufmannsgeist allein, der in unseren Zeiten durch die politische Philosophie der Engländer so allgemein geworden ist, hat der Sache, d. h. dem Vermögen, dem Geld, eine gewisse festere Consistenz gegeben. Ich sage nichts dazu. Es ist freilich gut, viel wirken zu können, wenn man nämlich gute Absichten und Endzwecke hat; desto gefährlicher aber wird das Übergewicht oder die Macht in den Händen des Lasterhaften oder Bösen. Würde nicht allgemeinere Verbreitung gleichmäßiger Reichthümer dem Glücke der Menschheit unendlich zuträglicher sein?

Der Kaufmannsgeist, wenn er überwiegend bei einem Volke ist, richtet solches gar bald zu Grunde. Bei den gegenwärtigen Nationen finden gar viele Gründe statt, die ihren Ruin entfernter halten können. Die Nacheiferung und Jalousie der Anderen machen, daß sie auf mancherlei Art ihre Kräfte anderwärts gebrauchen müssen; und übrigens, wo das Geld hauptsächlich als Werkzeug des Geschäfts gebraucht wird, kann es nicht so schädlich sein. Es bleibt ihm aber dessenungeachtet immer noch eine eigene Ursache des Ruins für den größten Theil der Menschheit zurück.

Nur dann hat der Reichthum ächten Werth, wenn er die wahren Reizmittel zum Leben bewirkt, und dieses erhöhen hilft; sonst ist die Armuth, wenn sie nicht drückend ist, stets ein sicherer Antrieb.

Da doch einmal vom Reichthum die Rede ist, und solcher gemeiniglich ererbt wird, so läßt sich doch auch die Frage aufwerfen, warum wir nicht mehr von dem Reichthume der Erfahrungen und Gründe Anderer ererben? Warum sollt' ich nichts von den gesammelten Schätzen unsers Horaz u. A. auf mich bringen können? Warum nicht das Glück zuerst da suchen, wo er zuletzt es gefunden hat? Warum immer wieder von Neuem anfangen zu leben und einzusammeln? Bei den doppelschichtigen Umständen des Lebens nicht das Gewissere ergreifen? Oder reicher mich immer an Wortweisheit und Kenntniß machen, und ärmer an Sachkenntniß und Erfahrung? Ach, mit wie Wenigem begnügt sich doch der gemeine Sinn der Menschen! Unter königlichen Schätzen leben sie mit dem gemeinen Sinne des Sclaven. Das Leben ist ihnen zu vornehm. Sie wissen es nicht sich anzupassen, und tragen immer die gemeine Bürde des Sclaven, und zeigen nur hin auf die vornehme Beute. Was soll man sagen? Wo herrscht Vernunft? Veränderte Umstände, veränderte Schicksale und Lagen können auch hier vielleicht etwas bewirken; aber selten sah ich es aus der klaren Überzeugung der Vernunft selbst herausgehen.

Und sind so große Wirkungen vom Menschen gleichsam mechanisch in ihm, was ist es nicht? Was ist der sogenannte reine Wille, mit dem sich unsere Philosophen so hoch brüsten? — Ja, aber du kannst die Leidenschaft besiegen! — Vielleicht auf Augenblicke nur; wenigstens nicht anders, als durch lange Übung. Wer besiegt aber die Gewohnheit? Und dann ist nicht vom einzelnen Falle die Rede, auch nicht einmal vom einzelnen Menschen, was er kann; sondern von dem sich für vernünftig und mit einem höhern Geiste begabt haltenden Menschengeschlecht. — Aber was soll man nun sagen von der wirklich

in einigen Menschen statt habenden Gabe der Vernunft? — Daß sie eine Gabe sei, eine Fähigkeit des Menschen, die in ihm weniger oder mehr könne angebaut und vervollkommnet werden! Bei dieser Überzeugung muß wenigstens der Stolz wegfallen, als wenn wir von Haus aus privilegirte Geschöpfe wären. Der eigentliche Mensch wird nur im Erwerben, durch Mühe, Fleiß und Anbau seiner selbst. Noch aber macht uns diese Überzeugung nachsichtiger gegen andere Wesen unserer Art. Was kann ich von einem unerzogenen, ungebildeten Geschöpfe erwarten, das vielleicht von den Eltern her schon böse Neigungen in sich gesogen hat, die auf dem ungepflegten Acker wild umherwachsen? — — —

17.

Die Zeit.

Dieselbe Sonne, die dich am Morgen aufglänzt und erwachen macht, drückt dich am Abend nieder. Sie herrscht und dauert fort, und hat am Ende auch ihren Abend und Morgen gehabt. So herrscht immer das Gewaltigere, Dauerndere über das Geringere, minder Dauernde. Licht herrscht über Alles; und wo Größe ist, ist Licht; und wo Licht ist, ist Leben und Wärme.

Nur die Zeit herrscht. Und was ist die Zeit? Die Art und Weise, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit die Dinge sind und gegen einander stehen!

Fabeln.

Digitized by Google

1.

Der Adler und die Vögel.

Der Adler fing einmal nach einem wohlgesättigten Tage also mit sich zu raisonniren an: „Du sitzest doch immer so allein hier auf deinem hohen Felsenneſt, und die Stunden fließen dir, wenn du nun gesättigt bist, so ziemlich einsam und traurig vorüber. Suche dir doch Gesellschaft. Mit deines Gleichen magst du nicht gerne leben: aber es gibt ja Vögel genug, die hold und anmuthig sind, und mit diesen könntest du dich unterhalten." Gesagt, gethan. Er läßt sich von seinem erhabenen Sitze hernieder, und begibt sich unter einen Schwarm geringerer Vögel. Diese fliegen scheu davon; nachdem er aber auf alle mögliche Weise sie zu besänftigen und an sich zu gewöhnen suchte, hielten doch einige von ihnen Stand, und dem Adler gelang es, sie durch seine Milde munter und schwätzig zu machen. Sie gaben sich, jeder nach seiner Art, alle Mühe, ihn aufgeräumt und heiter zu erhalten. Es ging so eine Weile hin; aber bald erregte die heiße Begierde des Magens in dem Sinne des Adlers wieder Unlust. Das leichte Geschwätz der Vögel wollte ihn nicht mehr belustigen; er fing an, unmuthig zu werden, behandelte die Vögel erst verächtlich, und dann fing er an, einen nach dem andern, der ihm zunächst kam, und der zutraulich wurde, zu sich zu nehmen — und ihn zu fressen.

Belustige dich nicht mit denen, deren Herz auf Raubbegierde steht. Sie werden nie der Beute vergessen.

2.

Die Füchse und die Hasen.

Die Füchse sahen einmal, daß die Hasen auf ihren Feldern etwas lustig waren und mancherlei Muthwillen trieben. „Ei,“ sagten sie, „denen muß man das Handwerk legen! Wie sollten sich Hasen im Angesicht von uns ergötzen dürfen! Man muß gute Zucht und Ordnung bei ihnen einführen, wie bei uns, wo sich nichts Lebendiges außer uns leicht regen darf. —“ Sie fielen über die Hasen her, drohten ihnen, alle ihre Krautäcker zu zerstören, und sie selbst in ihren Nestern zu erwürgen. Für dießmal hatten sich die Hasen unter sich verbunden, den Füchsen aufs Heftigste zu widerstehen, und es gelang ihnen, durch Ordnung und Widerstand sie von ihren Feldern zu vertreiben. „Nun sind wir nicht sicher,“ sagten die Hasen, „wenn die Füchse so immer an unsern Grenzen herum lagern; wir müssen sie etwas weiter hinausrücken machen.“ Sie verbanden sich zum zweiten Male, und trieben auch die Füchse von ihren Grenzen weg: mittlerweile aber verzehrten sie einige Krautstengel, die um der Füchse Höhlen gewachsen waren. Nun schrieen die Füchse, und appellirten an das ganze Thierreich, um die Hasen als das gierigste, grausamste Geschöpf verschreien zu machen, die wider ihre eignen Gesetze handelten, indem sie nicht das Panier vor ihnen aufschlügen, und sogar auf ihre Äcker Verheerung brächten. Ein alter Hase aber lachte. „Ihr albernen Füchse,“ sagte er, „die ihr keines Thieres schonet, wenn ihr ihm beikommen könnt: eure heuchlerischen Vorstellungen werden euch zu nichts helfen. Wißt nur, daß die Hasen sich auch wehren, wenn sie übermüthig behandelt werden, und daß der Schmerz, den wir euch verursachen, nur der kleinste Theil unserer Wiedervergeltung ist. —“

3.

Der Märzschnee und das Blümchen.

Nach dem Abbé Bertola.

„Was machst du hier?“ sagte einsmals der Schnee zu dem Blümchen, das schon früh im März auf dem Hügel blühete: „warum so zeitig aus der Erde? Dein Leben kann nur von kurzer Dauer sein, denn selten ist der März günstig genug den Blumen.“

Das artige Blümchen antwortete: „Ich dachte die gelindere Aprilsonne bereits zu finden. Es regt sich schon mein Leben in mir, und der Saft drängt mich hervor, noch vor dem Schlusse des Winters: bringt mich Dein Frost um, nun getrost, so bin ich doch meinem Schicksale gefolgt!“

Auf demselben Hügel befand sich ein Hirt, der sich des Blümchens erbarmte, mit leichter und vorsichtiger Hand den Schnee von ihm wegräumte, und es unter seiner Hütte in Schutz brachte, so, daß das artige Blümchen wirklich noch die freundlichere Aprilsonne erblickte.

— Erregte Tugend steigt noch vor den Jahren in die Höhe. Laß dich das Verderben nicht schrecken, womit der Neid droht. Sollte es dir an theilnehmenden Herzen fehlen, da selbst das schwache Blümchen solche gefunden? —

4.

Die Nachtigall und der Sperling.

Eine Nachtigall legte aus unglücklichem Versehen eines ihrer Eier in das Nest eines Sperlings. Dieser brütete es als sein eignes aus, und erzog das Junge mit mütterlicher Sorgfalt als sein Kind. Er bemerkte nicht die Schönheit der Au-

gen, den feinen Schnabel, die schlanke Leibesgestalt und die eigene in sich gekehrte Stellung; daher ihm auch mit den jungen Sperlingen gleiche Nahrung und gleiche Erziehung ertheilt wurde.

Als aber der junge himmlische Sänger die Tage der Kindheit zurückgelegt hatte, erwachte in ihm mit dem Feuer der Liebe die Glut hoher Begeisterung, die ihn zu göttlichen Gesängen hinriß. In der Gesellschaft, worin er sich befand, suchte er vergeblich ein Ohr, das die Töne zärtlicher Klage vernommen hätte. Als er nun an einem schwülen Abend, trauriger Gefühle voll, mit hinreißenden Tönen die schwere Luft erfüllte, hüpfte ein Nestschwesterchen, die Tochter eines Sperlings, ihm näher, denn die Andern waren von ihm geflohen.

„Warum," sprach sie, „bist du nicht auch munter wie wir? Wozu deine Klagen? Wir erhalten das Futter so gut wie du, und zwitschern immer so was Fröhliches daher. Komm, lerne von uns glücklicher und leichter leben!"

Dem göttlichen Sänger der Schwermuth stockte die Antwort in der Brust; er sah zum Himmel auf. Da fiel ein Blitz herab, und schlug ihn, mit der Eiche, worauf er saß, zu Boden. Stumm und todt lag er nun da, aber ihm ward's Erquickung, aus dem Lande mißtönender Ungeheuer weggenommen zu sein.

Digitized by Google

5.

Der Sturm und die Wolke.

Der Sturm sprach zur Wolke: „warum schweigst du immer so? Siehest du, wie ich über der Erde herrsche. Meine Gewalt hält selbst den Widerspenstigsten auf, und ich setze Alles in Bewegung."

„Wohl, „sagte die Wolke," aber Dein Brausen wird fast von Niemand mehr geachtet: indeß, wenn sich mein Blitz entzündet, so schlage ich den Frevler mit einem Male zu Boden, und die Erde zittert vor meinem Donner."

6.

Vergnügen und Schmerz.

Das Vergnügen, dessen Vater Leichtsinn und die Mutter Gesundheit heißt, lief lange umher, suchte sich überall zu ergötzen, und sättigte sich bald an jedem Gegenstande. Endlich traf es, unter einem hohlen Baume, den Schmerz an. „Wie, find' ich dich hier, Ungeheuer! Verhaßtester Gegenstand aller meiner Abneigung! Mußte ich so weit herumirren, um auf dich zu treffen? —"

„Ich habe dich unter diesem hohlen Baum erwartet," sagte der Schmerz; „ich hoffte immer, daß du kommen würdest. Komm, laß uns zusammengehn!"

Das Vergnügen stieß ihn von sich, aber der Schmerz faßte es hinten beim Rock, und hielt sich fest an. Seitdem kann ihn

das Vergnügen nicht mehr los werden. Es läuft eilend, damit er sich nicht um dessen Leib schwinge. Zuweilen sinkt auch der Schmerz, und das Vergnügen entläuft auf gewisse Zeit. Er findet es aber allemal wieder; weil er ihm schon von der sinkenden Last die Füße schwer gemacht hat, und es ist nur schnell, wenn es entlaufen will.

Wenn der Schmerz vorangeht, welches seltner geschieht, dann kommt das Vergnügen sträubend und wider Willen, aber dann kann es länger verweilen, wo der Schmerz etwa ausruht.

Philosophische
und
ästhetische Aufsätze.

Was ist das Moralische im Menschen?

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, so scheint es, daß wir fürs Erste darauf Acht haben müssen, auf welche Art sich das Moralische in uns erzeugt. Das Kind ist nicht moralisch, ob es gleich mehr oder minder Anlage zur Moralität in sich haben kann. Warum ist es nicht moralisch? Es befindet sich blos noch unter den Gesetzen physischer Natur, und kann seinen Gedanken und Handlungen noch keinen überlegten Endzweck geben. Wodurch hat es mehr oder minder Anlage zur Moralität? Weil in dem Einen mehr als in dem Andern sich Neigung und Biegsamkeit zeigt, seine Neigungen gewissen Vorstellungen unterzuordnen. Woher entsteht also die Moralität im wachsenden Menschen? Aus der verstärkten und fortdauernden Neigung, seine Neigungen gewissen Vorstellungen unterzuordnen. Welches sind diese Vorstellungen? Bei dem heranwachsenden Kinde sind es gemeiniglich nur die Lehren und Vorstellungen seiner Eltern, irgend ein gutes Exempel, oder die Vermahnung seiner Gespielen. Woher entsteht die Neigung bei dem Kinde, diesen zu folgen? Wahrscheinlich aus dreierlei Ursachen: Aus dem angepflanzten Triebe, zu streben, und durch Verstandesbegriffe seine Existenz zu erhöhen; dann auch aus Neigung zur Schicklichkeit und Ordnung, und zuletzt aus Verlangen, sich die Zuneigung und die gute Meinung seiner Eltern und Vertrauten zu erwerben.

Wir finden also hier ein dreifaches Grundprinzip zur Moralität im Menschen. Das Erste gründet sich auf Erhebung

unserer Natur. Es ist dem Menschen so natürlich, seine moralischen Fähigkeiten auszubilden, als dem Körper sein Wachsthum. Die angeborene Eigenschaft des Denkens ist ihm nothwendig. Diese äußert sich durch allgemeinere Ansicht und Begriffe der Dinge, wozu ihn die Erfahrung leitet.

Da dem Menschen, wie gesagt, die Eigenschaft des Denkens angeboren ist, und da diese Eigenschaft, bei einiger Anweisung und Gebrauch, mehr oder minder bald das vornehmste Prinzip seiner innern Thätigkeit wird, wodurch er seine Fähigkeiten ausdehnt, und zu einem gewissen Genusse derselben gelangt, so bezieht sich offenbar auf dieses erste Grundprinzip, als einer natürlichen Anlage im Menschen, der größte Theil seiner Glückseligkeit und überhaupt seiner Existenz.

Die Natur des Denkens (damit wir wieder auf das Vorige zurückkommen) bringt es mit sich, die Natur und Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen, ihre Beziehungen unter sich, und vorzüglich auch auf uns. Bei allen Kenntnissen, die uns die Erfahrung und Erforschung natürlicher Dinge gibt, bleibt uns doch die Beziehung derselben auf uns, und die auch in dieser Verbindung nothwendige Erforschung unserer selbst, immer das Wichtigste. Denn die innere Vorstellung treibt unaufhörlich, wenn auch der Eindruck äußerer Gegenstände nachläßt, und wir streben natürlicher Weise dahin, wo am meisten Wirkung auf uns geschieht. Unsere innere Welt ist uns also das Nothwendigste und Wichtigste, zumal da wir bald inne werden, daß auch die äußern Gegenstände nach Maßgabe dieser innern Richtung gestimmt, und für uns fühlbar und erkenntlich werden.

Es ist also eine innere Welt in uns, mit der, nach Maßgabe ihrer Stimmung und Richtung, die äußere Welt zur Übereinstimmung gebracht wird, um in uns ein vollkommenes Ganzes zu machen. An dieser Übereinstimmung arbeitet der Verstand unaufhörlich, auch wenn wir uns desselben nicht bewußt sind. In offenbarer Disharmonie mit sich selbst kann

nichts leben, und diese würde entstehen, wenn der Mensch seine innere Welt mit der äußern, und diese mit jener nicht in gewisse Verbindung bringen könnte. Durch diese Verbindung entsteht in ihm erst eine wahre Welt, eine Möglichkeit vernünftigen Fortdauerns, wodurch alle Anlagen und Fähigkeiten des Menschen eine sichere Consistenz erhalten. —

Briefe populairen Inhalts.

(Weimar, 1787.)

1.

Ich wandle herum wie ein Einsiedler, der aus seiner Klause verjagt worden, lieber Freund! Ich komme in Städte, die mir nicht gefallen; unter Menschen, an denen ich wenig oder gar keinen Antheil nehmen kann. Helfen Sie mir aus diesem betrübten Zustande! Es ist nichts Unglücklicheres, als wenn man mit der Welt nicht zufrieden ist; man ist es dann mit sich gewiß auch nicht, und das Leben schmachtet in Unmuth weg, und zehrt sich kränkelnd und immer kränker auf. Es ist doch so viel, was uns Freude und Genuß geben kann! Das Gemüth wächst munter mit der Natur in der Jugend auf; Alles, was Dasein ist, gehört sein, und es fühlt sich so reich im Besitz seiner Güter, daß es mehr und mehr auf Unendlichkeiten hinausträumt. Dann lockt die Wissenschaft ein wohlgestimmtes Herz, und wenn solches zeitig genug dem Raub der Leidenschaften hat entfliehen oder diese unter sich zwingen können, so sollte man meinen, mit Wissenschaft und Natur könne man ein doppeltes Menschenalter hindurch glücklich genug sein.

Es ist aber doch nicht immer so, lieber Frund! Das Leben hat mancherlei Wendungen, und das Gemüth wird durch mancherlei Nothdurft gedrückt und durch mancherlei Schwierigkeiten überwunden. Zwar ist dieß keine Theorie des Helden; aber wer ist auch immer ein Held, und Hunderte, die es

geworden sind, hat dennoch nur das Glück gehoben. Von den übrigen schweigt die Welt und ihre Geschichte, weil sie sie nicht gekannt hat. Mensch zu sein, ist Glück und Verdienst genug; aber das wissen und fühlen die wenigsten, weil sie sich kein Verdienst ohne einen eitlen Namen denken können.

Genug von diesen; ich will Ihnen nächstens mehr schreiben, wenn Sie meine Briefe lesen mögen!

2.

Gewiß Sie spotten mein; Sie sagen, ich stehe ja in der Gunst der Fürsten; Sie sähen also nicht, woran es mir fehlen solle! Wenn dieser Scherz einen Stachel gewinnen sollte, so müßt' er wohl nicht hier gesagt sein. Hier ist nichts, was ihn schärfen oder ihn treffend machen könnte.

Wenn ich durch die Gunst eines Fürsten meinen Unterhalt finde, so ist dieß eine Sache, die in Deutschland ziemlich gemein ist. So Wenige sind in diesem Lande bemittelt, die Mittel, seinen Unterhalt auf eine rechtliche Weise zu erhalten, sind, für Leute von einem gewissen Stande, die nicht von den gemeinen Volksklassen sind, so schwer, so daß man sicher zählen darf, daß wenigstens zwei Drittel von ihnen von der bloßen Gnade des Fürsten leben. Sie suchen sich freilich, dem Gebrauche nach, mit Charaktern und Titeln bemänteln zu lassen, um ihrem äußerlichen Dasein einen Schein zu geben, eigentlich aber helfen sie zu nichts, und sind allermeist, was noch schlimmer ist, überhaupt unbrauchbar, weil sie diese äußerlichen Merkzeichen für einen Stand halten, durch den man berechtigt sei, an den Ehren und Vortheilen der Gesellschaft einen verhältnißmäßigen, nicht geringen Antheil zu nehmen. Übrigens hält sie ihr eingebildeter Stand von Geschäften ab, wodurch sie auf andere Weise brauchbar sein könnten; und hierin sind sie meist zu entschuldigen, weil in Deutschland die Vorurtheile noch so

dick gesäet sind, daß man ohne eine Art von Usurpation kaum für einen rechtlichen Menschen passiren kann. Nur der Titel oder sogenannte Charakter stempelt den Menschen. Wenn ihm dieser Stempel fehlt, und er hat nicht das Glück, ein Baron zu sein, so ist es so gut, als wenn er gar kein Mensch wäre. Der Charakter eines freien, wohldenkenden und nicht unwissenden Mannes hilft ihm zu nichts. Selbst an Fürsten hab' ich dieses Merkmal gefunden, die sonst einige Zeichen der Aufklärung gaben, und am ersten über diese Vorurtheile des Standes hinweg sein könnten. Sie bezeigen höchstens noch für einige auserlesene Namen eine Achtung, und suchen sich zum Theil mit diesen nur zu behängen, ungefähr wie Schützenkönige mit ihren silbernen Blechen, nur um wieder einen neuen Staat von Eitelkeit vorzuzeigen. Leere Eitelkeit, die überall das Zeichen der innern und äußerlichen Armuth mit sich trägt, ist ohnehin das Kennzeichen des Deutschen von Stande. Auch der Edelmann, der mit Würde und Wohlbehaglichkeit auf seinen Gütern leben und das Glück seiner Unterthanen werden könnte, zieht es vor, die Livrée irgend eines großen Herrn zu tragen, um an einem Hofe zu prangen, wo sein Nichtsein nur durch den Abstand von ihm zu den noch ärmeren Bedienten bemerkbar wird.

Doch meine weiteren Bemerkungen will ich für ein anderes Schreiben aufbewahren. Leben Sie indessen wohl!

3.

Es ist doch ungeheuer, wie groß die Anzahl der Menschen in Deutschland ist, die zu dem Besten des Staats nichts beitragen, und doch das Beste von ihm verzehren. Prinzen, Hofleute, Militair, Jagd, und noch außerdem so viele Civil- und andere Bedienten, deren Anzahl, zu dem von ihnen gemachten Gebrauch, auf ein viel Geringeres herunterzusetzen wäre.

Digitized by Google

Lassen Sie es geschehen, daß die Ersteren ihr Recht vom Himmel selbst erhalten haben, die Güter der Erde unnütz zu verzehren, sich an dem langsamen Rade der bittersüßen Nothwendigkeit des Hoflebens täglich herumzudrehen. Wir wollen es uns zur Pietät rechnen, honett gegen sie zu sein, so lange sie sich nur selbst in diesen Schranken gegen uns erhalten. Freilich deutet die Anzahl der Gestirne auf Finsterniß und Kälte, uns es möchte wohl der bescheidene Zweifel aufsteigen, ob Eine oder ein paar der guten Sonnen (nicht so, wie wir sie seit ein paar Jahren gewohnt sind!) uns helleres Licht und mehr Wärme zuströmen dürften, als dieser ganze Sternenhimmel mit seiner Milchstraße? Doch dafür mag die Zeit sorgen, die durch ihre Umwälzungen auf die Nacht auch den Tag hervorbringt. Uns, denen das Schicksal ein besseres Loos zugewendet hat, als so manchen Anderen, wir können es geruhig abwarten; wir kennen noch Fürsten Deutschlands — aber ihre Zahl ist gering! — die der ganzen Nation den Wunsch abzwingen sollten, von ihnen allein beherrscht zu sein.

Von den Prinzen können wir gar leicht auf ihre Hofleute übergehen. Welches Land in der Welt hält eine gleiche Anzahl zum Theil ganz unnützer und schädlicher, zum Theil immer nur halbtauglicher Menschen im Staate, die seine besten Früchte und Ehren genießen, als Deutschland? Ich sage weiter nichts, denn die Sache fällt von selbst zu sehr in die Augen; aber wo ist bei der Anzahl unserer Hofleute (und Hofleute sind fast alle unsere Edelleute, denn der Edelmann schämt sich bei uns, nicht zum Hof zu gehören), wo ist da, sage ich, Patriotismus, Liebe zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes, ein Gedanke von uneigennütziger Aufopferung für dasselbe? Sind sie es nicht vielmehr beinahe überall, die der Aufklärung Hindernisse setzen, die dem guten Fürsten selbst zur Fortschreitung in derselben so viel möglich die Hände binden, die die nützlichsten Stände und die brauchbarsten Glieder heruntersetzen? Man forsche unter dem Volke, und man wird gewiß eher zehn

Männer finden, die mit Aufopferung für das allgemeine Wohl ihres Landes, ihres Fürsten, des Staates fühlen, denken und arbeiten, als Einen unter dem Adel. Was ist aber für Deutschland zu hoffen, so lange diese Classe von Menschen, die billig die Erste sein sollte, statt der Ehre höchstens nur der Eitelkeit opfert, und kein Gefühl für angeborene Würde, Rechte und Freiheit der Menschheit hat?

Ich schweige von dem übrigen, aber das sage ich; wenn Verbesserung für Deutschland zu hoffen ist, wie sich doch die Nothwendigkeit täglich mehr zeigt und einzelne edlere Fürsten-Gemüther selbst sie fühlen: so muß sie da anfangen, wo jede gute Sache anfängt, beim Wahren, oder wenigstens beim eifrigsten Verlangen nach demselben. Wahres Verdienst, wahrer Wille muß vor allem Andern geschätzt werden. Es findet keine Convenienz hier statt, daß man diesen nur in seinen Geschäften billigt, übrigens aber vernachlässigt. Es muß nur Ein Geschäft sein, und dieses ist das Glück des Staats, das Glück Aller, jedes nach seinem Vermögen. Jeder kann und muß beitragen, und wo noch ein unbebauter Acker, wo noch ein Mensch ist, der unter der Macht der Vorurtheile, der Gesetze oder des Herkommens leidet, der nicht im Stande ist, seine Fähigkeiten nach dem Vermögen des Staats zu äußern, da ist Beschäftigung genug für den Staat, für Menschen, die sich unter einander lieben, und die den besten Genuß des Lebens nach dem Verhältnisse, wie es ihr Erdstrich erlaubt, sich zugeschworen haben.

Das wäre ein Staat — der unter uns für ein leeres Hirngespinnst anerkannt werden müßte, wenn nicht sein Grund im innersten Gefühl des wahrhaft gesellschaftlichen Menschen läge, und es vor alten Zeiten etwas Ähnliches schon gegeben hätte! Was sollte uns hindern, wenigstens auf das Ideal hiervon zuzuarbeiten? —

Über Polytheismus.

(1788.)

Die Götter sind von jeher nur aus des Menschen Brust entstanden. Nachdem in den Menschen mehr oder weniger ein Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, verbunden mit einer lebhaften beschränkten Sinnlichkeit, und etwas Neigung zur Speculation, nachdem wurden auch Götter, und nachdem gaben sie ihnen ernstere oder fröhlichere, dunklere oder lichtere Gestalten, und umhüllten sie noch mit einem Flor des Seltsamen und Unbegreiflichen.

Es gibt Völker, bei denen diese Regungen nie fühlbar geworden sind, und das sind Völker, die bei gesunden, aber etwas rohen Leibeskräften eine starke Sorge für das Irdische beschäftigt hat.

„Was meint ihr," fragte Pater Dobrizhofer einen der klügsten alten Abigoner, an einem sternreichen Abend, um den Feuerheerd mit ihm gelagert; „sollte dieses ganze Heer der Sterne, nebst Erde, Sonne und Mond, nicht ein weises, mächtiges Wesen hervorgebracht haben? Seht ihr doch, daß auf der Erde nichts ohne Ursache geschieht! Wie sollten solche Dinge ohne ein großes wirkendes Wesen entstehen können? Sagt mir, was denkt ihr davon? Was dachten davon eure Voraltern?" —

— „Guter Pater," antwortete der alte Abigoner, „unsere Voraltern dachten nie an so etwas. Sie bekümmerten sich

nicht um den Himmel, und sahen sich nur auf der Erde um, wo sie Weide für ihre Pferde hernehmen möchten." — Auch sind die Abigoner sehr gesund, leben lange, und sind außerordentlich fertig in Leibesübungen.

Andere Nationen haben schon ein tieferes Gepräge der Reizbarkeit und des Nachsinnens gehabt. Die Egypter verehrten beinahe Alles, was sie sahen, als göttlich. Bei der großen und seltsamen Revolution, die ihr Land jährlich durch die Überströmung des Nils hatte, wurden ihnen die Wirkungen außerordentlicher Kräfte gleichsam sichtbarer. Das schnellerregte Leben aus den Fluthen und dem Schlamme des öden Wassers mußte ihre Sinne, zugleich mit dem Gefühle von Unterhalt und Nutzbarkeit, heftig erregen. Sie sahen ein plötzliches Dasein aus Nichts gleichsam vor sich entstehen. Insecten und Schlangen, die sich bewegten; Vögel, die herbeieilten, ihnen diesen unnützen Unrath vom Leibe zu schaffen; das Kraut zu ihrer Nahrung wuchs aus der durch sie gereinigten Erde. Der Stier, ihr treuester Gehülfe zur Vollendung ihres irdischen Daseins und Segens, erschien ihnen wie ein außerordentliches Wesen, und sie mußten ihn gleichsam in dem religiösen Gefühle für alle Dinge anbeten. — Hier war auch der Sitz der Vielgötterei; in diesem Lande haben sich die tiefsten religiösen Begriffe gebildet, und das aus sehr natürlichen Ursachen. Sie hatten auch Zeit, ihnen auf ihren einsamen Bergen, während der langen Überschwemmung, nachzuhängen; — denn gelinder Müßiggang ist meist immer die beste Mutter und Säugerin der Religionen gewesen.

Auch hatten die Griechen, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihren Polytheismus aus Egypten ererbt. Die Natur war aber bei diesen schon fertig und da; sie brauchte nicht alljährlich gebildet zu werden, darum wirkte sie auch auf andere Art auf dieselben. Hier waren Menschen, die sich bildeten oder gebildet werden sollten, und sie nahmen daher die Figuren, unter

welchen die Egypter rohe Naturbegebenheiten vorstellten, und bildeten Helden daraus, oder menschliche Wesen von übernatürlichen Eigenschaften. Dieß war zu ihrem Gebrauch. Auch sorgten sie für scheinbare oder erdichtete Thaten bei denselben, und ließen ihnen viel von der Schwäche sinnlicher Leidenschaften, für die sie selber einen so großen Reiz hatten. So entstanden auch hier die Götter aus den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens.

Was weiter mit diesen Göttern vorgefallen sei, weiß man aus der Geschichte, und daß die verpflanzten Götter immer wieder viel von dem Charakter und dem Bedürfniß des Landes annehmen mußten, worein sie waren versetzt worden. So spielt Mars immer bei den Römern die Hauptrolle, während bei den Griechen Phöbus die wirksamste Gottheit war.

Unter diesen roheren Begriffen der Völker bildete sich aber immer mehr und mehr die weise Abstraction einzelner Menschen. Sie fühlten höhere Bedürfnisse des Geistes, selbst der Sinnlichkeit. Sie putzten daher die blos sinnlichen Gestalten zu einem höhern Dasein aus. Sie machten bald aus Cypris die Göttin reineren Vergnügens und feinerer Sinnlichkeit, und stellten sie zuletzt als Venus Urania dar. Apollo ward ihr lebendigster, feinster Gott; er hatte Schönheit, Thaten, Lieder und Weisheit; und zugleich fühlten sie auch, daß sie dem himmlischen Chor einen Vorsteher, einen Alten, geben müßten, und so ward Saturn und nach ihm Jupiter bestimmt. Hier ward immer Sinnlichkeit mit feiner Betrachtung und Abstraction vermischt, und dieß gab der griechischen Göttergeschichte eine so reizende Bildung, so hohe geistige und zugleich faßliche und sinnliche Gestalten.

Dieses hohe Gemisch von geistigem und sinnlichem Reize, das sich nur bei einem ähnlichen, gleich geistig und sinnlich gemischten Dasein erhalten konnte, ging verloren; die Menschen wurden wieder Barbaren, roher als vorher, doch blieben

die Spuren des Geistes und der Sinnlichkeit hie und da zerstreut liegen. Was daraus geworden ist, wissen wir. Von einem Volke, dem die Knechtschaft die Gefühle feinerer Sinnlichkeit benommen hatte, und das doch in sich geistig, stolz und strenge war, pflanzten sich die Begriffe von einem Einzigen, allmächtigen, vorsorgenden, ganz geistigen — aber zugleich parteiischen, hitzigen und strengen Gotte fort. Diese milderten sich in dem Geiste des Christenthums, und da jene sinnlich-geistige Menschheit zerstört war, und der Barbarensinn sich, auf den Trümmern derselben, zur feinern Habsüchtigkeit gemildert hatte, so wurde der Geist des Christenthums unter habsüchtige politische Eigenschaften gemischt, und so entstand diese fürchterliche Zusammensetzung von reinem abstraktem Geist und roher sinnlicher Barbarei, und die griechischen Künste wurden höchstens nur zum Theil zu geistlichen Gewändern und zu Auszierung von Gebäuden und Bildern für diese himmlischen Barbaren, die wir Heilige nennen, angewendet.

Dieß ist der Geist und das Dasein des Papstthums bis auf den heutigen Tag. Was folgen mußte, ist zum Theil auch jetzt schon klar. Der Geist der Barbarei bleibt unter Noth und Knechtschaft. Da ist an kein freieres sinnliches Dasein zu denken, oder es wird zur Üppigkeit, zu Stolz und Übermuth. Aber die Hülfe der Zeiten, Kenntniß und Wissenschaft, drängt sich doch immer ausgebreiteter fort; das Sinnliche zerfällt, und bleibt mehr oder weniger in seinem bloßen Naturrecht, und es etablirt sich, wenn ich so sagen darf, ein neues Geisterreich, enger zusammengedrückt in seiner wahren Wesenheit, unter Rauch, Dunst und falschem Schimmer sich emporarbeitend — aber deutend der Welt, daß menschliche Eigenschaften in keinem fest umschlossenen Kreise wirken sollen, daß immer ein anderes Dasein unter anderer Gestalt hervorkomme, und daß Geist und Licht doch die letzten Vollkommenheiten sind, zu welchen das menschliche Dasein durch alle andern Zustände nur zubereitet wird.

Von dem Alter des Mannes die aufblühende jugendliche Sinnlichkeit wieder zu verlangen, hieße ein quid pro quo von der Natur fordern. Unsere Denkungsart kann, bei allen äußerlichen Umständen hiezu, nimmermehr in die Zeiten der Griechen und Römer zurückschwinden. Bacchus und Venus, und der kleine Cyprigor, erscheinen bei uns in anderer Gestalt; sie sind mit uns zu Männern geworden. Wir kosten ihre Reize und erheitern uns mit ihnen; aber sie müssen auch mit uns über etwas zu schwätzen wissen, sonst schicken wir sie bald wieder in die Gesindestube zurück, um sie nur zu rufen, wenn wir sie nöthig haben, oder wir treiben sie gar zu den lüderlichen Buben auf die Straße hinaus. Als Gottheiten verehren wir sie nur, so lange sie bei uns artig sind, so lange sie die Reize des Lebens für uns erhöhen helfen; aber wir haben doch den Begriff, daß sich Bacchus, nach seinem langen Herumziehen auf den Hügeln, hätte ennüyiren können, und daß es nicht ungereimt sei, über die Natur des geistigen Getränkes etwas zu denken; daß Venus bald ermüdet und sättigt, wenn sie nicht geistige Reize zu verbreiten weiß, daß alle Gegenstände davon annehmen, und daß sie die Welt mit Ideen bald so angenehm befruchten könne, als mit Kindern; und endlich, daß der kleine Amor seinen Bogen auch wohl zuweilen höher richten dürfe, und daß für ihn, am Himmel und auf der Erde, Herzen genug brennen, die seine feurige Lust hinlänglich erregen und stillen könnten.

Wir wollen also keinem dieser Götter ihr Recht bei uns versagen, so lange sie sich nur auch ein wenig nach unsern Sitten und Umständen einrichten. In den metaphysischen Zirkel sich zu wagen, ist diesen artigen Gottheiten ohnehin nie beigekommen. Sie wissen wohl, daß sie blos auf der Stelle zu Hause gehören, und daß sie mit der Unendlichkeit der Natur und den mannigfaltigen Vorstellungen davon in keinen Gegensatz zu bringen sind. Sie selbst genießen nur ihres Einflusses mit uns, und wenn sie hie und da auf der Erde etwas negli-

girt werden, so sind sie nicht gleich so empfindlich, um sich mit der Allmacht abzuwiegen, oder zu wähnen, daß das Grundwesen der Natur dadurch zerstört werde.

Eins und das Andere kann gar wohl mit einander und ohne einander bestehen, und des Menschen Glück beschifft stets neue Inseln.

Des Menschen Leben und Streben.

(1788.)

Der Mensch, so wie er auf diesen Schauplatz der Erde gesetzt ist, und sich nun zu erkennen anfängt, ist sich selbst ein wunderbares Dasein. Im Streit mit mehreren Wesen, die eines nach dem andern, und oft mehrere zusammen, nach dem Besitz von ihm zueilen, weiß er nicht, wem er angehört, der Erde oder dem Himmel, dem Vergnügen, der sinnlichen Lust, der Ehre — oder der Verläugnung von Allem zugleich. Dieß reißt sein Herz auf mancherlei Seiten, und bringt ihn auf die Wogen des Schicksals. Ein Sohn der Erde, wer hat mehrern Anspruch auf ihn, als sie? Sie hat ihn aus ihrem Schooße geboren, mit ihren Früchten ernährt, ihr Hauch umweht und erwärmt ihn, in Nichts ist er von ihren übrigen Kindern unterschieden, als daß sie ihm eine höhere Gestalt und mehr Fähigkeit gegeben hat, des Glücks ihrer Geschenke zu genießen. Aber eben darin liegt es, daß er, wie die Söhne der Reichen, das nun nicht mehr achtet, wonach Andere so begierig schnappen. Die bloße sinnliche Lust wird ihm bald zum Ekel; die Nahrung selbst, der erste heiße Grundtrieb aller lebenden Wesen, wird aus dem Bezirke seiner höhern Verlangungen zurück- und der bloßen Nothdurft angewiesen; er sucht sich ein neues Reich zu erbauen, hoch über der thierischen Natur; neue Aussichten, höhere Anlagen ermuntern, beschäftigen, erheben seinen Geist; er glaubt seinen Tritt hinweg und ins Unendliche wagen zu dür-

fen, und verläßt oft, mit zu sichtbarer Gefahr, den Boden der guten Mutter, die ihn erzeugt, gepflanzt und gebildet hat.

So ist der Mensch; schön in seiner Anlage, hoch in seiner Bestimmung, doch, indem er gleichsam über sich selbst hinaus will, sinkt er wieder herab, und gibt das Zeugniß, daß auch er Staub und Asche, eine aufschwellende farbengaukelnde Seifenblase sei, die der allgemeine Wind des Schicksals wieder hinwegtreibt.

Ist dieß Alles, was uns von der lange geführten Rechnung unsres Lebens übrig bleibt? Aufblühen und vergehen, Geschlechter nach Geschlechtern, Meinungen, Empfindungen, Anschläge und Anstalten der Sterblichen, nach andern Meinungen, Hoffnungen und Anstalten? — Dieß Bild der Gedanken erzeugt sich ödetraurig in der Seele eines Menschen, den die steigende Gewalt der Lebensgeister nach und nach verlassen, und der nun, beschränkt und ermattet, in den engen Umkreis seiner Gesichtslinien wieder niedersinkt.

Ist dieß nun aber wahres Dasein der Dinge und Menschen, oder ist der Mensch, der doch Herr und Meister der denkenden Natur ist, keine andere Beziehung der Dinge unter sich zu bemerken fähig? —

Hier haben Viele das große und mannigfaltige Gebäude der Religion anzulegen für gut befunden. Und in der That ist es in der Natur des wissendunwissenden Menschen, seinem Verlangen eine Grenze zu setzen, die, indem sie das Weitere nicht versperrt, zugleich seinen sinnlichen Blick befriedigt. Aber diese so große und so allgemeine Anlage in der menschlichen Natur, ist sie auf so wenig gerichtet? Strebte die göttliche Mutter nur, diese höchsten und reinsten Bedürfnisse in der menschlichen Seele zu erwecken, um sie mit spielenden Gaukeleien zu hintergehen, oder ihr alberne Mährchen und Geschichtchen vorzuerzählen? Nein; die Natur ist nie unbedeutend, nie unmeinend in ihren Anlagen. Wo es liegen möge, laßt uns

das Räthsel auffsuchen; es liegt doch gewiß nur an uns, wenn wir es nicht finden.

Laßt uns den Faden unsrer Rede von vorn wieder aufsuchen, und uns den Menschen herstellen, wie er, getrieben von seinem wachsenden Verlangen, nach dem Unendlichen strebt, die Erde verachtet und ferne unsichtbare Gestalten zu erreichen sucht. Der wachsende Keim des Kindes war nur auf seine Unterhaltung bedacht, seine Spiele, seine Nahrung, seinen Zeitvertreib. Jetzt gehen die Blüthen auseinander, und damit geht die Gewalt des Triebes auf Andere hin; erst nur, als ein erweitertes Selbstgefühl, auf das theilnehmende Geschlecht, das seinen süßen Trieben Bestimmung und Ausfüllung giebt, und dann immer weiter und weiter, von Privatgefühlen fort, zur weitern Einwirkung in seine Gegend, sein Volk, Welt und Nachwelt, wo es möglich ist.

Halt ein, strebender wirkender Geist! Wo verlangst du hin? Wenn Du das Ziel deiner Wünsche falsch ermissest, so wird der Pfeil von dem ungewissen Gegenstand abglitschen, oder wohl gar seine Spitze wieder nach dir wenden. Such' es auf, wo es zu finden ist, wenn es dich nirgends befriedigt! Wenn du es aber nicht weißt, so erlaube mir, daß ich dir unterdessen einen meiner wachenden Träume erzähle!

Es schien mir, als wenn ich durch Fasten und Wachen und verzehrendes Gebet endlich einen der hohen Geister des Himmels vermocht hätte, mir zu zeigen, was sich bei Gründung dieses Erdballs zugetragen. Er sagte so: (und der ewige Nachhall hallt durch meine Ohren)

„Tausende der rohen Welten und Tausende hatten schon verlebt. Aus ihren Aschen bildeten sich Keime zu einem vollkommnern Dasein. Alle der Stoff untheilnehmender Materie war verschlungen. Es sollte eine Welt erbaut werden, die aus purer Liebe bestände. Schon gatteten sich alle Elemente, die vorher im wilden unfruchtbaren Streit lagen, zusammen. Ihr Zwist wurde nur ein Liebeszwist, der immer neue Ge-

stalten hervorbrachte. So ward das Ganze gleichsam zusammengebacken zu Einem Teig, wo nur streitende Liebe und suchende Liebe der Keim zu steter neuer Entwicklung sein sollte. So entstand Eure Welt; und es ward beschlossen, daß kein Geschöpf in sich allein ein vollkommnes Maß der Glückseligkeit erfüllen sollte, sondern alle in allen, und jedes in dem andern; worin die Masse der Glückseligkeit dieser Erde zu einem schönen Ganzen heranwüchse, und Ein reifenderes Gewächs, künftig noch zu einem glückseligeren Stande der Wärme und des Lichts könnte herangebracht werden.“ Dieß sagte mir der Geist und verschied.

Ich dachte nach, und wirklich verhjelt es sich so. Der Mensch geht in andre Menschen über, Geschlechter in Geschlechter. Kein Mensch ist vollkommen glücklich für sich. Was er selbst vorzüglich erworben, überläßt er wieder Andern; ein Staubkorn von ihm befruchtet die nächstkommende Welt, und die Wirkungen seines eingebildeten Ichs zeigen sich nur in der Masse, von der er selbst ein Theil ist, und nie sich, außer derselben, einen großen und bleibenden Theil eines abgesonderten Vergnügens erwerben kann. So geht er in's Ganze über, und das Ganze in ihn.

Digitized by Google

Über die Nothwendigkeit der Bildung des Menschen zur Intelligenz.

(1788.)

Die meisten Übel des menschlichen Geschlechts sind Kinder einer irrigen Vorstellungsart. Man klagt über Folgen seines eignen unrichtigen Betragens, als über Härten und Grausamkeiten des Schicksals; man klagt für sich und für Andere über Dinge, die oft leicht zu vermeiden waren, oder die eine unvermeidliche Folge der Situation sind, in welcher wir uns durch eignen oder Andrer Irrthum befinden.

Die Klagen der Menschen über den Unverstand, die Bosheit und Verderbtheit ihres Geschlechts sind etwas, woran wir schon von Alters her gewöhnt sind. Man hat alle Weisheit, beinahe allen Stoïcismus erschöpft, um sich hierüber ein Genüge zu thun. Die Guten fanden zuletzt kein anderes Mittel, als sich in sich selbst einzumauern, und so der allgemeinen Pest zu widerstehen, von welcher sie das gesammte Menschengeschlecht angefressen glaubten, und nur durch diese untheilnehmende Verwahrung suchten sie sich von dem Zwange, mit andern, ihnen fremden und widrigen Naturen umzugehn, loszumachen.

Ob dieser hohe Stolz wirklich in der menschlichen Natur gegründet sei, ist wohl eine andre Frage, worüber man sich weniger Muße und Gelegenheit nahm, Untersuchungen anzustellen. Man folgte dem ersten edlern Instinkt. Man fühlte

mit einem erhabenen Eifer, daß es nothwendig wäre, gut zu sein, daß die wahre Glückseligkeit des Lebens nur auf moralischen Gründen zu befestigen sei, und so in diesem steilen Anlaufe, gleichsam aus den Pfützen des Lebens, trat man Alles zu Boden, was nicht nach diesem hohen Ziele strebte, oder was auf minderer Höhe nur zu angenehmer Lieblichkeit sich wandte. So trat die stolze stoische Secte die feinere epikuräische zu Boden und verachtete sie, gleichsam als wenn dem nackten Felsen, blos seiner Höhe wegen, der Vorzug vor dem lieblichern Thale gebührte.

Wir sind von keiner Secte, und es wäre sehr zu wünschen, daß Menschen, denen es doch blos um die Wahrheit sollte zu thun sein, nie möchten von einer Secte gewesen sein. Selbst der Name schließt den Begriff von freier Untersuchung und Erkennung jeder Wahrheit aus. Wie konnten Menschen so sehr die Natur der Wahrheit verfehlen, um solche für ein Feld zu nehmen, das sich gleichsam umstecken ließe, und das nicht mit jedem Augenblicke denkender Wesen alte Furthen verläßt, um neue weitere Ufer zu umfassen!

Wir wollen der Noth, ich will nicht sagen der Gemächlichkeit, weiser vortrefflicher Menschen voriger Zeit hierin nachgeben. Sie selbst beweist uns, daß das Licht der reinen Wahrheit erst, wenn ich so sagen darf, funkenweise erhascht werden müsse, und wo irgend ihre heilige Fackel entzündet worden ist, solche lange als ein geweihtes Geheimniß, dessen Strahl nur Wenige zu erleuchten würdigt, zu verehren sei. Alles entsteht und bildet sich in der Natur nach und nach; und so auch ist es dem ihr angehörigen Menschen, als dem Gipfel aller Naturkräfte, vergönnt und gleichsam angewiesen, nach und nach nur eben dieses Gesetz der Natur durch sich selbst zu erweitern und zu befolgen. Wer den Zusammenhang der Dinge, den Übergang des Physischen in das Moralische, wie man sich auszudrücken pflegt, von einer andern Seite betrachtete, der würde wahrscheinlich tief irren, oder diesem Zusammenhange, diesem

Fortgange ins Weitere der bildenden Natur wenig heitere Betrachtung geschenkt haben. Wer, zum Beispiel, das Menschengeschlecht als eine seinem Hauptwesen nach ganz verschiedene Gattung von den übrigen Erdgeschöpfen nehmen wollte, wer davon ausginge, ihre Neigung zum Verständigen nicht als Anlage, sondern als einen im Himmel bereits gebildeten und nun auf die Erde gefallenen Funken, als ein Licht zu betrachten, das nur durch die groben irdischen Dünste zurückgehalten würde, in seinem angeborenen Glanze zu scheinen, der würde nur so weit irren, daß er das, was der menschlichen Natur durch mühsame Folgen zu erreichen steht, als eine bereits besessene Eigenschaft voraussetzte, daß er also das Letzte für das Erste nähme, und er würde somit, wenn es auf Beurtheilung oder Bildung menschlicher Eigenschaften selbst ankäme, ein unrichtiges Urtheil oder eine unangemessene Behandlung eingehen, womit die Natur der Sache selbst nie ganz übereinstimmen könnte.

Wenn wir hingegen, bei reifer Betrachtung der Dinge um uns her, wahrnehmen, daß alle Dinge, die unserer Kenntniß unterworfen sind, von Einer Linie ausgehen, und wir nur auf diese Weise den Zusammenhang des Ganzen fassen können: so werden wir auch, diesem gemäß, die rohere Materie immer in feinere Bildung übergehn sehen, bis sie endlich durch Anschaffung, Zertheilung und Bearbeitung mannichfaltig geläuterter und wirksamerer Elemente eine beseeltere Lebenskraft annimmt, und so in den Gestalten lebender Creaturen auf den Spitzen der Dinge einhergeht, die sie selbst haben entstehen machen, und durch deren fortdauernden Genuß sie allein bestehen und sich in ähnlichen Wesen fortpflanzen können.

An der Spitze aller dieser Wesen steht der Mensch, die vollkommenste und letzte Gestalt der Erde, der Zusammenfluß ihrer geläutertsten wirksamsten Kräfte. Er ist der betrachtende Spiegel der Natur, in dem sich alle ihre Reize, alle ihre Eigenschaften und Vollkommenheiten zusammendrängen, der aufrecht und mit heruntergebogenem Haupte sie alle in sich aufzu-

nehmen bereit steht. In ihm entspinnt die Natur, als durch ein neues Medium, neue Kräfte, neue Wirkungen, neue Combinationen und Harmonieen der physischen und nun durch ihn intellectuellen Welt; die Welt selbst erreicht durch ihn ihr vollkommenstes, glänzendstes, edelstes Ansehn. Welche Bildungen nimmt die Erde unter des Menschen Hand an! wie gebaut, wie geordnet, wie geschmückt steht sie da! Der Mensch ist das Werkzeug der letzten und höchsten Bildung der Natur, die wir Kunst nennen und die wir durch Kunst nur erreichen. Hier ist kein Ziel der Erweiterung, hier ist kein Aufhören der Gestalten, Kenntnisse und neuen Verbindungen. Die Natur erkennt sich, fühlt sich, liebt und bewundert sich erst im Menschen. Wie todt, wie öde, wie geistlos würde Alles ohne den Menschen sein! Er ist gleichsam das Hirn der Schöpfung. Durch ihn denkt sie, und ohne ihn würde sie gewissermaßen sinnlos scheinen, und einem Körper gleichen, der dieses allerедelsten Theiles beraubt wäre.

Dieß ist der wahre Standpunkt des Menschen in der Natur.

Warum erfüllt der Mensch nicht immer und überall solchen Beruf auf der Erde? Dieß ist der Punkt, welcher zu untersuchen wichtig ist. Wenn neue geordnetere Bildungen durch das Dasein des Menschen möglich sind, so ist es die Natur selbst, welche sie durch ihn bestimmt, und der Mensch hat noch einen andern natürlichen Genuß, einen andern Trieb des Daseins vor den übrigen Thieren voraus, außer dem bloßen Leben und der Verzehrung der Früchte auf dieser Erde, auf der sie gleichsam reif geworden sind. Dieß ist unläugbar; und was in der Natur einiger Menschen liegt, muß in der Natur aller Menschen, mehr oder weniger, als Keim wenigstens verborgen liegen. Offenbar ist aber der bessere Genuß eines Wesens mehr in seiner Natur, sonst würde er nicht der bessere für ihn sein, und wenn der Genuß intellectueller Fähigkeiten und Kräfte, bei dem Menschen, der solche besitzt, ein un-

gleich höherer Genuß und der eigentlichste seines Lebens ist, so scheint es, daß auch das eigentlichste Dasein des Menschen in Entwicklung derjenigen Kräfte liegt, welche den intellectuellen Genuß hervorbringen.

Wenn dieß die hohe Bestimmung der Menschenart ist, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, wenn die Natur durch ihn zu dieser Vollkommenheit hinaufstrebt, so strebt sie dahin auf einem natürlichen Wege, d. h. der von den leichtesten Linien und Anlagen anfängt, oft durch Hindernisse unterbrochen werden kann, viel von glücklicher Zusammenstimmung der Umstände abhängt, und früher oder später, so oder so, seinen ursprünglichen Trieb zur Bildung und wirklichen Darstellung vollendet.

Dieß scheint der Weg der Natur in allen Bildungen zu sein, und so ist es auch beim Menschen; nur scheint sie bei diesem nach und nach einen Funken zu erwecken, der nach eigner Bildung strebt, und ein Vermögen zeigt, das auf sich selbst, durch eigene Kraft, die Grundgesetze der Natur anzubringen und zu erweitern fähig ist.

Auf derselben Grundlinie mit den übrigen Thieren erbaut, nur mit etwas feinerm Stoffe, hat er alle ihre Arten zu genießen, und in diesem Genuß die Möglichkeit, ein etwas besseres thierisches Dasein und Glück sich zu verschaffen. Wo dieses thierische Glück zu hörerer Vollkommenheit gedeiht; da entzündet sich zuerst der Funke eines höhern Bedürfnisses; es wächst und entwickelt sich der Trieb, selbst Bilder zu wecken, und dieser Trieb beschränkt sich anfänglich auf sinnliche Gestalten und Bedürfnisse, bald treibt er zurück auf sich selbst, sucht sich selbst zu bilden und zu erhöhen, und bringt nun durch sein eignes vollkommneres Werkzeug, wozu er sich selbst gleichsam geformt hat, die schönsten Gestalten der Erde, Weisheit, Kunst, und in irdischem Dasein jede himmlische Wesenheit zur Darstellung und Erweckung.

Dieser Gang der Natur offenbart sich schon zuweilen bei einzelnen ausgezeichneten Menschen, die unter glücklichen Um-

ständen und einer reinern Himmelsluft geboren sind; bei andern bricht er nur als Keim hervor, der aber durch Frost und Ungewohnheit der Mitmenschen bald wieder unterdrückt, wenigstens geschwächt und beschädigt wird. So wächst irgend eine ausgezeichnete Blume, durch einen bessern Stand und mildern Zufluß des Bodens begünstigt, unter einer Menge wilder Blumen, die vielleicht, durch ähnliche Umstände geschützt, alle auf dieselbe ausgezeichnete Art blühen würden.

Des Menschen Zustand aber ist, vor allen andern Wesen, ein der Bildung fähiger; und daß ein ähnlicher Fortschritt derselben, mehr oder weniger, auf die Natur Aller überzutragen sei, ist kein Zweifel, da wir gezeigt haben, daß solche Fähigkeit bereits in der Grundlage seiner Natur enthalten sei. So lange aber diese Richtung in halbvollendeten Zwecken schwebt, so bringt sie, natürlicher Weise, diese unendliche Reihe von Übeln hervor, die wir vorzüglich an dem Menschengeschlechte beklagen. Vernunft und Unvernunft, wie wir es benennen, oder eigenthümlicher thierischer Instinct, die durch Unterordnung zu einem höhern Endzweck des Glückes bestimmt werden sollen, liegen bei dem Menschen im Zweikampf. Dieß ist der Zustand, worin sich die Menschen bei halbgebildeten Eigenschaften befinden; der Ganzwilde kennt solchen nicht. Er hat keine Reue, keine Gewissensbisse, weil er dahin geht, wohin ihn die Natur zeigt, und sein Ziel ist sehr beschränkt. Hingegen der angefangene, der halbvollendete Mensch der Vernunft hat tausend Aussichten, tausend Rückfälle. Einmal erhebt ihn der entzündete Funken, und zehnmal reißt ihn die thierische Neigung wieder zurück. Dieß ist aber noch nicht das ganze Übel, das daher entspringt. Alle menschlichen Übel, die uns zu unserm Unheil so sehr von den Thieren unterscheiden, haben hier ihren Sitz. Der Mensch mischt beide Eigenschaften, die thierische und die verständigordnende, oder die menschliche, untereinander, und macht sich dadurch tausend verschieden abwechselnde, dunkle oder schimmernde Irrwege. Sein thierischer Instinct wird durch den Theil von

beigemischter Vernunft irregeführt oder geschwächt. Nun ist er weder Thier noch Mensch; ein Halbwesen, ein Chaos in der Schöpfung. Er widerspricht sich beständig, und ist sein eigener Antipode. Er baut Systeme auf, er stiftet Religionen, um diesem höher entzündeten Funken genug zu thun, um das Thierische und Menschliche gleichsam mit einander zu versöhnen, und durch ein Drittes Befriedigung für Beide zu schaffen. Umsonst! Immer ist noch ein Streit in ihm, der sich freilich manchmal durch starke Richtung auf irgend ein Heilmittel, oder durch Gefangennehmung seines bessern Theils auf eine Zeit lang besänftigen läßt; aber immer bleibt er das doppelsinnige Thier, immer reimt sich in seiner Natur das Hohe und Tiefe nicht zusammen.

Hier nun, deucht mich, löset das Räthsel sich von selbst auf, das so viele Weisen und denkende Menschen, so manche Zeiten hindurch, zum Theil mit nagendem Kummer vergeblich angestaunt haben. Sie gingen nämlich von einem falschen Prinzip aus. Sie nahmen den menschlichen Geist als einen vom Himmel gesunkenen Funken, und fragten: warum ist er hier auf der Erde mit so viel Hindernissen und Übeln umringt? Oder sie setzten in der Bitterkeit ihrer Laune die menschliche Natur ganz zum Thiere herab, und waren doch gezwungen zu fragen: warum ist dieß Thier noch mit so viel Licht beschenkt, das ihn nur auf seiner Bahn mißleitet und oftmals unter andere Thiere heruntersetzt? Hätten sie die Vernunft bei sich selbst und bei ihrem lieben Geschlechte für das erkannt, was sie wirklich ist, für Anlage, für die Fähigkeit, durch mehrere einzelne Bemerkungen ein Bild der Vollkommenheit in sich zusammenzusetzen und alsdann nach Maßgabe der Umstände sinnliche Dinge außer sich zu bilden, und durch diese angewandte Bildung auf sein eigenes Ich, neue Wesen gleichsam zu erwecken und die Erde auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu stellen; hätten sie erkannt, daß der primitive Zustand der Menschen, bei denen diese Fähigkeit noch nicht erweckt worden, ein thie-

rischer sei, daß er aber, sobald er gereizt und erweckt worden, diese thierische Schläfrigkeit und Genügsamkeit benehme und zu neuen Leidenschaften ansporne; daß der Funken davon, je nachdem er auf einzelne Gemüther von veränderten Anlagen und dringendern Umständen hinfalle, auch mit mehrern und verschiedenern Hindernissen zu streiten habe; daß, so lange er nicht bis auf einen gewissen Grad in der sie umgebenden Gesellschaft oder in dem Lande, das sie bewohnen, oder bei dem ganzen Menschengeschlechte gereift sei, stets mit zunehmender Vervollkommnung einzelner Existenzen, ein trüberer Schatten auf den übrigen Rest fallen müsse, und daß also, so lange dieses vernünftige Gleichgewicht in der Welt nicht festgestellt sei, wenig Friede und nur abgebrochene Freuden zu hoffen seien, und daß, anstatt diesen Zustand als Pest und Strafe des Menschengeschlechts anzunehmen, solcher vielmehr ein Segen für das Ganze sei, indem sich dasselbe dadurch endlich doch in etwas reinigen und bessern müsse, und wo kein gleicher Züstand der Theile vorhanden ist, auch kein Gleichgewicht möglich sei, Gleichgewicht aber bei Unverstand einen gänzlichen Mangel des Verstandes voraussetze.

Obgleich der Mensch die Innigkeit seines Daseins vor aller übrigen Natur am meisten empfindet, indem er des stärksten Bewußtseins allein fähig ist, und so seine Individualität von den übrigen Wesen gleichsam losreißt und sich auf den höchsten Punkt des Selbstgefühls setzt; so bleibt er dessenungeachtet stets nur ein Theil seiner eigenen Art, und ihn treffen die Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, die dieser Art unter diesen oder jenen Umständen zufallen. Kein Mensch hat sich noch ganz über das Schicksal seiner Zeitgenossen, unter dieser oder jener Lage, unter diesem oder jenem Himmelsstriche, hinwegzusetzen vermocht. Schatten und Licht seines Zeitalters sind immer auch auf ihn zurückgefallen, und so wie er die Vorzüge desselben mit genossen, so hat er auch für die Fehler und Irrthümer des Allgemeinen gelitten.

Das Menschengeschlecht ist in der That noch in seiner Kindheit, und so wie die reiferen Kräfte des Mannes erst die wahre Wirksamkeit der Verstandesfähigkeiten entwickelt, so hat die Welt bisher in kindischeren und jugendlicheren Übungen ihre Zeit zugebracht, bis mit dem Alter derselben auch allgemach der Verstand zu reifen anfängt, und ihr erlaubt ist, einer vielleicht minder fröhlichen, aber unter anderer Gestalt würdigern und glücklichern Folgezeit entgegen zu sehen. Das Alter der Welt aber reift nicht wie des Menschen Alter in einzelnen Jahren, und so wie bei diesem immer noch unausgebildete Theile übrig bleiben, so werden auch noch lange, und vielleicht immer, unausgebildetere Theile der ganzen Menschheit zurückbleiben. Auch hierin wird die gesammte Art dem einzelnen Individuum gleich sein, und wie bei diesem die einzelne Bestrebung und Erziehung viel hilft, um ihn zu einem höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen, so wird auch das ganze Geschlecht weiser oder unweiser, glücklicher oder thörichter, den Punkt seiner Zeitigung erlangen, je nachdem die einzelnen Mitglieder mehr zum Bau, zur Erziehung des Ganzen beigetragen haben. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben die Bemühungen aufgeklärterer Seelen einen großen Werth; die Wahrheit hat Hoffnung, auf der Erde ihr Recht, ihr Licht und ihre Wärme zu erhalten, und wer dagegen sündigt und ihren Schein zurückhält oder verdunkelt, wird mit Recht für einen Verbrecher gegen das gesammte Menschengeschlecht, gegen das Höchste und Heiligste der Natur gehalten. Alle Triebe der Menschheit, so verborgen und eingehüllt sie auch sein mögen, wenn sie in der Natur selbst liegen, sind Keime einer gewissen Frucht; und wie läge denn im Menschen dieser unaufhaltsame Trieb nach Wahrheit, der, wo er einmal richtig gefühlt wird, Leben und Tod besiegt, selbst wo er wirkungslos verkannt wird, als ein Heiligthum in unserer Brust getragen, unter Schmach, Pein und Verhängniß unser Leben nährt, wie hinge der mit den übrigen Gesetzen der Natur zusammen,

wenn er nicht irgendwo auf eine allgemeine Wahrheit deutete, auf ein Reich derselben, das noch unter Menschen zu errichten steht, und wozu, als zu einem Baume der Glückseligkeit, die früheretreibenden Sprossen nur als Hülfsblätter dienen, die Frucht und den Reichthum des Ganzen vollblühender zu machen.

Wenn wir nun ferner die Fortschritte und Bemühungen des menschlichen Geistes, so fruchtlos, abgeschmackt und albern sie auch einzeln zum Theil erscheinen mögen, unter diesen Gesichtspunkt bringen, daß wir sie nämlich nicht mehr als Abstrahlungen eines himmlischen Funkens betrachten und vergleichen, sondern vielmehr als Triebe, als Funken, öfters nur als Dampf und Rauch umhüllte Gährungen zu einem reinern Licht: so werden wir nicht nur gegen Alles, was Menschen in diesen Bewegungen hervorgebracht haben, nachsichtiger werden, sondern wir werden auch eine reiche Erndte nützlicher Vergleichungen, selbst aus den Verachtetsten, sammeln können, und finden, daß ein Kern der Wahrheit auch aus der rohesten Frucht sich zu entwickeln strebt, und daß allgemeine Triebe und Grundgesetze derselben in jeder Brust verborgen liegen. Secten und Religionen, welche sich das Ansehen gaben, als wenn sie ganz allein für sich im Besitz der reinen Wahrheit wären, haben freilich den Fortgang derselben sehr gehindert, da die Natur des beschränkten Menschen ohnedieß dahin verlangt, ein gewisses Ganzes zu umfassen, und er nur desto eifersüchtiger auf sein Glück wird, je weniger er davon mit Klarheit inne haben kann. Vor allen anderen Religionen würde vielleicht der christlichen allein die Ehre gebühren, daß sie am wenigsten zur Einschränkung der Wahrheit beigetragen hat, indem ihre Gründe fast allein nur auf Sittlichkeit und wahre Verbesserung des Lebens zwecken. Aber die niedrige verfluchte Eigensucht weltgieriger Menschen, welche, den häßlichen Insecten gleich, ihr Spinnengewebe an den lichtesten Orten am liebsten anlegen, um so, durch Täuschung des Schimmers, ihre Beute am sichersten zu erhaschen, haben ihr bald diese schwache Seite

abgemerkt, und da Religion, in den Köpfen dieser arglistigen Menschen, von jeher nichts gewesen ist, als unfehlbares Mittel zum Betrug für die Menschheit, so war es nothwendig, daß sie solche von dem schwankenden Äste freier Sittlichkeit heruntersetzten, und sie mit Grundsätzen einmauerten, die sie ihres Betruges gewiß, die Religion aber, unter dem Anschein von größerer Würde und Heiligkeit, zum Affenspiel leichtgeweihter und leichtbefriedigter Sinnlichkeit machten. Dieß ist das Werk aller Religionen, deren Anstalten hauptsächlich auf das Politische zwecken; ein Zaum für die wilde Menschheit, wie man es nennt, aber zugleich ein Zaum, welcher das Edelste der Menschheit, ihre immer sich erweiternde Denkkraft, auf ewig in Gebiß und Ketten legt.

Wie gesagt, die christliche Religion, weil sie auf eine reinere Lehre freier, sittlicher Verbesserung und Vollkommenheit erbaut ist, hindert am wenigsten vor allen anderen den Keim der Erweiterung menschlicher Vollkommenheit, welches zum Theil schon ihre häufigeren Secten und die mannichfaltigere Art des Vortrags ihrer Meinungen und Lehren erweist.

Je weniger irgend eine Wissenschaft oder Lehre dem menschlichen Geiste Schranken setzt, ohne dabei das Maß seiner positiven Kenntniß zu überschreiten und in nichtige Phantasie überzugehen, desto interessanter ist sie, desto mehr gehört sie der Menschheit an, deren Glück in der Erweiterung liegt. Wir erkennen diesen Trieb der Wirksamkeit von Jugend an in dem Menschen in den allergemeinsten Sachen; warum hat sich unsere Philosophie so selten auf die Höhe geschwungen, die Analogie aller unserer Triebe aufzufinden, und indem man die Unersättlichkeit unserer Begehrungen uns vielmehr zur Last legte, nicht der wahrern Bestimmung derselben nachzudenken?

Die Natur bewirkt durch jede rohere einfache Anlage eine feinere zusammengesetzte; die Combinationen dieser Anlagen breiten sich ins Unendliche aus, nirgends scheint ihnen ein Ziel gesetzt, wenigstens keines, das unser Verstand übersehen könnte.

Digitized by Google

Wenn sie simple elektrische Materie in den dünngestreuten Staub zweigartiger Bildungen webt, so bildet diese Materie, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem feinsten Auszuge einiger in Nässe aufgelösten metallartigen Theilchen die baumähnlichen Gestalten, die wir in einigen Schiefern und Kalken entdecken, sie gibt, eben so wahrscheinlich, den leichten Flechten und Moosen ähnliche Formen, und was wir sehen auf der Erde und selbst in dem Innern thierischer Körper, bildet und gestaltet sich nach einer baumartigen Weise. Eine und dieselbe Ähnlichkeit der Natur zeigt sich überall, und rückt von dem Unmerklichen ins Größte und Allgemeinste fort.

So sind auch die Anlagen und Triebe in den geistigeren Naturen. Wer will ihre Grenzen, ihre Combinationen bestimmen? Ohne Zweifel sind derselben mehrere, und eines weitern Umfangs fähig, als in der gröbern materiellen Welt. Aus den gereinigten Säften mehrerer verschiedener entsteht ein neues, das weniger von der groben Masse bei seiner Erzeugung mit sich bringt; aus den Verstandeskräften mehrerer Wesen zeugt und bildet sich ein neuer Verstand, zwar nicht ungleich jenen, aus deren Masse er entsprungen ist, aber durch Zusammenhalten und Vereinigung der ersteren neue Mittel erfindend, und durch diese zu neuen Wegen der Wahrheit fortschreitend.

Dieß ist der Weg, auf dem die Natur stets neue Entstehungen bewirkt; dieß ist der Weg, auf dem sich alle Wissenschaften nach und nach gebildet haben, und auf diesem Wege wird die Wahrheit hoffentlich noch unendliche Fortschritte machen.

Beiträge zur Intelligenz.

(1788.)

1.

Die Natur, so wie wir sie aus ihren Wirkungen erkennen, ist das fortschreitende Maß, oder die Proportion aller Dinge.

Die Proportionen der Natur sind lebendige, nämlich solche, deren Proportionen sich zu neuen Proportionen auflösen.

Unter einem bestimmten Begriffe, als z. E. dem von der Erde, hat sich das erste Dasein der Dinge in allgemeine Proportionen aufgelöst, die wir Elemente nennen; diese lösen und verbinden sich zu Feinerem und Feinerem, bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit, der sich nicht bestimmen läßt.

Licht und Wasser sind Erzeuger aller Formen; die Erde bindet und modificirt sie.

Alles, was durch jene beiden Ursachen in Bewegung gesetzt werden kann, strebt nach Formen. Formen sind zusammengesetzte Proportionen. Diese werden gegliedert und gekettet, durch Einfluß und Verarbeitung mehrerer materieller Eigenschaften, und heißen dann organische Natur.

Unter organisirter Natur können wir nichts Anderes begreifen, als die innigste Verkettung der feinsten Elementproportionen, zu Verarbeitung noch feinerer Proportionen, in bestimmten bleibenden Formen.

Das formenreiche Pflanzengeschlecht verarbeitet, außer seinem künstlichen Bau, Blüthen, Gerüche, Öle und Säfte.

Die Thiere bilden sich selbst wieder eigene Formen ihres Bedürfnisses.

Der Mensch treibt Formen, um fremde Formen zu errathen oder auszumessen, die mit diesen in keiner Verbindung stehen.

Der Mensch hat das Vermögen, das Maß seiner innern Proportionen aufzusuchen, und nach solchem die Dinge zu wägen.

Diese Fähigkeit oder dieses Vermögen nennen wir Vernunft oder Intelligenz. Der Umfang desselben läßt sich nicht berechnen, weil jedem Verhältnisse wieder ein neues Verhältniß zugesetzt werden kann, das seine Lage gewissermaßen verändert.

Das allgemeine Verhältniß aller Dinge wäre Wahrheit. Des Menschen Natur strebt, Verhältnisse zu finden, und deßhalb nach Wahrheit. Sie sind wie Radien eines unendlichen Bogens; Zahlen einer unendlichen Summe.

Daß das Wesen und die Eigenschaft der Dinge, so weit sie zu diesem Erdball gehören, von dem Menschen berechnet werden könne, ist Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit.

Dadurch erhielte der Mensch den wahren Gebrauch aller Dinge, und also die höchste Glückseligkeit, deren er fähig ist.

Es ist also des Menschen wesentliches Glück und Nothdurft, die Kräfte seiner Intelligenz zu üben.

Das Vermögen hiezu ist gleich den mechanischen Dingen, und wird nur durch Gebrauch verfeinert und verstärkt; sonst schläft es todt im Menschen. Seine Kräfte sind nicht zu berechnen, da der Nachfolgende stets mit den gefundenen Zahlen des Vorhergehenden fortrechnen kann.

Dieses Intelligenzvermögen ist als eine Masse anzusehen, im ganzen Menschengeschlecht, um die Zahl ihrer Glückseligkeit zu finden.

Wer solches erweitert, hat den Vorzug der edleren Theile des menschlichen Körpers vor Händen und Füßen.

2.

Der Begriff eines lebenden Individuums scheint kein anderer zu sein, als eines abgesonderten, für sich bestehenden Dinges; dessen Eigenschaften und Kräfte alle Bezug auf solches selbst haben, und sich um dasselbe, gleich als um einen Mittelpunkt, anschließen.

Wenn die Erde ein solches Individuum in der Reihe der himmlischen Körper ist, wie nicht zu zweifeln steht, so haben alle Erscheinungen auf derselben, als Eigenschaften und Kräfte von ihr, den genauesten Bezug auf sie.

Der Mensch, als Erscheinung auf dieser Erde, und eine Eigenschaft und Kraft von ihr, hat also nur Bezug auf die Erde.

Er hat aber Bezug als eine Eigenschaft derselben, und nicht für sich, als in sofern er ein durch sie bestehendes Individuum ist.

Alle Eigenschaften des Menschen beziehen sich also auf die Erde, und man sieht, daß dieses, in Rücksicht des Ganzen, nicht als ein einzelnes, für sich bestehendes Ding sein kann, sondern als eine zu diesem Ganzen gehörige Masse, so, daß gleichsam die Erde durch das Menschengeschlecht empfindet und denkt.

In dieser Rücksicht macht also der menschliche Verstand ein Ganzes aus, das nur durch die abgesonderten Individuen, gleichsam als durch so viele Werkzeuge und Organe desselben, betrieben wird.

In der Natur, so weit nur unsere Einsicht und Erfahrung geht, herrscht vom Allerkleinsten bis zum Allergrößten ein gewisses Gesetz der Analogie, oder ähnlicher Umstände und Verhältnisse, und die Natur selbst kann nicht ohne dasselbe bestehen, weil, was aus Einem entsprungen ist, auch sich unter allen Hauptbestimmungen des Daseins ähnlich sehen muß.

Ohne dieß jetzt von vorn zu beweisen, so ist es doch klar, und tausend Beobachtungen und Erfahrungen beweisen es, daß

die Erde ein Alter haben müsse, demjenigen ähnlich, welches wir, durch die Zeit, an zunehmenden und abnehmenden Pflanzen, Thieren und jedem andern Wesen bemerken.

Die Erde macht auch, mit denen ihr zukommenden Eigenschaften und Kräften, noch mehr ein Ganzes aus, als jedes Wesen, das wir kennen; und es ist klar, daß, was den einzelnen Theilen dieses Ganzen zukommt, auch dem Ganzen selbst zukommen müsse.

Wenn also die Erde ein Ganzes ist, von dem alle Theile, als Äußerungen oder Wirkungen desselben, den eigentlichsten Bezug auf sie haben, und wenn sie selbst in dem Gesetz allgemeiner Natur geht, so lassen sich bei ihr zunehmende und abnehmende Kräfte denken, und zwischen diesen ein höchster Punkt ihrer Vollkommenheit.

Dieser Punkt muß sich eben sowohl in den einzelnen Kräften und Eigenschaften ihres Daseins bemerken lassen, als im Ganzen überhaupt, und wie das Vollendetere und Mannichfaltigere immer auf Unkosten des Unvollkommneren und Roheren besteht, so scheint auch die Kraft der Intelligenz, als die gebildetste und mannichfaltigste Kraft der Erde, erst bei Abnahme der roheren Kräfte, den höchsten Punkt ihrer Vollkommenheit zu erreichen.

Dem Menschen, für sich und für Andere, liegt am meisten daran, diesen Punkt sobald als möglich zu erreichen, weil dieser Punkt durch noch nicht sehr geschwächte Naturkräfte erhöhter, dauerhafter und fester werden kann, und weil durch Vollkommenheit der vorzüglichsten Kraft der Natur, auch nothwendig die eigene Vollkommenheit und Vorzüglichkeit des Menschen besteht.

Auf die Vorzüglichkeit dieses Ganzen sind auch die besten und geläutertsten Naturkräfte des Menschen gerichtet, und dahin wendet und bestimmt sich Alles, was sich auf Ehre, Nachruhm, Selbstverläugnung und Unsterblichkeit gründet. Diese Gefühle sind in dem Menschen auf das dunkle Gefühl der Natur

gegründet, daß er nur ein zuschießender Theil eines allgemeinen großen Ganzen sei, und die Liebe ist das höchste Gefühl der Zusammenstimmung des Einzelnen in der Natur, zur Vollkommenheit des Ganzen.

3.

Da der Mensch die Verbindung der mannichfaltigsten und reinsten Naturproportionen ist, und sich aus jeder lebend organisirten Masse wieder feinere Proportionen bereiten, die bei dem Thiere, durch die innigste Verbindung der Theile zu einem harmonischen Punkt, von da aus durch das Ganze eine gleichgestimmte Mitregung bewirken; so entsteht daraus das Selbstgefühl, das bei dem Thiere in dem Grade erhöht wird, je inniger und regsamer seine Theile verbunden sind.

Alle stärkeren Thiere leben gleichsam nur in diesem Selbstgefühle, aus dem der Selbstgenuß entspringt, und dem Menschen ist solcher, seiner feineren und mannichfaltigeren Proportionen wegen, besonders eigen.

Je mehr dieses Selbstgefühl, durch besondere Wirksamkeit der Theile, bei dem Menschen reger und lebendiger wird, desto mehr sucht es seinen Umkreis zu erweitern, und die Dinge, außer den Linien seiner Consistenz, mit in seinen Wirbel zu ziehen.

Eine ähnliche Operation geht bereits, auf eine rohere und gewaltsamere Art, bei der Befriedigung des Bedürfnisses der Nahrung, in dem thierischen Körper vor, welcher auf ähnliche Weise fremde Theile sich zu assimiliren, und sich damit zu erweitern sucht.

So sucht auch das ganze rege Selbstgefühl des thierischen Körpers die Gestalten, die ihm am nächsten verwandt, und deßhalb am ähnlichsten sind (wenn es von gleichmäßiger oder überlegener Kraft des Selbstgefühls nichts für sein eigenes Dasein

zu besorgen hat), sich zu assimiliren; welches alsdann, durch Absonderung und Nothwendigkeit physischer Kräfte, noch mehr erhöht und determinirt wird, und die thierische oder physische Liebe hervorbringt.

Gleicherweise nun sucht das lebendigere und reichere Selbstgefühl im Menschen sich die übrigen Dinge außer ihm, seiner nähern Verwandtschaft nach, die jedes einzeln mit ihm hat, zu assimiliren. Dieses zeigt sich bei dem rohen oder wilden Menschen, wie wir ihn nennen, schon in mancherlei Trieben, die aber meistens nur Beziehung auf das Bedürfniß seiner Nahrung und Erhaltung u. s. w. haben; weiterhin auch das Verlangen des Putzes und combinirterer Vergnügungen erwecken.

Da mit den abnehmendern rohen Lebenskräften ein feinerer Umtrieb innerer Lebenssäfte rege wird, und die Natur von eingedrückten Bildern der Jugend noch voll ist, so entsteht bei Menschen das Bedürfniß, die Eindrücke der gegenwärtigen Zeit mit den Eindrücken der vorigen Zeit zu vergleichen, und daraus erwächst nach und nach das Maß menschlicher Vergleichniß, oder der Klugheit und Weisheit, die wir bei allen Nationen zuerst nur bei dem Alter finden.

Hier entstehen also die ersten Keime von abstracter Vernunft; denn indem der Mensch seine vorigen Eindrücke und Begriffe mit den gegenwärtigen vergleicht, so wird daraus ein neues Drittes hervorgebracht, ein Vernunftzustand, nach welchem er den Trieben der Jugend oder der Sinnlichkeit die Weisheit des Alters oder der untheilnehmenden Vergleichung hinzusetzt, und so entsteht die moralische Bildung.

Diese, nachdem sie nach und nach von dem menschlichen Geschlechte durch Erfahrung für wahr erkannt und gebilligt wird, leitet zur Erziehung; und die Erziehung ist nichts Anderes, als die Gleichstellung des Menschen nach allen Punkten seines Verhältnisses oder seiner Möglichkeit.

Hierdurch erlangt nun die menschliche Natur einen unendlichen Reichthum; denn indem sie alle Punkte der Natur in

irgend eine Beziehung mit ihrem Dasein bringen kann, so verlangt sie auch alle sich zu assimiliren, und gleichsam aus sich und der Natur ein Ganzes zu machen.

Hier liegt der Trieb zur unendlichen Wißbegierde, zur Reihung und Anordnung aller Dinge, zum Genuß des Vermögens, das wir Verstand nennen.

Verstand ist also das weitumfassendste, höchste Vermögen des Menschen; sein durch die ganze Natur erweitertes Selbstgefühl.

Nach diesem dürfte es nicht schwer sein, zu beweisen, daß des Menschen eigentlichstes wahrstes Interesse in der möglichsten Bildung seines Verstandes, oder, wie wir es anfänglich benennt haben, in der Intelligenz, liege.

4.

Einer Betrachtung müssen wir hier vor allen Dingen begegnen. Man könnte nämlich sagen: „Wenn es wahr ist, daß das Dasein der Dinge in einem fortschreitenden Maß ihrer Verhältnisse besteht, woher kommt es denn, daß wir so viele und unstreitige Disproportionen in der Welt antreffen? Alles, wodurch ein Wesen dem andern Schaden bringt, was auch in sich selbst zerstörend erfunden wird, und was sich nicht zu seiner gehörigen Vollkommenheit ausarbeitet, ist nicht stets auf eine höhere Proportion gegründet. Der Gleichklang zeigt sich nicht überall in der Natur, und man müßte den Verstand auf die Folter spannen, wenn er das eitle Bekenntniß thun sollte, daß er Alles in derselben von Einem sich fortregenden Gleichlaut entsprungen glaubte.“ —

Ich antworte hierauf: Wenn man sich die Proportionen der Natur denkt, so darf man sich solche nicht von der Überschaubarkeit und leichten Faßlichkeit vorstellen, welche uns, zum Exempel, die Töne einer Saite, oder die Farben eines gebro-

chenen Sonnenstrahls geben. Selbst diese werden oft unserm Verstande schwer zu fassen; die Natur aber schreitet nicht fort in einfachen Prinzipien, die, als solche, unserm Verstande faßlich wären. Wir haben nur Ein Gefühl, das nach Verhältniß mechanischer Bestimmungen, zu welchen es die Nothwendigkeit der Eindrücke zwang, bald hört, bald sieht, riecht, schmeckt u. s. w. Alle diese Gefühle, oder Sinne, wie wir sie nennen, lassen sich wieder verschieden zusammenschmelzen, außer dem, daß jedes einzeln für sich schon hundert- und tausendfältiger Verschiedenheiten empfänglich ist. Daraus entsteht die unendliche Mannichfaltigkeit für die lebende Natur des Menschen. Aus dieser sinnlichen Mannichfaltigkeit fängt der innere Sinn des Menschen wieder an zu schöpfen, und macht neue, feinere Vermischungen, Verbindungen und Vergleichungen, so, daß deren Zahl und Möglichkeit nicht zu übersehen ist.

Auf gleiche Weise wie die Natur durch das Organ des einzelnen Menschen wirkt, so wirkt sie auch im Ganzen. Sie verbindet und vermischt unendlich, und erreicht dadurch Absichten (oder, wenn wir es nach unserer Sprache benennen wollen, Vergleichungen), die kein menschlicher Verstand übersehen kann. Diese scheinen eigentlich den Grund und Bau der Welt, so wie sie wirklich ist, festzusetzen. Wir wollen annehmen: der Ton ist eine Erschütterung der Luft, welche durch die zitternde Bewegung einer Saite hervorgebracht wird. Nun hat eigentlich die zitternde Bewegung der Saite mit der Luft nichts zu thun; wenn sie aber diesen Widerstand nicht hätte, so würde sie keinen Ton hervorbringen. Gleicherweise, wenn die Luft nicht den Widerstand meines Ohrs hätte, so würde die Bewegung der Saite keine Wirkung auf meine Seele machen. So sind, durch widerstrebend scheinende Dinge, die Wirkungen der Wirklichkeit hervorgebracht.

Laßt uns annehmen, daß aus der Decomposition des ersten Äthers die übrigen Elemente sich nach und nach zerlegt und decomponirt hätten: daß Licht und Wasser sich nach und

nach zertheilt und abgesondert hätten, so ist gewiß die Erde, als Hinderniß der Empfänglichkeit für die Strahlen, in dem Wasser niedergesunken. Dieses, als das entgegengesetzteste jener beiden Elemente, formirt jetzt gleichsam den Grundton der übrigen, und Licht, Luft und Wasser scheinen kein Spiel zu haben, als für sie; durch deren Reiz und Modification sie nun die wunderbaren Gestalten hervorbringt.

So wirkt ein Dasein auf das andere, um durch dasselbe wieder neue Ursachen hervorzubringen.

Was deßhalb Dissonanz bei dieser ewigen und unendlichen Composition des Ganzen sein möchte, ist schwer für uns einzusehen; und wenn auch vor unserm Ohr Mißtöne genug klingen, so wissen wir nicht, in welche Harmonie das eingreift, um dort einen vollkommnern Ton hervorzubringen. Für uns aber entsteht daraus das Gefühl des Endlichen, Beschränkten und zum Theil Unvollkommenen, weil wir die großen fortdauernden Vergleichungen der Natur nicht übersehen können. Unser ganzes Dasein, nämlich das Dasein der menschlichen Natur, ja der Erde selbst, ist wahrscheinlich nur ein geringer Vergleichungspunkt, der in größere Harmonieen des Alls eingreift.

Von diesem Satze müssen wir ausgehen, und er kann uns zu unendlichen Wahrheiten und Aufschlüssen führen, um selbst vielleicht in dem System unserer Erde nicht Alles ganz vollkommen zu verlangen. Die einzelnen Erscheinungen darauf sind Producte der Möglichkeit dieses Systems; und hier ordnet und producirt die Natur nach dem Maß ihrer Kräfte, so, daß eine erhöhtere, vervielfachtere Kraft auch erhöhtere, vervielfachtere Kräfte bewirkt.

So sind die vielfacheren Kräfte der Elemente nur für Eins zu nehmen, und bewirken Consistenz, Bewegung, Stoßen, Luft, Schwere, Kälte, Wärme und dergleichen. Aus der Vereinigung und Bearbeitung dieser Elemente entsteht die Erde, mit ihren Kräften und ihren Bewohnern, die sich auch nur

nach dem Maß erhöhterer und vereinigterer Kräfte unterscheiden, und so Mineralien, Pflanzen, Thiere, und zuletzt den Menschen hervorbringen. Der Mensch ist also, als Product dieser Erde, nichts, als die erhöhteste und vervielfachteste Kraft derselben, und hat also, nicht als Individuum, sondern seinem ganzen Geschlecht nach, ein Maß zu derselben.

5.

Was wir oben von dem Verstande, als einem durch die ganze Natur sich zu erweitern suchenden Selbstgefühl, sagten, gehört eigentlich dem Verstande überhaupt zu; denn, obgleich dieß Verlangen in jedem einzelnen verständigen Wesen für sich existirt, so kann es, seiner Möglichkeit und seinem Umfange nach, nur in dem ganzen Geschlechte überhaupt zu einiger Erfüllung gebracht werden. Dieses beweist, daß sie selbst zusammengehören; denn, wenn in dem Einzelnen ein naturgegründetes Verlangen liegt, das nur Viele erfüllen können, so zeigt es unwidersprechlich, daß die vielen Tendenzen eigentlich nur Eine Kraft bestimmen. Auch ist das Leben des einzelnen Menschen ohnehin zu dieser Kraft zu kurz abgemessen; und da wir oben gezeigt haben, daß der Vernunftzustand des Menschen erst durch Erfahrung, d. h. durch Vergleichung der gegenwärtigen und der vorigen Zeit sich bildet, so ist dieß bei dem ganzen Geschlechte desto mehr wahr, je mehr Zeit und Erfahrung erfordert wird, die Geheimnisse der Natur zu durchdringen, und auf diese Art das Selbstgefühl zu erweitern.

So wahr also der Satz ist, daß der Verstand ein solches erweitertes Selbstgefühl sei, so wahr ist auch der Satz, daß alle Menschen dazu Tendenz haben, und so wahr ist der Satz, daß sich alle hiezu nur als eine einzige Kraft ansehen können, und auch wirklich, dem Triebe ihrer Natur nach, ahnen und ansehen.

Schon von Kindheit auf, zuweilen etwas später, gewiß aber, wenn sich die sinnlichen Triebe etwas geschwächt und abgestoßen haben, fühlt der nicht ganz wilderwachsene oder zu thierischer Nothdurft blos allein getriebene Mensch Triebe und Begriffe nach Schicklichkeit, Verhältniß und Ordnung, die, minder oder mehr, außer dem bestimmten Kreise seiner Lebensweise und seines Daseins liegen.

Kein Mensch, darf ich wohl sagen, ist so roh erzeugt, daß sich nicht dergleichen Gefühle an ihm wahrnehmen ließen, die keinen Bezug auf irgend ein persönliches Interesse haben.

Bei gebildeteren Menschen steigen diese Gefühle unendlich. Sie helfen die feineren Fäden der Societät befestigen, und binden den einsamen oder den unumschränkten Menschen mit unzerreißlichen Banden. Wenn die Ordnung und der sittliche Genuß des Lebens, und die damit verbundene Glückseligkeit, auf irgend eine widerrechtliche Weise vermindert oder gar zerstört wird, wenn der Mensch unter physischen Übeln leidet, so hält er sich an diese Gefühle, als eine allgemeine Beruhigung; er hat Ahnung von einem gewissen All, von dem er ein Theil sein müsse, und ein dunkles Gefühl, daß sein Zustand irgend zur Vollkommenheit eines größern Ganzen beitrage. Dieß Gefühl findet sich, mehr oder weniger, in allen Menschen, und zeigt sich nur etwas entwickelter in den Gebildetern. Da sie sich aber solches nicht zurecht zu legen wußten, und, als Kinder, den Blick für das Allgemeine noch nicht geschärft hatten, so — haben sie die allgemeine Naturkraft, unter welcher sie sich befinden, mit einem Verstande nach ihrer Art begabt, und solchen einem abgesonderten Wesen beigelegt. Hierdurch machten sie sich die Vorstellung von einem Ganzen, dessen Wirkung sie wohl fühlten, dessen Ursache und Consequenz sie aber nicht errathen konnten, gewissermaßen anschaulicher. Dieß zeigt von der Kindheit des menschlichen Geschlechtes, und so hat auch das einzelne Kind Gefühle und Ahnungen, die es nicht weiß, wo es sie hinbringen soll, bis sich ein bestimmterer Naturtrieb zeigt;

es ahnet, bei unbekannten Wirkungen, überall Gestalten, die ihm oder den Personen gleich sind, welche es sieht, und von welchen es die Wirkungen, nach dieser oder jener Weise, kennt.

Überhaupt aber liegt bei dem rohern Menschen, welcher dem Thierischen am nächsten grenzt, nach dem Verhältniß seiner thierischen Kräfte und deren Wirksamkeit, ein starkes, aber sehr enge beschränktes Selbstgefühl, oder das Gefühl für seine Personalität. Dieses erstreckt sich zuerst auf seine körperlichen Eigenschaften und die ihnen anhängenden Triebe und Gefühle, dann auf sein Dasein überhaupt, und auf Alles, was ihn in dem Umkreise, wie er sich fühlt, erhalten kann. Er bemerkt dabei die Änderungen, die in seiner eigenen physischen Natur vorgehen, nicht, und glaubt sich immer derselbe, ob er gleich nur eine Zusammensetzung von Theilen ist, die sich, nach einem gewissen Systeme des Baues, und der daraus entstehenden wechselseitigen Berührung und Hülfe, zu Einem physischen Endzwecke und Wirkung erhalten; aber selbst nicht nur sich unter sich in jedem Augenblicke verändern, sondern auch bei der geringsten Verletzung oder Hinwegnehmung gewisser Haupttheile sogleich ein ganz andres System formiren. Er bemerkt also nicht, daß er selbst nur ein Theil, eine Speiche, Rad oder Triebfeder einer größern Maschine ist. Er glaubt für sich allein existiren zu können, und zählt auf diese Existenz, als auf etwas für sich Bestehendes, Bleibendes. Kein Grund ist hiezu, als in diesem rohen Selbstgefühl, das nur durch gesellschaftliche Verbindungen und selbstgemachte Vorstellungen verfeinert wird. Weder weiß sich der Mensch ein Ich seiner Entstehung zu denken, noch seiner Fortdauer, oder der Zukunft. Das angestrengteste Gefühl seiner Personalität ist absolut nicht darnach eingerichtet, einen viel größern Umlauf von Jahren zu umfassen, als das gegenwärtige Menschenalter ermißt, noch nach andern Zuständen sich einzurichten, als die sind, an denen wir auf der Erde Theil nehmen. Was die ganze Masse des menschlichen Daseins künftig vielleicht erreichen könne, und wozu sie schon

auf der Erde zweckt, ist ein Gegenstand, worüber wir uns das nächste Mal unterhalten wollen.

6.

Wenn ein Mensch auf Erden wäre, erzeugt von rohen Eltern und untheilhaftig aller gesellschaftlichen Vorzüge, nur den thierischen Bedürfnissen überlassen und so lange gepflegt, als es solche erheischen, übrigens aber weder zur Sprache, noch zu irgend einer Fähigkeit und Kenntniß gebildet und erzogen; so würden wir die Natur eines Solchen wenig beneidenswürdig, im Gegentheil gar so unglücklich, selbst verabscheuungswürdig finden, daß wir, statt mit seinem Schicksale zu tauschen, lieber die Existenz eines jeden Thieres erwählen, und solche der Natur dieses Menschen vorziehen würden. Jedes Geschöpf gehört zu einer Gattung, und was außer dem Antheile dieser Gattung lebt, ist geringer, als irgend eines von einer weit niedrigern Gattung. Der Mensch aber vor allen lebt und wohnt gleichsam in den Vorzügen seiner Gattung, und seine eigensten Vorzüge sind nur auf die Vorzüge derselben gegründet.

Es lebt und besteht demnach jedes Geschöpf, jedes Thier und am meisten der Mensch, zugleich in mehrern Existenzen seiner Art, von welchen das Thier nur auf den gleichzeitigen Genuß beschränkt ist, der Mensch aber die Vortheile seiner Existenz durch weite Folgen herholen und verbreiten kann.

Auf diese Art vereinigt und genießt nun der einzelne Mensch einen großen und fast unübersehlichen Theil seines Geschlechtes in sich, und kein Mensch darf sagen, daß er nur durch sich und für sich allein bestehe, weil, wenn ihm die Vortheile seines Geschlechtes entnommen würden, er ein elendes Leben führen würde, nicht würdig, eines Menschen Leben zu heißen.

Aus diesem folgt, daß eigentliche Personalität auf den Zustand keines Geschöpfes passen wolle, am wenigsten aber auf den Menschen, dessen Zustand mit dem Zustande des ganzen Geschlechtes am meisten verwebt ist.

Was wir also Personalität nennen, könnte man folgendergestalt bestimmen: daß es die Art und Weise sei, wie die Masse des ganzen Geschlechtes sich in einzelnen Theilen seiner Erscheinung äußert, solchergestalt, daß jeder dieser Theile ein besonderes für sich bestehendes Wesen zu sein glaubt, und nach dieser Weise wirkt und handelt.

Dieses scheint Personalität überhaupt zu sein. Der physisch-organische Theil des Menschen ist das Product einer erhöhtern Naturmasse, das aber beinahe keinen Werth für ihn hat, wenn es nicht durch mancherlei Einwirkung fremder, nicht zu seiner Individualität gehöriger Theile zubereitet und gebildet wird. Diesen Einwirkungen gebührt also am meisten, was von dem Menschen Mensch ist; durch dieselben wird jedes Einzelne und das ganze Geschlecht zusammengeschlossen und festgehalten, und sie gleichen sich untereinander wie Kloben und Sparren eines Hauses, welche zur Befestigung der Tragbalken dienen, die wieder auf den Grundsteinen ruhen, um ein höheres Dach zu stützen, alle zusammen zwar ein vortreffliches Gebäude machen können, jedes einzeln für sich aber unnütz und zu keinem Gebrauche sein würde. Dieß ist der Zustand des Menschen, selbst ohne Rücksicht weiterer bürgerlicher Ordnung, nur im Betracht des Gebrauchs seiner angeborenen intellectuellen Fähigkeiten und Kräfte.

Wenn der Mensch nicht der Erfahrung Anderer durch Erziehung theilhaftig würde, wenn er nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit Anderer seine Fähigkeiten erweitern, durch ihre Kenntniß, Beobachtungen, Wissenschaften, seine Natur bereichern könnte, so würde seine Existenz für ihn selbst keinen Werth haben, er hörte auf, das zu sein, was er wirklich ist, denn die intellectuelle Kraft und Existenz ist es eigentlich, was den Menschen zum Menschen be-

stimmt. Wenn dieses Wahrheit, und das intellectuelle Vermögen das eigentliche menschliche ist, so ist das, was ich davon besitze, etwas für meine Existenz wirklich Nothwendiges und Wesentliches, und das, was mir von Anderen davon zugekommen ist, eine wirklich wesentliche Eigenschaft derselben; ich vereinige und besitze den besten wesentlichsten Theil ihrer Existenz in mir. Zu welchem innigen Gefühl der Dankbarkeit uns diese Betrachtung gegen alle würdigen und weisen Stifter der Vorwelt und der Zeit, in welcher wir leben, verbinde, ist klar. Ohne sie würde nicht die Hälfte des Daseins für uns sein. Wie viel ärmer, roher und ungenießbarer ist das Leben eines Kaffern oder Hottentotten gegen das von einem kunstfähigen, kenntnißvollen Europäer? Deßhalb drängt sich auch meist immer das Leben fähiger und vielfassender Menschen in großen Städten zusammen, um gleichsam mehrere Existenzen zu vereinen und in sich zu ziehen. Die wesentlichsten Eigenschaften der Menschen lassen sich also concentriren, und wir können nicht mit Wahrheit sagen, daß der Mensch eigentlich todt oder nicht mehr sei, welcher wesentliche Eigenschaften seiner Existenz oder Intelligenz verbreitet oder hinter sich gelassen hat. Er lebt in der That, in seinem wahrsten besten Theil, nach weggeworfener unbrauchbarer Hülse, in stets erneuerter Umhüllung von Anderen fort. Das Leben verändert sich nur scheinbar. Der reichste Genuß desselben ward ihm durch Kenntnisse zu Theil, wozu er die Möglichkeit größtentheils von Anderen ererbt hatte. Er gibt sie weiter; sein Dasein mag nun ferner in Anderen blühen. Ist sein thierischer Theil in Andere übergegangen, so mag er auf diese Art in diesen fortleben. Hat sich aber seine höhere Bildung auf andere Weise fortgepflanzt, so wird sie ausgebreiteter und allgemeiner fortdauern, und das Ende dieser Fortwirkung seines wesentlichern Seins läßt sich nicht übersehen.

Ihr seid also nicht todt, ihr frühern Bewohner dieser Erde! Ihr existirt, nach Verhältnissen, nur etwas besser in uns! Euer

Fleiß, Eure Geschicklichkeit, Eure Erfahrung und Kunst, ist nun unser besseres Dasein, unser wesentlicherer Genuß. Wir bauen die Erde mit Eurem Pflug, wir essen die von Euch gefundenen Früchte, wir kleiden uns in Eure Wolle, Linnen oder Seide. Ihr habt uns Hütten und Häuser gegeben, unter deren Schutz wir sicher und annehmlich wohnen; Ihr habt durch tiefausgesonnene Verhältnisse unaussprechlichen Reiz und Nahrung unserm Geiste bereitet! Die Werke Eurer Kunst haben des Menschen Gestalt zu einem göttlichen Sinnbild gemacht, so wie Euer Witz, Eure Weisheit ihm höhere Fähigkeiten erweckten! Diese genießt Ihr in uns, und wir nun in Euch!

Was wäre das für ein Leben, wie unwürdig eines menschlichen Genusses, wenn Ihr uns nicht den Gebrauch der Dinge gelehrt hättet, uns nicht auf die Spuren der Weisheit und wahren Erkenntniß geführt!

Dein Geist, göttlicher Homeros, hauchet noch uns an. Du bist's, Dein wirkliches Dasein ists, das erhöhtere Natur und Geist in fernern und fernern Geschlechtern bewirkt. Erhabener Plato, was wir durch Deine tiefe Kenntniß, durch Deinen Geschmack, durch Deinen hohen Geist erhalten haben, ist persönlich Dein! Wie die Sonne auf die Blume wirkt durch eigne persönliche Kraft, obgleich in unmeßbarer Weite von uns entfernt, so wirkt Deine eigne persönliche Kraft noch nach Jahrhunderten auf jede zur Vollkommenheit reifende Seele. Deine glühende Wahrheitsliebe, edler römischer Jüngling, wirkt auf mich, so wie der Geist Deines großen Epikurs auf Dich wirkte, und entzündet mir einen Funken, einen Ausfluß von Dir, den ich weiter und gereinigter fortzugeben wünschte!

So bildet die menschliche Natur sich immer weiter in Mehrern und Mehrern fort. Unter mancherlei Gestalten, unter mancherlei Verhältnissen, der Forthauch desselben Dinges. Tausendfache Verwickelungen zu Einem Dasein! Millionen Kräfte und Bildungen, eine feinere Kraft und Bildung hervorzubringen! Immer ein erhöhteres feineres Streben, das sich selbst

mit Nichtachtung jedes sinnlichen Genusses, der Gesundheit und des Lebens, erhält!

7.

Daß demnach das gesammte Menschengeschlecht zu Einer Masse gehöre, welche aus den concentrirtesten Kräften dieser Erde, und gleichsam durch Virtuosität derselben entstanden; daß solches als so viele Knospen und Blüthen Eines Stammes anzusehen sei, von dem sie ähnliche Nahrung ziehen, zu der, nach Umständen, möglichsten Reife und Vollkommenheit ihrer Frucht; daß aber des Menschen eigentliche wahre Wesenheit in der Bildung bestehe, welches die Eigenschaft seiner Gattung ist, und ohne welche seine Existenz keinen Werth, selbst nicht einmal in Vergleichung mit den Thieren hat; daß diese Bildung von der Beschaffenheit sei, daß sich die Eigenschaften von Mehrern in Einem verbinden lassen, und solchem einen Grad von Existenz mittheilen, welcher der Existenz Mehrerer gleichkommt und solche einzeln übertrifft; daß demnach die Eigenschaften des Menschengeschlechts, weil sie im Einzelnen wachsen und zunehmen können, auch in dem Ganzen wachsen und zunehmen, und das Ganze derselben Eigenschaften und Vorzüge, wie das Einzelne, genieße; daß daraus ein Begriff von einem vollkommensten Zustande des Menschengeschlechts überhaupt resultire, so wie eine Zeit des vollkommensten Zustandes bei dem einzelnen Menschen vorhanden ist; daß solcher erst mit Abnahme der rohern sinnlichen Kräfte eintrete, weil des Menschen Virtuosität und concentrirteste Kraft in der Intelligenz besteht; daß, da des Menschen eigentliche Individualität in seiner wesentlichen Form besteht, diese wesentliche Form aber in dem Grade seiner Intelligenz liegt (ohne welche der Mensch nicht mehr Mensch bleibt), der Grad seiner Intelligenz aber fortdauernd werden kann, auch hierin Wahrscheinlichkeit für das ganze Geschlecht liege, daß der Grad ihrer Intelligenz oder ihre

wesentlichste Bildung fortdauern könne, und das desto sicherer, je kräftiger und inniger sie den Punkt ihrer Vollkommenheit erreichen; — das sind Sätze, deren Wahrscheinlichkeit sich durch jede Beobachtung der Natur der Dinge unterstützen läßt, deren Analogie sich beinahe in allen Erscheinungen zeigt, und ohne deren Wahrheit keine bestimmte Tendenz und Ordnung menschlicher Kräfte und Eigenschaften anzugeben ist. Ein Chaos unbestimmter Neigungen, zwecklos aufstrebender Kräfte ist sonst die Seele des Menschen; da aber, was da ist und entsteht, eine innere Nothwendigkeit seines Daseins und Entstehens hat, so ist die Natur sich selbst ein ewiger gewisser Zweck.

Wir mögen den Menschen, unter welchen Eigenschaften wir nur wollen, betrachten, so finden wir, daß er, selbst dem körperlichen Baue nach, die vollkommenste Organisation der Erde sei, zu mancherlei Eigenschaften ausgerüstet, die nicht blos auf ein sinnliches Dasein Beziehung haben können. Als Herr der Welt steht er, mit emporgerichteter Gestalt und vor sich geneigtem Haupte, gleich als wenn er das Wesen und die Natur aller Dinge in sich aufnehmen, und solche seinem eigenen Wesen zuführen wollte. Und dieß thut er auch. Selbst die Verschiedenheit der körperlichen Arten und Abarten unter den Menschen zeigen von einer Richtung nach allgemeiner Vollkommenheit. Der Büffel aus den kanadischen Wäldern kann sich nicht mit unserm Stiere besprechen, noch mit ihm die Linien einer mannichfaltigern und höhern Vergleichung ziehen. Kein allgemeineres umfassenderes Gesetz der Ordnung läßt sich unter ihnen bestimmen. Aber der Mensch kann es, und kann durch die entferntesten Gestalten einen neuen Gesichtspunkt der Wahrheit abgewinnen, und solche damit bereichern.

Der Verstand selbst aber braucht mehrere Existenzen, mehrere Punkte seiner Berührung, aus welchen er sich bilden könne. Er kann nicht vollkommen sein, als wenn er sie beinahe alle berührt hat. Abweichungen aller Art, im Guten und Bösen, sind ihm gleichnöthig, die ächte Mittellinie seines Erkenntnisses

zu ziehen. Dazu ist nun die Existenz des Menschen auf der Erde an und für sich die mannichfaltigste, und wird noch durch unzählige Einflüsse von Folgen und Abwechselungen immer auf andere Art gebildet und modificirt. Unter Erfahrung selbst versteht sich nichts Anderes, als die Gegenwart in vielerlei Existenzen, und die Summe der Erfahrungen ist Verstand.

Eben sowohl zeigt sich auch die Richtung der menschlichen Natur nach Vollkommenheit, in besondern Eigenschaften derselben. Wir wollen nicht wiederholen, was wir bereits gesagt haben, daß nämlich kein Mensch, als Mensch, für sich allein leben noch bestehen könne. Auch das Allgemeine zeigt sich in allen seinen Neigungen, in allen seinen Leidenschaften, die stets auf eine unzählbare Größe hinauslaufen, und zu deren Grund nicht immer das bloße Selbstgefühl, noch der Genuß des individuellen Daseins kann angegeben werden.

Der Mensch ist selten in einem Punkte seines Daseins ganz zufrieden. Immer ist die Wage im Schnellen oder im Abfließen, und wenn er ein Meer seines Daseins ausgefüllt hat, so wünscht er die Ufer weiter zu stoßen, und kann seinem Verlangen keine Grenze setzen.

Wie treibt sich der Geist des seelenvollen Jünglings umher! In welche Tiefen sucht er einzudringen, welche Höhen sucht er zu ermessen! Er irrt, und wandert, und irrt wieder, nichts thut ihm genug; er sucht eine Vollkommenheit zu erreichen, die sich ihm zwar zeigen, aber die er selbst nie erlangen wird.

So thut auch noch der Mann. Er scheint zwar besänftigter; aber ein Etwas, das er nicht kennt, wonach er aber doch strebt, verfolgt ihn überall. Er glaubt es in der Ehre zu finden; aber Ehre ist nur der Trieb dieses unendlichen Gefühles, in allen gegenwärtig zu sein, mit sinnlichen Zeichen, zu Befriedigung dieses Selbstgefühles, vermischt und umkleidet. Hier wird sehr oft die Maske für die Person genommen, und Körper für das Dasein. Es verhält sich aber nicht so in dem Innern, ausgenommen bei sehr rohen Naturen. Kein Schimmer

irdischen Glanzes kann das Wesen der Seele aufklären, noch den Himmel um sie genugsam erheitern.

So ist auch der Geiz. Der Reichthum bringt dieselbe Täuschung. Er wünscht ewig das wesentliche Gut zu besitzen, wonach er strebt, und meint es im Golde zu finden. Der Geizige kann nie geizig genug sein. Es ist ein Unendliches, was er auszufüllen sucht, und das Verlangen wird nur marternder, je mehr er durch Anhäufung seiner Schätze fühlt, wie wenig er noch vollbracht habe. Niemand findet sich selbst ärmer, als der geizige Reiche.

Nur in der Richtung ihres wahren Wesens, nach einem vollkommnern Ganzen, täuschen sie sich alle. Der Trieb ist unwiderstehlich. Die zarten Fasern des Daseins strecken sich nach einem weitern Umfange; sie streben irgendwo anzuhangen, irgendwo feiner und fester sich anzuwinden, und kriechen und krümmen sich endlich, aus fehlerhafter Vorstellung, aus Mangel an Kraft, Kenntniß oder Begriff, armseliger Weise in sich selbst zurück.

8.

Des Menschen wahres Selbstgefühl ist kein andres, als das die Natur, als Grund und ewige Ursache aller Dinge, aller Ordnung und Vollkommenheit, durch ihn, als durch sich selbst, von sich hat.

Zu allgemeinern gröbern Verhältnissen trennte und verband sich die Natur der Dinge. Die nothwendige, lebensschwangere Bewegung sonderte feiner und feiner ab; es entstanden neue Ordnungen der Dinge, und je mehr sie sich theilten und sonderten, desto lebhafter und inniger verbanden sich, durch Ähnlichkeit der Theile, die abgesonderten Dinge. Es bildeten sich die verschiedenen Elemente; sie theilten und sammelten sich zu abgesonderten Reichen, und durch einige Festigkeit entstand

und verband sich zuerst das Mineralreich. Die Wasser tobten über ihm hinweg und suchten seine Festigkeit aufzulösen, aber sie vermochten nichts, als die lockeren Theile abzuschwemmen, und legten ihre Beute in verschiedenen Erden nieder. Dieses bildete die Grunderden, die selten ganz getrennt gefunden werden. Es schwemmten sich an den Fuß der ungeheuern Felskrystallen diese lockern Auflösungen an, und vereinigten sich bald fester, durch Auflösung und Durchnässung der feinern Steinmaterie, welche bereits die obersten Rinden verließ, die äußersten Theile der Verwitterung aussetzte, und sich immer tiefer nach dem Grund hin senkte. Es entstanden festere Berglagen und mürbe Erden. Die Sonne bewirkte ihr Theil, sie vollends aufzulösen, und die Wasser schwemmten diese aufs Neue zusammen. Es entstanden neue Erdlagen, neue Schichten und Gesteine. Licht und Sonne, mit ihren unter sich erzeugten Säuren, hatten indeß allmächtig auf sie gewirkt. Die jungfräulichern Erden verbanden sich mit den Säuren, und erzeugten Salze, die bald durch Auflösung, durch Condensirung, durch Zwischenkunft anderer Theile oder Einwirkung heißerer Sonnenstrahlen, gelinder oder heftiger wurden, und in mancherlei Gestalten sich wieder producirten. Hieraus entstand ein wirksamer Geist für das Allgemeine. Die Wasser bewegten, die Erden nährten und hielten fest, die Sonne reizte, die Luft, mit ihren Säuren und Salzen, gährte und regte zu neuer Entstehung. So ward das Pflanzenreich. Ihm folgte das Thierreich, durch vermehrtere und gereinigtere Kräfte; und zuletzt der Mensch, der Inhalt aller Lebenskraft, das proportionirteste und richtigste Maaß der Dinge, um die Dinge von ihm, und mit ihm, durch sich selbst wieder zu wägen und abzumessen.

Hier hat die Natur wahrscheinlich ihren höchsten Punkt organischer Vollkommenheit auf dieser Erde erreicht; hier fängt sie an, sich selbst erst zu würdigen und zu schätzen. Dazu ist die Grundlage in jedem Gefühle des Menschen. Daher ist seine Würde, die gebührende Vortrefflichkeit seiner Natur. Es

ist nicht ein erborgtes Gefühl, worauf er solche baut; es ist die Natur der Dinge selbst, die sich das durch ihn sagt.

Je mehr Ordnung, Richtmaaß und Bestimmung der Mensch in sich selbst bringt, desto mehr kann er nach sich ordnen und bestimmen. Er selbst fühlt sich der Ordnung der Dinge gemäß, auf der Stelle, die ihm die Natur angewiesen, und nichts kann das Gefühl davon in ihm vertilgen. Darauf gründen sich alle Begriffe von Tugend. Es zeigt sich, daß diese eine nothwendige Naturäußerung sei, so wahr und innig mit dem Wesen des Menschen verbunden, daß solcher die Gesetze und Ordnung der Natur verläßt, wenn er sich selbst nicht zum höchsten Richtmaaß der Dinge ordnet und bestimmt. Es ist ein Punkt der Selbsterkenntniß, des Selbstdurchschauens, den sich die Natur im Menschen geordnet hat, sich selbst und ihre eigenen Eigenschaften durch ihn zu erkennen und zu prüfen, und welche Menschennatur diesen verfehlt, die verfehlt zugleich damit alle ihre Würde, und das sie begleitende Selbstvertrauen.

Es ist eben so natürlich, daß der höchste Punkt dieses Gefühles nur in Wenigen existire; nur wenige Theile erregen in uns die Empfindungen des lebhaftesten Gefühles, ob es gleich nothwendig ist, daß der ganze Leib wohlgebaut und fühlbar sei.

Nur auf diese Weise ist Glück für den Menschen möglich. Wo Erkenntniß fehlt, ist kein Glück für ihn zu erwarten. Zusammenstimmung und Verbundenheit der Theile macht ein menschliches, d. h. ein wachsendes Glück.

Den Zustand der Ordnung und des Glücks, durch welchen jeder Einzelne von uns, und Alle zusammen, der Vorzüge und Fähigkeit des Glückes, das wir genießen, theilhaftig geworden sind, diesen Zustand sind wir auch verbunden zu erhalten, weiter zu liefern, und wo möglich zu vervollkommnen. Das Gefühl hiervon liegt tief in dem Menschen; ein großes Gefühl des allgemeinen Daseins einer allgemeinen Vollkommenheit, welches bei großen Seelen das Gefühl von eigener Individualität

aufhebt, und sich durch Verachtung des Todes und aller Leiden beweiset. Dieß bewirkt ächte Vaterlandsliebe, Selbstverläugnung, jede edle, jede großmüthige That. Wir leben Einem Ganzen; wo es sei, muß sich die Frucht unserer Handlung zeigen: sie kann nicht verloren sein. Hierauf gründen sich alle unsere Pflichten, nämlich auf den gefühlten innern Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zu einer wesentlichern Vollkommenheit. Nichts kann in der Natur ohne Verbindung und Beziehung gedacht werden. Auch der Grund des einzelnen Interesses ist hiebei nicht versäumt. Die Ordnung der Dinge, zu welcher ich geboren bin, hat mich mit dem reichsten Gefühle meines Daseins belebt; diese Gefühle sind das Beste, was Ich habe, und lehren mich, mich selbst zu würdigen und zu schätzen. Es muß ein Ganzes sein, dem ich angehöre. Ohne dasselbe hätten sich diese Gefühle nicht in meiner Brust erweitert. Die Welle, die mich getrieben hat, treibt sich auch durch mich fort. Sie steigt irgend wieder empor, sei es in welcher Gestalt es wolle. Kann ich durch mein Dasein, durch meine Gesinnung ihren Trieb erhöhen, so stärkt sich das Allgemeine, und ich mich mit ihm. Auch das Recht der Wiedervergeltung, der Dankbarkeit, lehrt mich das. Große Menschen, was wäre ich ohne Eure Gesinnungen, ohne Euer Beispiel geworden! Ihr drücktet auf meine Seele die herrliche Bildung Eures Daseins! Durch Euch ist mir das Leben schön und werth geworden! Mich würde seine Blume anstinken, wenn ich sie unedel erhalten sollte. Euer Geist lebt in mir; er soll durch mich in Mehrern leben. Denkt sich die Natur, und hat sie sich durch uns gedacht, so hat sie nichts Gemeines gedacht. — So genießt sich selbst der bessere Mensch, und so wird sein Selbstgenuß allgemeines Glück und Vollkommenheit.

9.

Es ist nicht zu läugnen, wenn wir die Schicksale der Welt und besonders das Dasein des Menschen auf derselben, zuweilen mit einem etwas enger zusammengezogenen Blicke betrachten, daß man in Zweifel gerathen könne: ob irgend eine bestimmte Neigung zur Vollkommenheit in der Natur des Menschen liege, als nur in so weit sie seinen gegenwärtigen sinnlichen Zustand, nach Umständen, bequemer oder vortheilhafter für ihn macht. Vernunft und alle die sich darauf beziehenden Eigenschaften scheinen nur ein Hülfsmittel zu sein, diesem feinorganisirten Geschöpf seinen Zustand erträglicher und genießbarer zu machen; und die Strebungen, welche diese Eigenschaften im Einzelnen zu einem höhern Fluge nehmen, scheinen bloßer Zufall, ohne welchen der Grund dieser Eigenschaften selbst nicht bestehen könnte.

Wenn man überdenkt, wie lange diese Erde aller Wahrscheinlichkeit nach bereits existirt; wie alt das Dasein der Menschen auf derselben ist; wie viele Reiche und Länder bereits zerstört und vernichtet sind, von welchen auch der Funke der Erinnerung nicht mehr glimmt; wie große Reiche bevölkert und blühend, in ihrer Art, forteristiren, an denen auch in Jahrhunderten kein Schritt zur wahren innern Vollkommenheit wahrzunehmen ist; wenn man bedenkt, wie große Gesetzgeber und Regenten über dieselben geherrscht haben, ohne ein Zeichen der Erkenntniß einer allgemeinen Vollkommenheit gegeben zu haben, blos, wenn ich so sagen darf, für Macht und sinnliche Vollkommenheiten der Staaten, über die sie walteten, besorgt; wenn man sieht, wie gering das Fortrücken wahrer Erkenntnisse sei; daß in den Regierungsformen fast aller Staaten selbst die eigne Unmöglichkeit liege, solche bis zu einem gewissen Punkt der Wahrheit heranrücken zu lassen, so, daß man sich mit unsern Verfassungen keinen eigentlichen Zustand wahrer Aufklärung zusammendenken kann — so sagt man endlich der Wahrheit

gute Nacht! Man zählt sie unter die andern Träume und Phantasien des Lebens, die gemacht sind, den Abend irgend eines feingebildeten Gehirnes aufzuhellen. Alles entsteht, nimmt einen gewissen Grad zufälliger Vollkommenheit an, und geht wieder in ein leeres Nichts zurück, aus welchem, nach der Möglichkeit vorhandener Kräfte, andere Wesen ähnlicher Art entstehen, mit den vorigen in keiner Beziehung, als soviel der ungefähre Zufall etwa davon an die Hand gibt. Überhaupt aber zeigt es sich, daß nichts Allgemeines in der Natur sei.

Es ist schwer, wie gesagt, diesen Zweifeln immer zu widerstehen. Sie sind so menschlich, und lassen sich so anschaulich machen, daß der allerdings ein etwas zu gespanntes Hirn zu haben scheint, der eine allgemeinere Wahrheit sucht. So löcherícht und unbestimmt scheint das Gewebe, woran wir diese allgemeinen Wahrheiten anknüpfen (wenn wir nämlich der Phantasie dabei nicht einigen Vorschub lassen), daß solches sich schwerlich durch alle Folge der Zeiten zu einem dauerhaften Faden möchte ausspinnen lassen.

So scheint es, sage ich; und wenn es nun auch so wäre, so wäre es eben so! Wir wollen keine vornehmen Lügen erdichten, um dem Dasein der Dinge mehr Consequenz, weisere Einrichtung und Absichten anzuträumen. Was nicht in der Natur der Dinge liegt, ist mit aller hochgesponnenen Weisheit nicht hineinzubringen; und was in derselben liegt, muß, nach natürlichen Gesetzen, dem menschlichen Verstande deutlich und faßlich werden können.

Wäre der Wahn von einem Gotte dem menschlichen Geschlechte nicht so bequem, welches, sobald es zu denken und zu vergleichen anfängt, lieber ein schon vollkommenes Ganzes findet, worunter es ohne Gefahr und nach Gefallen den Gesetzen des Daseins und der Übereinstimmung nachforschen kann (weil es die Lücken, die es etwa finden dürfte, sogleich mit einem Worte unbegreiflicher Weisheit zustopfen kann); das Menschengeschlecht würde sich schon lange zu eigeneren Begriffen und rei-

neren Ideen der Wahrheit haben heraufarbeiten müssen, indem wir eine geheime Nothwendigkeit in uns fühlen, das zu erfüllen, wonach wir einiges Verlangen haben, und solches noch nicht in der Wirklichkeit erfüllt glauben.

Wie es aber jedem Menschen leichter wird, sich regieren zu lassen, als sich selbst zu regieren, so ist es auch hier. Der Mensch will lieber, daß die Wahrheit schon erkannt da sei, als daß er sie selbst erst mühsam erkennen lerne; in einem andern Zustande, den er sich träumt, wird ihm, wie er denkt, diese Mühe schon leichter werden. Er sieht nicht, daß an jetzterkannter Wahrheit Alles liegt; daß, wenn jetzt die Richtung seiner Natur fehlerhaft ist, und das Natürliche nicht zu erkennen vermag, sie in Ewigkeit in keine gerade und natürliche Ordnung könne gebracht werden, wenigstens kein Grund da sei, woraus sich solches schließen ließe.

Fast sollte man also glauben, daß die Leichtigkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher der Mensch den Begriff eines schon vollkommenen Ganzen annimmt, ein Beweis sei, daß es seiner Natur an der Wirksamkeit zu einer eignen allgemeinen Vollkommenheit fehle.

10.

Wenn diesen Abgründen des Zweifels, die wir eben vorgetragen haben, nicht überall ganz und gar abzuhelfen sein möchte, so lassen sich ihnen doch Wahrheiten entgegenstellen, die eben so tief aus der Brust des Menschen und aus der Natur der Dinge geschöpft, einen erhebendern Blick über das Dasein derselben und über die Vollkommenheit des Ganzen darstellen.

Wir wollen nicht auf eine kindische Weise den Verstand der Menschen zum Besten haben, und indem wir seiner Natur erträumte Vollkommenheiten andichten oder anschmeicheln, der-

selben vielmehr spotten, und damit ihren ganzen Werth, ihre einzige Wahrheit, in die trübsinnigsten Zweifel verwickeln. Wir wissen, wie Wenigen es gegeben ist, die steile Höhe des Erkenntnisses zu erklimmen; aber wer einmal den hohen Pfad erreicht hat, und sich selbst nicht zu schätzen weiß, um Wahrheit zu bekennen, und die Karte des Lebens richtig anzugeben, dem kann weder sein eigenes Herz, noch der Mund Anderer sagen, daß er die Hochachtung der Menschheit verdiene.

Was wir nun, zu Hebung dieser Zweifel, als Beweis für die allgemeine Richtung der menschlichen Natur zur Vollkommenheit angegeben haben, ist hier unnöthig zu wiederholen. Wollte man die Vollkommenheit der Natur überhaupt, nämlich ihre Eigenschaft und ihr Vermögen, aus dem Gröbern und Einfachern das Feinere und Zusammengesetztere zu bilden, und das in einem bestimmten und fortgesetzten Grade, daß es zwar der Vernunft jetzt noch unübersehlich, aber doch nach den Principien derselben und ihrer Consequenz vollkommen gemäß und darnach begreiflich werden könnte; wollte man dieses bezweifeln, so gehen wir wieder zurück und fragen vorerst: was ist der Mensch selbst? was ist die Natur aller Dinge, die wir sehen und erkennen? Ist sie nicht ein fortschreitendes Maaß der Vollkommenheit? Ist das Dasein des Menschen, wenn wir ihn blos als ein sinnlichorganisirtes Wesen nehmen, nicht selbst der höchste Beweis dieser Fortschreitung zum Vollkommnern und möglichst Vollkommenen? Wenn die Welt ein Chaos von Kräften ist, wie konnte der Mensch entstehen? Wie konnte er in dieser Folge entstehen? Und wenn Anlagen jeder Art keine künftige Entwickelung uud Vollkommenheit sind, warum sollten die Verstandesanlagen allein es nicht sein, da sie doch so gut, wie alle andern, auf Gesetze der Natur gegründet sind?

Findet man aber hierin allein die Unmöglichkeit einer verbundenen Fortschreitung, wer darf es wagen, solches zu beweisen? Welches Gesetz der Natur läßt sich dafür aufbringen? — Die Erfahrung wird nur einen schlechten Beweis geben. Was

ist unsere Erfahrung? wie weit reicht sie? und wovon kann sie belehren? Was sie sagen kann, haben wir eben gehört; aber indem sie dieß sagt, zeigt sie uns zwar einen menschlichempfindlichen, aber gewiß dabei auch einen etwas zusammengezogenen und beschränkten Blick. Denken ist die höchste Empfindung, und was dem freien Licht des Gedankens nicht widerstehen kann, wie sollte dieß durch geringere Empfindungen festgesetzt oder unterstützt werden können!

Wie viele Dinge finden sich in der Welt, die unsern Augen unterworfen sind und von denen uns ein höherer Zusammenfluß lange verborgen geblieben ist! Wie viele scheinen ihrer Analogie nach sogar mit gewissen Eigenschaften zu streiten, die man nachher selbst als wesentliche Eigenschaften derselben erkannt hat! Erfahren wir auf der Erde und am Himmel nicht stets etwas Neues, das auf eine neue wesentlichere Verbindung und Ordnung der Dinge hindeutet! Stets hängt den Dingen noch etwas an, das durch keinen menschlichen Verstand berechnet werden kann. Wie lange Zeit brauchte es, den Umlauf der himmlischen Gestirne zu errathen, dann, solchen etwas genauer zu bestimmen, und zuletzt findet sich, daß ihr Zirkel kein Zirkel ist; es ist eine ewige Zykloïde, Alle bewegen sich um Einen, um sich wieder mit demselben und anderen seiner Gattung und Größe, um noch einen Größern, Entferntern bewegen zu können, und so in einem ewig größer geschlungenen Kreislauf fort, jedes ein Theil und jedes ein Ganzes, und jedes mit dem Ganzen in unendlich wesentlicher Harmonie verbunden. Was ist für den Gedanken zu kühn, es in eine allgemeine Harmonie zu bringen, sobald es nur durch wesentliche Naturanlagen unterstützt wird? Bildet nicht die zusammengehäufte Zahl der Sandkörner den Berg? Alles Große besteht aus unendlichem Kleinen, und alles unendlich Kleine bildet durch Vermehrung wieder das Große.

Aber der Gedanke selbst, könnte man sagen, ist nur eine relative Eigenschaft; er ist nur eine Bildung, keine Wesenheit,

und Formen lösen sich auf mit den Eigenschaften, die sie constituiren. — Allerdings ist der Gedanke nur eine Form; aber Formen sind ja dem Wesen selbst nothwendig. Das Wesen existirt nur in Formen. Nun könnte zwar nach unserem beschränkten Sinne jede Form dem Wesen gleichgültig sein; wir haben aber gezeigt, daß es nicht so ist; daß feinere Verhältnisse und Formen feinere Verhältnisse und Formen hervorbringen, und daß selbst unser Gedanke feinere Formen von andern annehmen kann, und sich dadurch bilden muß. Warum sollte diese Formenwelt Grenzen haben, da die andere Welt keine hat? Warum sollte diese Formenwelt nicht zu einem harmonischen Ganzen wirken, da Alles dazu wirkt! Sie ist der Inbegriff, der Kern, die Quintessenz alles Daseins, und eher bildet sich die Rinde und Schaale, als die Nuß; auch die grobe Existenz einzelner Theile löst sich auf und geht verloren, aber die wesentlichste Bildung aller Natur erhält sich, und sie dauert ewig fort.

—— ——

11.

Der Mensch, der von dem innern Wesen der Dinge gar wenig erkennt, nimmt gemeiniglich die Sachen, wie sie sich seinen gröbern Sinnen oder Empfindungen darbieten, oder wenn er zu trennen und zu zertheilen anfängt, so verlieren die Dinge unter seiner Hand ihre Eigenthümlichkeit, die feinsten Theile werden ihm unsichtbar und entfliehen, und er hält das gröbere Rückbleibsel für das wahre Wesentliche der Sache. In der Natur ist nichts gänzlich getrennt. Da Alles aus Einem entsprungen ist, so kann auch Alles wieder zu Einem übergehen; jedes kann die Stelle des Andern, unter Umständen, vertreten. Wer an eine Auflösung der Materie in ihre kleinsten Theilchen oder Atome denkt, macht sich ein Hirngespinnst, dessen Zubereitung er außer der Möglichkeit dieser Welt veranstalten müßte.

Wie wird er das einzelne Atom vor dem Zuspruch des nächsten hüten können, und was wird er zwischen beide setzen, um sie getrennt zu erhalten? — Vermuthlich das allgewaltige Nichts. — Die Lehre von den Atomen oder Monaden hebt sich also mit der Unmöglichkeit des Nichts auf, und die Contiguität der Dinge ist auf die Nothwendigkeit ihres Daseins gegründet.

Unendlich schwer ist es daher, bei jenen Begriffen von der Materie, dem Menschen jederzeit geworden, sich von der Verbindung derselben einen Begriff zu machen. Sie theilten, nach ihrer Art, in das scheinbar Unendlichkleine, und glaubten, das könne so für sich bestehen, ohne eine Scheidewand nöthig zu haben. Nun waren sie aber in Verlegenheit, diese kleinsten Theile wieder zusammenzufügen, und da sie kein andres Mittel der Auflösung haben, als Zerstörung oder Tod, so benahmen sie sich wunderlich, die durch ihre Untersuchung getödtete Materie wieder in's Leben zu bringen. Das Beste war, daß Manche auch Geister zu Hülfe nehmen, und die unmöglichen Monaden durch andre unmögliche Monaden in Leben und Bewegung setzen konnten.

So ist Dasein, Bewegung, innere Verbindung und Zusammenhang der Dinge, ein und dasselbe Ding, und von dem Begriffe der Welt oder der Materie unzertrennlich. Eine Welt von Atomen ist keine Welt. Eine ewige Wirkung folgt auf ewige Ursachen, und der Grund hievon, wie von der wahren Wesenheit der Materie, ist nur aus der Unmöglichkeit des Nichts herzunehmen.

Eben so gewiß ist es auch, daß die Materie die unabläßige Eigenschaft besitze, sich zu verdichten und zu verdünnen; jenes durch Absonderung und Ähnlichwerdung der Theile, dieses durch ihre Auflösung. Es scheint, daß die Theile einer gewissen Masse, die sich auf diese Weise abgesondert und getrennt haben, so, daß die einen zu mehrerer Dichtigkeit sich verbunden haben, die anderen hingegen (wenn ich sagen soll) leerer geblieben sind, in ein neues und besonderes Verhältniß gegen einander gesetzt

werden. Es scheint nämlich, daß die Theile, welche einer gewissern solidern Verbindung dadurch beraubt sind, einen Zuwachs von Elasticität erhalten, und dadurch stärker auf die verbundenen Theile wirken. Vielleicht ist es auch zugleich ein Bestreben, sich den verbundenen Theilen ähnlicher zu machen. Aus diesem ließe sich vielleicht einmal eine Ursache der Bewegung der himmlischen Körper herleiten, von denen man weiß, daß sie in dem Grade ihrer mehrern oder geringern Dichtigkeit sich schneller oder langsamer bewegen.

Schwere würde alsdann die Kraft sein, mit welcher jede verbundene Materie, nach dem Maaße ihrer Größe und Dichtigkeit, mit der aus dem Allgemeinen entleerten Masse im Streite lebt, so daß diese unaufhörlich auf jene wirkt, und die leichteren Theile gegen die verbundene dichte Masse streben.

Auch scheint von diesem Begriffe der Begriff von Kraft nicht sehr entfernt zu liegen. Kraft ist nämlich das Bestreben der ähnlichern Theile gegen die unähnlichern. Nach Maaß des Verhältnisses der Aehnlichkeit wächst die Dichtigkeit, und nach Maaß des Verhältnisses der Unähnlichkeit zur Dichtigkeit wächst die Kraft. Dieß paßt auf alle Fälle, wo wir uns des Wortes Kraft, mit gehörigem Sinne, bedienen. Die Aehnlichkeit der Theile des menschlichen Körpers zur Unähnlichkeit der hinzugekommenen verursacht in uns die Kraft zum Empfinden, und die Fortdauer dieser Empfindung zu leichterer oder beschwerlicherer Verähnlichung, Vergnügen oder Schmerz. Diese selbst aber können nicht hervorgebracht werden, ohne mannichfaltige Kräfte, oder Verähnlichungen des körperlichen Baues unter sich, und nach dem Maaße derselben ist ein Geschöpf höherer oder geringerer Glückseligkeit und Genusses fähig.

Wir wollen zu Ende dieser Betrachtungen noch einer Fabel erwähnen.

Die Alten, sagt uns nämlich Baco, erzählten: Die ewige alte Nacht habe ein Ei ausgebrütet, aus welchem Cupido entsprungen sei, — und deuteten so auf die ursprüngliche Kraft

der Materie und auf die Schönheit der Welt. In der That hat sich dieser schöne Gott auch nachher nicht unthätig bewiesen, und hat seiner Mutter künstlich abgelernt, auch veränderte Gestalten auf ähnliche Art zu erzeugen. Er bedient sich immer noch des Geheimnisses der Nacht, und wenn er eine Schönheit bewirkt, so hüllt er sie zuvor in eine ungleichartige Binde. Jede Schaale, jeder Kern enthält seinen Cupido. Sie haben die Kraft, sich durch Annehmung und Verähnlichung fremder Theile zu entwickeln. Ist der neue Gott entwickelt, so strebt er zu ähnlichen Verlangen, wie der alte; nur die Macht, veränderte Gestalten hervorzubringen, hat sich dieser allein vorbehalten. Alles erzeugt und vergeht, um seine Gestalt wieder zu neuen Bildungen herzugeben. Es ist dieselbe Kraft des Gottes, die durch Alle geht, und eigentlich nur sein eignes verändertes Dasein; denn der Gott selbst ist nirgends mehr zu finden. Man sagt aber, er habe sich vorbehalten, durch alle diese Erscheinungen durchzugehen, um sich künftig einmal ein reicheres und größeres Ansehn zu geben. Wer darüber etwas Gewisses wissen will, der schlage die Bücher des Schicksals nach!

Über die Sprache.

(1790.)

Sprache oder Sprechen heißt in der allgemeinsten Bedeutung, eine innere Vorstellung durch äußere Zeichen kundbar machen. Man spricht durch Worte, Mienen und Geberden; auch sogar leblosen Gegenständen wird eine Sprache zugeeignet, in so fern man nämlich durch Hülfe der Einbildungskraft ihnen Zeichen innerer Vorstellung und Empfindung beilegen kann.

Die Wortsprache ist das eigentliche Unterscheidungszeichen des Menschen. Nur durch sie bildet sich sein innerer Sinn zu Wirksamkeit und Vollkommenheit, so wie sie zugleich eine nothwendige Äußerung desselben wird. Sprachvermögen und Vernunftvermögen sind wechselseitig in einander gegründet, wie Wirkung in Ursache; wo das Eine fehlt, fehlt größtentheils auch das Andere.

Da wir bei den Thieren nicht diese innere Vorstellung wahrnehmen, wie bei dem Menschen, so legen wir ihnen auch keine Sprache bei. Sie haben zwar Zeichen und Töne, die Bedürfnisse ihrer Natur zum Theil erkenntlich zu machen, ja im Ausdrucke derselben scheinen sie sogar zuweilen bestimmter und beredter als der Mensch zu sein: aber ihre Eindrücke sind blos gegenwärtige, sinnliche; es fehlt ihnen an innerer Vergleichung und Verbindung, und also auch dem Ausdrucke derselben, den wir allein Sprache nennen.

Worin liegt nun aber diese Kraft, dieß einzige Vermögen, das den Menschen von allen Thieren unterscheidet, und ihm einen Vorzug gibt, den er mit keinem andern Geschöpfe theilen mag?

Wir wagen es nicht, auch mit einem Schritte nur, in die Tiefen des menschlichen Baues selbst hinabzusteigen, um allda durch Vergleichung den Vorzug seiner Verhältnisse und Formen zu bestimmen. Selbst jene tiefe und ernste Wissenschaft, welcher allein die Untersuchungen dieser Art zuzugehören scheinen, ist noch zu wenig in die verborgenen Zugänge dieser Geheimnisse eingedrungen, als daß wir aus ihr klare und unwidersprechliche Beweise herholen könnten. Zwar leuchtet der Vorzug menschlicher Natur bei jeder neuen Erfahrung und Untersuchung stets deutlicher in die Augen, und stützt sich auf Gründe einer höhern animalischen Vollkommenheit; aber die wahre und genauere Verbindung der Ursachen mit den hervorgebrachten Wirkungen bleibt immer noch größtentheils für uns verborgen, und scheint überhaupt eine Hoffnung zu sein, die sich noch in den Gegenden der blauen Berge für uns verweilen dürfte. Genug, ein tieferer Bau, ein feinerer und reicherer Stoff liegt überall der menschlichen Natur zum Grunde. Sollten wir hierüber noch den Beobachtungen eines äußerst vorsichtigen und strengen Untersuchers nachgehen dürfen *), so könnten wir schließen, es müßten vorzüglich diejenigen Theile sein, welche das Innere des Gehirnes ausmachen, indem sie selbst mit den Verdauungswerkzeugen, welche die grobe körperliche Nahrung befördern, einige Ähnlichkeit haben, auch wahrscheinlich einen wirksamern Lebenssaft zubereiten, womit sie das denkende Vermögen unterstützen, und für solches die Nahrung in ihren unendlich feinen und durchschlungenen Gefäßen mannichfaltig absondern, aufbewahren und vertheilen. Wahrscheinlich ist auch in der Einrichtung und Zahl dieser kleinsten Gefäße eine große Verschiedenheit

*) Fontana.

zwischen Thier und Menschen; so wie überhaupt der Mensch an Größe und Reichthum des Gehirnes die übrigen Thiere bei weitem übertrifft.

Allein wir halten uns lediglich hier an das, was die allgemeine Erfahrung hierüber auszeiget. Sie ist uns, nebst Hülfe der Gedanken, der einzige Wegweiser auf diesem ziemlich verworrenen Pfade.

Schon das äußere Ansehen des Menschen erweckt in uns einen von jedem andern Thiere sehr verschiedenen Eindruck. Die emporragende Gestalt, die breite Brust, die offene Bildung des Gesichts, der Stirne, des Auges, der Lippen, zeigen ein Wesen an, das aus dem Innersten hervorspricht, und von einem verborgenen Sinne regiert wird. Auch sein Gang ist sehr verschieden von dem Gange der übrigen Thiere. Er irrt nicht in schweifender Ungewißheit und mit unsichern Tritten umher; die breite Sohle seines Fußes faßt gleichsam die Erde, und geht aus nach einem bestimmten Ziele. An ihm erkennen wir also eine innere Richtung, Sinn und innere Vorstellung. Hierauf bezieht sich Alles, was wir als wesentliches Unterscheidungszeichen an dem Menschen erkennen.

Laßt uns diese Gabe der innern Vorstellung genauer betrachten, so werden wir finden, daß solche hauptsächlich in drei Punkte zergliedert werden könne, die wir unterscheidend an ihr wahrnehmen.

Erstlich: als innere Vorstellung an sich selbst; in so fern solche nämlich nicht auf dem blos gegenwärtigen sinnlichen Eindrucke beruht, sondern die von den Dingen erhaltenen Weisen und Gestalten aufbewahren, sammeln und zurücklegen kann.

Zweitens: als Vergleichung, indem wir die gegenwärtigen sinnlichen Gegenstände durch Betrachtung nicht nur mit den gegenwärtigen, sondern zugleich auch mit den abwesenden, neu hinzukommenden und andern Gegenständen zusammenstellen, ordnen und vergleichen können, und dadurch ihre Eigenschaften erkennen.

Drittens: als Abstraction oder allgemeine Erkenntniß, nach welcher wir die bereits verglichenen Gegenstände und ihre Eigenschaften unter eine allgemeine Vorstellung bringen, und den Begriff davon fassen mögen. So sind z. B. Pflanze, Baum, Thier, lieben, hassen, fürchten, allgemeine Vorstellungen und Begriffe, welche durch Vergleichung mehrerer Gegenstände und ihrer Arten abgezogen und hervorgebracht worden, wozu wir bei keinem Thiere weder die Anlage noch Möglichkeit finden.

Die Thiere haben zwar allerdings auch eine Vorstellung. Sie werden durch sinnliche Gegenstände gerührt und auf's Lebhafteste in Bewegung gesetzt: auch ist nicht zu zweifeln, daß eine Fortdauer solcher sinnlichen Eindrücke bei ihnen stattfinden müsse. Was wir aber Vorstellung im Menschen nennen, gründet sich auf eine innere Erkenntniß der Eigenschaften, ohne Bezug auf deren sinnliche Gegenwart und Bedürfniß; sondern — gleichsam auf eine innere Repräsentation und Wiederherstellung der Dinge aus sich selbst. Sollten wir an den Thieren angelegte und entferntere Absichten bemerken, so ist der Grund hievon dennoch stets in ihren Bedürfnissen aufzusuchen, und keineswegs in der Sache selbst, als solcher, und gänzlich ohne Rücksicht auf thierische Vollkommenheit und Verbesserung. Der Mensch hingegen ist frei; er hat seiner Natur nach ein ruhigeres, ausgebreiteteres Verhältniß zu den Dingen. Die Dinge interessiren ihn, weil sie da sind, als bloße Erscheinungen. Er hat Bezug zu jeder Natur und jede Natur zu ihm, als Dasein, Erscheinung und Natur. Sein Bedürfniß ist Erkennen.

Dieses Bedürfniß der Erkenntniß nun verbindet sich in ihm augenblicklich mit der Kraft zu vergleichen. Denn da er von den erkannten Dingen das Bild in sich aufzubehalten vermag, so wird ihm solches gleichsam der Maaßstab von jedem neuhinzukommenden ähnlichen; und es entsteht daraus in ihm das Vermögen einer allgemeinern Ansicht und Erkenntniß der

Eigenschaften, durch welche er noch ein allgemeineres Maaß zu den Dingen findet. Solches Maaß ist nichts Anderes, als eine durch Vergleichungen herausgebrachte Summe, oder das Ganze der Ähnlichkeiten wesentlicher Eigenschaften und Verhältnisse, die wir durch Kraft der Abstraction erhalten können.

Die allgemeine Gabe aber, einzelne Dinge unter allgemeine Beziehungen zu bringen, und daraus ein Bild, eine Vorstellung, einen Begriff zu fassen, der sich wieder mit andern Begriffen und Vorstellungen zusammenstellen lasse, um daraus ein vergleichenderes Ganzes zu formen, diese Gabe nennen wir Vernunft, und es ist wohl klar, daß unter allen Thieren der Mensch allein einen Anspruch darauf habe.

Er, der Mensch, ist also vor allen das abstrahirende Thier, und dadurch allein nur der Vernunft fähig. Er erhält durch diese Gabe der Abstraction die Möglichkeit, Wahrheit zu erlangen, indem er die Dinge und ihren Gebrauch einsehen und messen, ja sich selbst durch die Dinge messen kann.

Wodurch äußert sich nun aber an ihm vorzüglich diese Eigenschaft? Welches sind die hauptsächlichen Mittel, durch welche er dieses Naturtalent darthut und bildet? Keine wesentliche innere Kraft, kein natürliches Vermögen liegt in organischlebenden Wesen so verborgen, daß es nicht äußere Zeichen seiner Wirkungen hervorbringen sollte. Die Vernunft selbst aber ist eine lebendige Kraft; sie ist gewissermaßen eine nothwendige Tendenz menschlicher Organe, die ohne Mittheilung und Gemeinschaft bald wieder ermatten und todt erliegen würde. Wodurch verbindet und befestiget sie die in ihr hervorgebrachten lebendigen Vorstellungen und Bilder? Womit bezeichnet sie ihr Maaß? Welches ist der Ausdruck ihrer Mittheilung und Gemeinschaft? Wodurch schafft sie sich gleichsam ein ihr nothwendiges Gegenbild ihrer selbst, ihrer Kräfte und Wirkungen, ihrer Bewegungen und Empfindungen? — Wodurch anders, als durch die Sprache? Diese ist das Organ des lebendigen Hauches, der von dem Gipfel jeder Empfindung zur Brust

sich hinabdrängt, und nur durch Worte und durch die Rede wieder emporsteigt. Durch solches zeigt der Mensch das unendliche Verlangen an, sein geistiges Bild, seine Vorstellung und Vollkommenheit zu fassen und auszudrücken. Nur bei ungewöhnlicher innerer Empfindung schwillt ihm die Brust, er bricht in Laute aus, in denen gleichsam sein ganzes Selbst widertönt. So wahr sind Worte des Menschen innere Gestalt! So theuer und verehrungswerth waren sie von jeher dem Weisen, und so schändlich ist der Mensch, der solche verdrehen und entehren kann, und sich den schimpflichen Beinamen eines Lügners erwerben!

„Aber wie, wird man sagen, ist die Sprache nur der Ausbruch innerer Empfindung, welche sich durch ein ihr angemessenes Organ den Weg zu öffnen gesucht hat, wie kommt es denn, daß das Kind schon lallend Worte nachahmet und Sachen zu benennen weiß, weit eher als sich noch ein wahrer Begriff bei ihm vermuthen läßt? Scheint daher nicht auch die Sprache vielmehr ein bloßes Werk äußerer Nachahmung und Bildung, als ein von der Natur eingepflanzter nothwendiger Trieb zu sein?"

Wir antworten wieder hierauf nur im Allgemeinen: daß, wenn man mit irgend einem Blicke der Betrachtung auf die weiten Reiche der Natur hinschaut, man überall die ersten Ursachen der Dinge schwer auszufinden vermag, und daß wir von der Entstehungsart derselben beinahe keinen Begriff haben können. So ist es auch mit dem Ursprunge der Sprache, so ist es, wo irgend ein Keim, eine Grundfähigkeit sich hervorthut, überall hat die Natur die ersten Anlagen in tiefe Verborgenheit eingehüllt, und die wichtigsten Folgen erwachsen stets aus den kleinsten Umständen und Begebenheiten.

Wer wird sagen, wie die Arten und Geschlechter aller Wesen, und ihre hauptsächlich bestimmenden Theile sich entwickelt haben? Wahrscheinlich hat sich eins nach dem andern gebildet, und innere Nothwendigkeit äußeres Werkzeug erweckt.

Jede Natur scheint einen Kern ihrer Entstehung gehabt zu haben, der sich nach Veranlassung der Umstände entwickelt und ausgeformt, und von äußern Einflüssen so viel an sich genommen hat, als ihm die Möglichkeit seiner Natur und des Zufalls erlaubt hat. Weiter aber vorzudringen, würde Verwegenheit sein. Zeit und Umstände werden auch hierin die ferneren Fortschritte leiten.

So wenig können wir also auch von der ersten Entstehung dieses menschlichen Organs, der Sprache, sagen. So viel ist gewiß, daß bei dem Gebrauche derselben innerer Trieb und äußere Erlernung zugleich mitwirken müsse. Es ist auch kein Zweifel, daß, wenn wir noch gegenwärtig eine Anzahl wohl organisirter, ganz unmündiger Kinder, von der Gesellschaft gebildeter Menschen abgesondert, an einem zu ihrem Fortkommen bequemen Orte verwahrten, sie dennoch unter sich eine Sprache erfinden, und dadurch das Zeugniß eines wahren Naturtriebes derselben bestätigen würden.

Die Grenzen aber, wo Instinkt sich von Vernunftbegriff trennt, sind unmerklich. Denn was ist Instinkt? und was ist er nicht? Sollte Vernunftäußerung selbst wohl etwas Anderes sein, als ein durch höhere und entferntere Reize erregter Trieb? Alles ist auch bei dem Menschen auf bloße animalische Grundgesetze erbaut. Die geistigsten Vorstellungen gründen sich auf feinere sinnliche Empfänglichkeit. Maaß und Möglichkeit zu ihnen hängt vom Bau und vom Verhältnisse unserer Organe ab. So ist auch bei Gebrauch und Erlernung der Sprache das, was in der Folge beinahe blos das Werk des Vernunftvermögens wird, anfänglich bloße Äußerung roher Sinneskräfte und einer thierischen Nachahmung.

Indeß wollen wir noch einige Grundsätze festsetzen, die wir als sichere Beobachtungen hierüber annehmen können.

Der Mensch fängt an zu sprechen, wenn er tief empfindet, oder nachdem er tief empfunden hat.

So wie sich in ihm die Vernunftfähigkeit bildet, bildet sich auch die Sprachfähigkeit; wie jene abnimmt, nimmt auch diese ab.

Kein eigentliches Denken findet ohne Sprache statt. Denken erwächst auf dunkeln Sensationen, die durch Vergleichung zu allgemeiner Erkenntniß gebracht, in Zeichen und Sprache festgesetzt werden. Worte sind Zeichen allgemeiner Empfindungen und Begriffe.

Laßt uns auf diejenigen zurückgehen, welche durch einen Fehler der Natur ihrer Sprache beraubt sind. Wie fein, wie geschickt ist nicht der Blindgeborene gegen den Stummgeborenen! Wie schwer sind diesem menschliche Begriffe beizubringen! Fast scheint in einigen die Anlage dazu sich verloren zu haben, und wie mühsam ist dennoch, was man auch dem fähigsten durch beschwerliche Zeichen beibringen kann.

So darf man auch sicher rechnen, daß diejenigen Menschen, die man einzeln unter den Thieren gefunden hat, und die völlig nach ihrer Weise mit ihnen erwachsen sind, keine andern, als von der Natur der Sprache beraubte und blödsinnige gewesen. Vergeblich möchte man wohl hier von einem eingebildeten Naturzustande des Menschen träumen. Es war ein Zustand der Krankheit, der Ausartung und der Monstrosität. Der innere Vernunftbau war nebst der äußern Fähigkeit zur Sprache verwachsen und verstümmelt. So sehnten auch diese Menschen sich stets wieder nach den Thieren, denen sie so ähnlich waren, und diese nahmen sie willig auf, als ihre ächten Gebrüder. Mehrere, und ganz frische Exempel beweisen, daß es sich so müsse verhalten haben. Auch in diesen Gegenden hat man vor nicht gar langer Zeit Kinder gefunden, die ihren Eltern entlaufen sind, und nichts mehr aufgesucht haben, als die Gemeinschaft der Thiere in den Wäldern. Solche konnten nur mit Mühe zur menschlichen Gesellschaft zurückgebracht werden, und auch sie waren von Natur stumme und blödsinnige. So bleibt der Mensch ein Thier, ohne irgend eine Art von

Rede zu haben. Alle seine Neigungen ziehen sich abwärts, und die Vernunft weicht nur selten aus dem Gebiete der Sprache.

Laßt uns noch weiter fortgehen zu den Völkern, welche ein der Menschennatur feindlicher Himmel drückt, und ihnen daher nur eine armselige und karge Entwickelung der Sprache vergönnt. Je ärmer ein Volk an Geist, an innerer Lebenskraft und Stärke ist, desto weniger bilden sich bei ihm Begriffe, und mit solchen die Sprache. Dürftig und schwertönend sind ihre Worte, leer an äußerm Widerhall der Seele. Wo wir aber eine glückliche, freie, gebildete Nation finden, da finden wir auch eine reiche Sprache, volle und geschmeidige Töne.

Es wäre wirklich eine lehrreiche und unterhaltende Sache, den Charakter verschiedener Nationen nach Anlage und Ausbildung ihrer Sprache zu entwerfen, wie denn auch schon der große Lord Bacon den Gedanken hiezu angegeben hat. Wir würden hiebei vorzüglich bemerken, daß, je mehr eine Nation an Bildung gewonnen, desto allgemeiner und zugleich im Einzelnen bestimmter ihre Sprache geworden, und daß solche auch nur desto mehr von den sogenannten Naturlauten abgewichen sei. Letztere beweisen nur, daß der Mensch in Erlernung der Sprache der Natur gleichsam selbst die Töne abzuzwingen gesucht habe; je mehr sich aber eine Nation gebildet, desto leichter hat sich solche mit den allgemeinern Zeichen befriedigt, wofern sie nur bestimmt, und ein wahrer Abdruck ihres Vernunftlautes geworden sind.

Überhaupt aber ist kein Organ mit der innern Freiheit der Seele näher verbunden, als eben die Sprache. Wo Gebundenheit des Gemüthes herrscht, äußert sich solche sogleich im Ausdrucke der Worte, in den Tönen. Zarte Gemüther mögen daher so gern ihre wahre Gesinnung verbergen, wo sie befürchten müssen, daß solche niedergeschlagen, oder auch nur zu widrig und roh angetastet würde. Solches bringt zuletzt eine Erstickung jeder Empfindung, eine Art geistigen Selbstmords hervor. Wer daher Freiheit dem Gemüthe gibt, gibt ihm

auch Sprache: und wer ihm Sprache gibt, gibt ihm alles Vernunftmäßige, gibt ihm die Äußerung seines Daseins, seines Glücks. Der niedergebückte Sclav darf nicht reden; Verbot der Sprache ist die erste Fessel, welche man der Menschheit anlegt und die härteste. Wo Menschen sind, da sollte auch Freiheit zu sprechen sein.

Jede Art von Zeichen, deren man sich statt Sprache bedienen kann, ist eigentlich nur auf die Wortsprache gegründet. So setzt die Bildersprache bereits schon aus Worten zusammengezogene und durch Worte lebendiggemachte Bilder und Vorstellungen voraus. Wo Folge, Vergleichung und Verbindung der Ideen stattfindet, da ist auch das Wort, durch Biegsamkeit und Stellung, der einzig wahre Repräsentant mannichfachvereinter Sensationen. Wir sagen selbst von Dingen, die unserm Gefühle näher liegen, als Sprache und Worte, sobald wir ihnen einen bedeutungsvollen Ausdruck beilegen wollen, daß sie sprechen oder zu sprechen scheinen. So ist dieser Ausdruck bei der Musik und Malerei gewöhnlich, und wir sagen mit einem besondern Nachdruck von diesen Künsten, daß sie durch Töne oder Farben sprechen. Selbst die unmittelbare Mittheilung sinnlicher Erkenntniß wird uns durch Worte und Sprache nur bestimmter. Wie oft sind nicht ferne Reisende von den Tönen und Geberden der Wilden getäuscht worden, indem sie solche gerade für den entgegengesetzten Ausdruck ihrer wahren Empfindungen genommen haben. Auch hier ist Übereinstimmung der Begriffe und Vorstellungen vonnöthen, und ohne solche gibt es weder eine allgemeine Geberden-, noch Wortsprache.

Noch einem Zweifel müssen wir begegnen, der mit Macht sich unsern Gründen entgegen zu drängen scheint. „Wenn Worte, wird man sagen, Alles vermögen, warum ist denn das Stillschweigen zuweilen noch beredter? Ist Stummheit das Wahrzeichen des Blödsinnigen, wie sollte Schweigen ein Kennzeichen des Weisen sein?“

Ich antworte mit Einem Worte: dieß Schweigen selbst ist Sprache. Nur eine beredtere Sprache, eine zurückgehaltene Rede; Worte, die gebändigt sind, um die Sache selbst, oder die Personen, mit denen wir reden, mehr sagen zu lassen, als wir selbst auszudrücken für möglich oder gut finden. Allzugroßer Zusammenfluß der Ideen und Empfindungen erstickt die Sprache; statt Armuth ist hier Reichthum. Nur leere Worte zeugen von einem öden Sinn. Einem solchen wird der mechanische Gebrauch jeder Sprache leichter, je weniger sich nämlich Anlaß und Form zu Grundbegriffen in ihm findet. Die Worte des Weisen sind ein Abdruck seiner wesentlichen Vollkommenheit; sie überliefern den vornehmsten Theil seines Ich's der Zukunft, und zuweilen den spätesten Zeiten.

Laßt uns nun noch einmal die Hauptsumme unserer Grundsätze zusammenfassen und übersehen.

1) Der Mensch unterscheidet sich nur durch innere Vorstellung und Abstraction wesentlich von dem Thiere.

2) Er erhält durch sie den Vorzug, die Eigenschaften der Dinge zu erkennen, sie mit sich und Andern zu vergleichen.

3) Die Sprache ist nichts Anderes, als das hiezugehörige Maaß, der inniggefaßte Schluß, sinnlich ausgedrückt. Sie ist ein nothwendiges Werkzeug innerer Vernunftanlage, und jede Äußerung derselben hat Beziehung auf sie.

4) Sie ist endlich eben dadurch auch das wesentliche Werkzeug aller Fortschreitung und Bildung, und legt gleichsam durch sie den Grund zu einer neuen Ansicht und Ordnung der Dinge, wodurch die Basis der Natur erhöht und erweitert wird, um aus derselben ein neues Reich emporsteigen zu lassen, das Reich sittlicher Verhältnisse, Künste, Wissenschaften und Cultur, die stets auf höhern Gipfeln durch sie fortsteigen, und deren Folgen unübersehlich sind. Wir vergleichen durch sie Summen mit Summen, und indem wir immer auf das Allgemeinere fortdringen, sehen wir vor uns ein allgemeines Ver-

nunstreich entstehen, in welchem sich Harmonie und Rückklang aller wesentlichen Eigenschaften verbreitet.

Daß Worte durch ihre mannichfaltige Biegsamkeit, Stellung und Ordnung die geschicktesten Empfindungs- und Gedankenmesser werden, haben wir bereits zuvor berührt. Sie könnten dadurch auch überhaupt als die sichersten Kennzeichen der sinnlichen Empfänglichkeit und der logischen Kraft und Richtigkeit eines Volkes angesehen werden. Wir wollen uns hiebei aber nicht länger verweilen, und nur noch jenen Vortheil erwägen, welchen die Sprache vorzüglich als bildendes Werkzeug der Kunst darreicht. Indem sie der lebendige Ausdruck jeder innern Gestalt des Menschen ist, so muß sie auch, vereint mit Wohllaut und Tönen, die gewaltigste Übermacht über die Herzen der Menschen besitzen. Aus dem eigenen Elemente jedes sinnlichen und geistigen Widerhalls der Seele nimmt Redner und Dichter das Wesentliche für seine Kunst, und bildet damit nach eigner Vorstellung und Vollkommenheit Formen und Gestalten aus, um dieselben in die Gemüther der Menschen abzudrücken.

Wer kann mit dieser Kunst eine andere vergleichen? Welche hat die Mittel wie sie? Die unmittelbare sinnliche Darstellung selbst gleicht ihr nicht an Würde und Wirkung; ja sie braucht sogar oft ihre Hülfe, um das Unvollendete eines Ganzen zu erfüllen. Freilich muß man oft der Sprache selbst entgegen kommen, und an ihre Laute sich zu gewöhnen suchen: aber sie belohnt auch reichlich durch die Zahl, Dauer und Fülle ihrer Eindrücke, denn jede Gestalt irdischen Daseins wirft sich aus ihr, wie aus einem klaren Spiegel, wieder zurück.

Meinungen und Gedanken.

(1790.)

Es scheint auf zweierlei entgegengesetzten Wegen der menschliche Geist von der wahren Betrachtung der Dinge abzuirren, und sein Bemühen um die Wahrheit nicht allein hierdurch fruchtlos zu machen, sondern solche sogar oftmals zu verwirren. Dieses aber geschieht, wenn wir entweder die Dinge stets nur unter gewisse zu allgemeine Hauptbegriffe und Formeln zu zwingen gewohnt sind, oder wenn wir solche zu sehr auflösen und trennen, so daß sich der Geist gleichsam im Unendlichen verliert, und dadurch ihm keine wahre menschliche Übersicht und Zusammenfassung vergönnt wird.

In der Mitte von diesen beiden verschiedenen Arten zu verfahren, liegt auch hier alle Richtigkeit.

Einzelne Erfahrungen und Bemerkungen nach keinem Hauptpunkte gerichtet, oder auch durch ein verwirrtes oder zu loses Band zusammengehalten, geben keine richtige Erkenntniß, weil dem Kleinsten immer die Wendung nach Vielem möglich bleibt, und die Dinge in ihrer feinsten Trennung leicht mit jedem, ihnen sonst fremdartigen Wesen bestehen können.

Zu allgemeine Übersichten und Blicke hingegen verwirren auf ähnliche Art, indem sie die Faden und Linien, welche sich nach diesem allgemeinen Hauptbegriff richten, nicht genugsam übersehen lassen, und auf diese Weise eine Unordnung und Unbestimmtheit in der Seele hervorbringen.

Richtig denken ist ohne Zweifel die vorzüglichste Bemühung, der wahre Werth des menschlichen Geistes. Die Vorstellungen der Dinge sind mancherlei. Sie können ergötzen und vergnügen, sie können die Seele in mancherlei Bewegung setzen, und dadurch einen Werth für sie erhalten; wer aber Urtheil und wahren Begriff von den Dingen zu fassen bemüht ist, der ist eigentlich der Mensch; er weiß die Dinge außer sich im Allgemeinen zu erkennen, und um sich und neben sich in einer Ordnung zu stellen.

Jeder glaubt zwar, dieses Licht der Wahrheit für sich im Allgemeinen zu besitzen, aber nur Wenigen ist es vergönnt, den richtigen Pfad der Wahrheit einzuschlagen, wodurch solches möglich wird. Jeder, wenn ich so sagen dürfte, ruhet in seinem Ei, in welchem er sich nach seinem Gefallen und nach Maaßgabe seiner Umstände und Eigenschaften seine kleinere oder größere Welt bildet und von ihr umschlossen wird; es kommt aber darauf an, zu wissen, von welchem Umfang und Größe dieß Ei sei, und wie seine Theile unter sich zusammenhalten.

Hierzu sind allgemeine Erkenntnisse nothwendig. Man kann von dem Einzelnen nicht hinlänglich urtheilen, wenn man es nicht in seiner Lage mit dem Ganzen sieht: man kann es nicht ordnen, wenn man nicht weiß, was folgen, was vorausgehen, was an der Seite stehen muß; und so kommt es denn, was man im Leben und in der Wissenschaft so oft findet, daß Klarheit neben Dunkelheit, Licht neben Finsterniß, Begriff neben Unbegriffen aller Art stehen, und Folge und Consequenz, richtig hergeleitete Schlüsse aus richtigen Prämissen, fast nirgends zu finden sind.

Was heißt denken? und was thut der Mensch, wenn er denkt?

Das eigentliche Denken erfordert eine dreifache Operation. Die Dinge und ihre Eigenschaften sich vorzustellen, solche zu

vergleichen und abzuwiegen, und endlich daraus einen Schluß oder eine Folge zu ziehen.

Diese drei Operationen müssen gleich geschäftig und wirksam sein, wenn das, was wir eigentlich denken nennen, bestehen soll.

Der Mensch, welcher wacht und gesund ist, hat Vorstellungen; die Sinne reichen ihm solche dar. Sie gehen aber nicht sobald über aus den Sinnen in die Vorstellungskraft, als er schon zu vergleichen und zu erwägen anfängt, und dieß gibt den Begriff von angenehmen oder unangenehmen Vorstellungen, von dem, was wir zu suchen oder zu vermeiden haben. Dieses ist der gewöhnliche Gang der Geisteskräfte bei allen Menschen, und hierin sind sie von den thierischen nur wenig verschieden.

Das eigentliche Denken aber erfordert, daß die Vorstellungen durchaus rein seien, damit die Eigenschaften der Dinge unverfälscht und in ihrer vollen Kraft zur Erkenntniß übergehen. Das Vergleichungsvermögen, das unmittelbar mit dem Vorstellungsvermögen verbunden ist, muß anhaltend und wiederholt wirken, und der Punkt des Schlusses muß genau und kräftig sein.

Es erhellet, daß diese drei im Denken vereinigten Kräfte in ihren Wirkungen und den daher erfolgenden Resultaten sehr verschieden sein können.

Das Vorstellungsvermögen beruht größtentheils auf der Lebhaftigkeit der Sinne. Es kann Menschen geben, die sich von einer gewissen Farbe keine Vorstellung machen können, weil das Organ ihres Auges hierzu verdorben ist; oder auch wenn ihnen die Organe des Sehens gänzlich fehlen sollten, keine Vorstellung der sichtbaren Dinge.

Ich weiß nicht, was man von einem innern Vorstellungsvermögen spricht, das unabhängig von den äußern Sinnen sein solle. Der Mensch, der keine Sinne hätte, würde sich nie etwas vorstellen können; es ließe sich auch das Leben nicht wohl dabei

denken. Wer aber den Sinn des Sehens blos im Auge suchte, den Sinn des Hörens im Ohre, der würde sich, unserer Meinung nach, auch nur einen schwachen Begriff davon machen. Es ist offenbar, daß unsere Sinne von Innen heraus wirken, so wie sie wieder von Außen die Eindrücke erhalten, welche die Vorstellungen in das gemeinschaftliche Organ zurückführen, und daraus das bilden, was wir Gedanken und Empfindungen nennen. Jeder Gedanke, jede Vorstellung der Seele, sie sei von welcher Art sie wolle, ist nichts Anderes, als das Resultat dieser vereinigten Sinneskräfte, mehr oder weniger durch den innern Sinn (wovon die äußern Sinne nur die verlängerten, aber zugleich mit und durch ihn bestehenden, Werkzeuge sind) verfeinert, abgezogen oder abgewogen.

Es ist gewiß kein größerer Verderb in der Philosophie, kein sichereres Mittel, ewig den Menschen und seine geistigen Kräfte zu einem unbestimmten Räthsel zu machen, als auf diese Art seine Wesenheit zu theilen, und in der Natur noch eine andere fremde Natur hervorzusuchen. Wenn der Mensch dieß seltsame Wesen ist, wo sich die Kräfte der Natur am meisten verfeinern und erhöhen, so ist es doch weit wahrer und natürlicher, daß wir die Kette seines Daseins gleichsam von den gröbern und sichtbaren Ringen bis zu den feinern und unsichtbaren verfolgen, als daß wir solche auseinander schneiden, und zwei Wesen aus ihm bilden, wovon wir dem Einen eine Natur leihen, die keine Natur ist, weil wir uns selbst von dem Wesentlichen ihrer Existenz keine Vorstellung machen können.

Gewiß lassen sich auch alle Abstractionen, wodurch man die innere Vorstellungsart als eine von den äußern Sinnen abgesonderte Kraft erweisen will, in ihrer Auflösung wieder auf sinnliche Gegenstände zurückführen. Alle Worte der Sprache sind entweder unmittelbare Benennungen eines stets unter denselben Eigenschaften erkannten sinnlichen Gegenstandes, oder allgemeinere Abstractionen ähnlicher Eigenschaften.

Wenn ich z. B. sage: der Tisch, so weiß Jedermann, was man darunter erkennt, und diese Erkenntniß entsteht in ihm als ein Abstractum aller ähnlichen Gegenstände. Wenn ich weiter sage, ein runder Tisch, so wird durch ein weiteres Abstractum einer einzelnen Eigenschaft die besondere Eigenschaft eines Tisches näher bestimmt. Tisch ist also das Abstractum einer Sache; rund einer Eigenschaft. Eine Eigenschaft ist allgemeiner; als eine Sache, denn sie kann mehrern Sachen eigen sein. Wenn ich nun aus dieser Eigenschaft rund abermals ein Abstractum mache, so könnte die Benennung vollkommen herauskommen; denn vollkommen ist, was sich in seinen Theilen gänzlich übereinstimmend einschließt, und ist daher ein erweiterterer Begriff oder ein abgezogeneres Abstractum von dem sinnlichen Begriffe rund.

So ließe sich bei allem Sprachgebrauch darthun, daß die Worte nichts Anderes, als sinnliche oder erhöhtere Abstracta von den Dingen sind (in so fern nämlich nicht blos einzelne Subjecte damit belegt werden), und daraus folgte, daß, erstlich, kein Sprachgebrauch ohne Abstraction möglich sei; zweitens auch keine Wortbenennung, welcher nicht irgend ein sinnlicher Gegenstand zum Grunde liege. Denn alle unsere Erkenntnisse sind auf einzelne Worte gebaut, Worte aber sind Abstracta sinnlicher Begriffe, sie mögen nun ein wirklich existirendes Wesen, oder eine Lebensbewegung, inneres oder äußeres Gefühl zum Grunde haben.

Wir sehen, daß den Menschen der Gebrauch der Sprache gewährt ist, nur nach dem Maaße, wie sie selbst der Abstraction fähig sind, und daß nach eben demselben Maaße die Sprachen vollkommener oder unvollkommener sind. Es gibt Sprachen, welche ganz nur noch auf den ersten sinnlichen Abstractionen beruhen, und diese Sprachen, wenn sie auch gleich mehr einzelne sinnliche Benennungen, je nach der feinern oder stumpfern Sinnesart und dem Reichthum der Gegenstände, der Gegenden und ihrer Bewohner angeben sollten, so sind sie doch zu wenigem

Gebrauch erhöhterer Denkungs- und Fühlungsart, weil die Abstracta von diesen noch nicht zur Reife gekommen sind. Wir könnten also festsetzen, daß, je reicher eine Sprache an allgemeinen Benennungen, d. h. an Abstractis sei, desto weiter sei das Geistesvermögen in ihr ausgebreitet, und der Vorzug der Menschheit bestehe überhaupt in erweiterten allgemeinen Begriffen, gegründet auf eine mannichfaltige, reiche Vorstellungs- und Sinnesart.

Man hat Verschiedenes über den Mangel des Gebrauches der Sprache bei den Thieren gesagt. Das Nächste und Natürlichste war freilich, solchen im Mangel der hierzu erforderlichen äußern Organe zu suchen. Man hätte aber auch bemerken können, daß, wenn ich so sagen soll, von Innen heraus dem Thiere die Gabe der Abstraction fehlt, und ohne Abstraction keine Sprache möglich ist. Das blos sinnliche Thier bemerkt nur den Gegenstand gerade wie er da ist, und unter keinen andern Umständen. Dieß erfordert nur einen sinnlichen Laut des Verlangens oder des Abscheues, und diesen hat es auch, je nachdem sich der Gegenstand zu seiner Natur modificirt. Benennung, Worte, sind ein Drittes; ein Festhalten zweier oder mehrerer Dinge zu deren nothwendigsten Eigenschaften, und folglich zu einem selbstgemachten Begriff, oder Vorstellung und Benennung derselben Dinge unter einer allgemeinen Eigenschaft oder eines willkürlichen Wortes.

Es wäre der Mühe werth, genauer zu bemerken, wie weit die feine Sinnlichkeit manches Thieres, wodurch es eine Wahl und Vergleichung der Dinge andeutet, dennoch von aller menschlichen Abstraction differirt; und wenn wir auch zuweilen uns beinahe genöthigt fänden, etwas Ähnliches den Thieren zuzugestehen, wie solches dennoch zu keiner eigentlichen Sprache sie noch legitimirt. Eben so haben wir sprachlose, in der Wildniß aufgewachsene Menschen handeln sehen, und kein inneres Vorstellungsvermögen hat uns das Diplom ihrer Vernunft dargethan. Blos mit der Sprache, mit der Sprache allein, er-

wächst das Werk der Abstraction, und mit dieser das Wesen der Vernunft. Nur in so weit wir die allgemeinern Eigenschaften der Dinge bemerken, denken wir, und aller Werth unseres Denkens, und aller Werth unserer Vernunft besteht nur in den richtig erkannten allgemeinen Beziehungen der Dinge. Je mehr der Mensch von mehrern Dingen zu abstrahiren weiß, desto mehr ist er Mensch; desto mehr sind die wesentlichen Eigenschaften der Dinge in ihm; desto höher steht die sinnliche Basis in ihm geläutert, desto mehr offenbart sich eine neue Welt, eine neue Ordnung und Schmuck der Dinge zur Grundlage weiterer Gebiete eines intellectuellen Daseins.

Wir haben nun allen Werth auf die Abstraction gesetzt, gezeigt, daß des Menschen großes Vorrecht darin bestehe. daß dadurch gleichsam neue Organe der Existenz zubereitet werden, und daß Denken im eigentliches Verstande nur abstrahiren heißen könne. Wir müssen diesen Begriff noch weiter auseinandersetzen und sehen, was etwa noch für weitere Folgen daraus herzuleiten sein möchten. Wir finden, daß abstrahiren nichts Anderes heißen könne, als die Eigenschaften der Dinge bemerken, ihre Vergleichungen unter sich machen, und nach den wesentlichsten Theilen derselben eine Benennung, eine Summe oder eine Schlußfolge daraus zu bilden. Gleiches haben wir ungefähr auch beim Denken bemerkt, und dieß die dreifache Operation benannt, welche bei demselben vorgeht. Es ist also nöthig, die Dinge richtig zu erkennen, oder eine richtige Vorstellung von denselben sich zu machen, solche richtig zu vergleichen und ihre Eigenschaften abzuwägen, um eine richtige Schlußfolge daraus zu ziehen — und dieß heißt ein richtiger, wahrer Gedanke, ein reines, sicheres Abstractum. Ohne Richtigkeit hat der Gedanke keinen Werth. Es ist keine Neuheit, zu sagen, daß der Verstand eines Menschen nicht wohl hinreichend sei, alle die wesentlichen Eigenschaften auch nur eines einzigen Dinges

völlig und in jeder Beziehung mit allen andern Dingen zu erkennen. Was wir erkennen, ist nur immer verhältnißweise, in Beziehung auf dieß oder jenes Ding, höchstens nur in Beziehung des größten Theiles des von uns erkannten Erdbaues. Man möchte also wohl überhaupt sagen, Wahrheit sei für den Menschen nicht; denn wo sollte Wahrheit sein, wo keine richtige und völlige Erkenntniß der Dinge ist, solche nur unter gewissen Beziehungen und Bedingungen erscheine, und die Wolke roth, blau oder gelb uns scheint, nachdem sie die Farbe unsers Regenbogens bemalt hat.

Aufrichtig zu gestehen, so ist auch keine Wahrheit im Allgemeinen für uns möglich, und alles unser Bemühen zwecket nur darauf, die Irrthümer und falschen Lichter zu zerstreuen, und durch sorgfältige Prüfung der einzelnen Eigenschaften endlich stets mehr die allgemeinern zu errathen. Hierzu aber ist ein Weg; und dieser Weg, wenn ich mich nicht sehr irre, ist in der menschlichen Natur selbst zu finden.

Warum Minerven eine Eule beigegeben wird?

(1791.)

Minerva und die Eule? Welche wunderliche Zusammenstellung! Die Göttin der Weisheit und des Lichts mit dem himmelblauen Auge, und der dunkle, schreckenvolle Vogel der Nacht! Wollte die Göttin ihr Ansehen durch diese Begleitung erhöhen, oder wollte sie das Gegenbild von sich selbst zu einem Sinnbilde von sich machen?

Es ist zweifelhaft, was die Veranlassung zu dieser Wahl könne gegeben haben. Ist es die Gestalt des Vogels? Aber er ist ungestalt und häßlich, und reizt zur Widrigkeit. Die feuerfarbenen beiden Lichter seines Kopfes, ihr abenteuerlicher weiter Ring, zu der Farbe der Göttin gehalten, möchte wohl eben so wenig von Schönheit, als von innerer Klarheit zeugen. Das struppichte Gefieder, das widerspenstige, sträubende Wesen, das drohende Geklapper des Schnabels, ist auch wohl kein Merkmal eines weisen, in sich selbst ruhenden Gemüths. Noch weniger möchten wir die lichtscheue Verborgenheit und das einsame Brüten als ein ächtes Kennzeichen wahren Tiefsinnes und ruhiger Besonnenheit angeben. Ein Gemüth, das die Last der Selbstentwickelung in sich fühlt, sucht freilich das Verborgene, und wird gleichsam von der Gewalt innerer Schwere von äußeren Gegenständen ab- und in sich selbst zurückgezogen. Der Tag bleibt ihm dennoch Tag, und ist ihm willkommen, sobald er nur erscheint; auch Umgang und Gesellschaft sind ihm an-

genehm und werth, sobald sie seine innere Zufriedenheit nicht stören, und nicht unbedeutender für ihn sind, als Einsamkeit und Leere. Finsterniß und Trübseligkeit sind keine Zeichen ernster guter Natur, so wenig als das trunkene Jauchzen des Vogels das Merkmal seiner innern Fröhlichkeit ist.

Dennoch aber hat Athene sich diesen Vogel zum Liebling erkoren, und ihn des besondern Vorzugs ihrer Nähe gewürdigt. Woher die Neigung der Göttin zu diesem Thiere? Sollte es sein, weil sie die Eigenschaften desselben zuweilen als Begleiter ächterer Eigenschaften gefunden hat? Sollte es sein, daß sie dadurch gleichsam habe bezeigen wollen, man müsse weniger auf äußere Gestalt und Ansehen achten, und Ernst und Zurückgezogenheit sei doch immer der wahren Weisheit und dem damit verwandten Glücke näher, als fröhlicher Leichtsinn und Ausgelassenheit!

Es scheint beinahe, daß dieß die Meinung der Göttin gewesen sei. Sie liebte den einsamen Vogel, weil Stille und Einsamkeit gewöhnlich Begleiter des forschenden Sinnes und der Wahrheit sind. Das Gemüth, in sich selbst zurückgezogen, vermag erst die entscheidende Wage anzulegen, womit man den Werth der Dinge mißt, und den Ausschlag des zarten Züngchens zu beobachten. Im Geräusche der Welt, im Gedränge von tausenderlei Vorstellungsart und Meinung, wird so leicht die Phantasie und die sie begleitende Leidenschaft, die nie ihren Zunder ganz verliert, — und auch nicht verlieren soll, weil sie es ist, die das Leben des Menschen anfacht — so leicht wird Wahn und Vorurtheil unter der Menge rege, daß sich auch das behutsamste Gemüth nicht davor bewahren kann. Zwar entzündet sich das Licht der Wahrheit selten an dem ganz Reinen, aber der zu häufige Stoff erstickt auch dasselbe wieder.

Es mag sein wie ihm wolle, so ist der parthenische Vogel kein geringer Beweis, daß auch bei dem Volke, das beinahe allein Kenner des Schönen war, Leibesgestalt nicht immer für den einzigen Anzeiger innerer Schönheit und Seelengröße gehal-

ten wurde, und diese in jener aufzusuchen man nicht immer für durchaus nothwendig erachtete.

Man hatte, wie es scheint, das wahre Gefühl, daß der Streit mit sich selbst, die innere Energie des Gemüths, dasjenige sei, was uns zum Besten, was das Leben hat, bereit machen könne, und den wahren Vortheil desselben uns erkennen lehre; denn was ist Weisheit Anderes, als die Wissenschaft, das Leben mit dem größten Vortheile, nach Maaß der Umstände, auszuführen? Deshalb wählte auch die Göttin der Weisheit ein streitbares Geschöpf; nicht das gewohnt sei, im beständigen Kriege mit andern zu leben, sondern das in sich selbst zum Widerstand gerüstet, die Schaaren streitender Vögel, die es verfolgen, gering achtet und unbekümmert sich folgen läßt.

Ich kann denjenigen nicht beistimmen, deren Meinung ist, daß die Gabe, im Verborgnen und Dunklen zu sehen, hauptsächlich die Ursache sei, warum die Eule Minervens Vogel genannt worden. Sie glauben, es bezeige dieses einen übermäßig hohen Grad der Weisheit, der aus dem Dunkeln Licht, und Kenntniß und Erleuchtung aus der Finsterniß ziehe. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieß jemals der Gedanke wohlberathener und einsichtsvoller Menschen gewesen sei, da Licht zu suchen, wo die Natur Finsterniß hingelegt hat. Nacht bleibt Nacht, für den Weisen wie für den Thoren, und es ist vielmehr das Geschäft von jenem, da nicht zu spüren, wo keine Quellen des Lichtes zu entdecken sind, so wie der Thor oder Halbweise unaufhörlich einem eingebildeten Lichte nachrennt, und die Straße darüber verfehlt, die ihm der helle Tag zu seinen Füßen vorzeigt. Die Weisheit sieht nur, wo zu sehen ist, und das ist eben ihr Vortheil, daß sie der Dinge wahres Wesen erkennt, die Nacht nicht für den Tag hält, und mit eigner bescheidner Hand ihren Geheimnissen selbst den Schleier wegzuziehen versteht. Die Flamme, welche ihr das Dunkel erhellt, quillt aus ihr selbst, und bereitet ihr durch eigenes Nachsinnen auf ihrem Wege den Tag; indeß der thörichte

Hause nach Sümpfen läuft, um in der öden Dicke der Nacht Irrlichter zu entdecken.

Auch die klagenvollen Töne, die so oft aus diesem geheimen Dunkel der Nacht erschallen, und meist mit demselben verbunden sind, sind eben so wenig Kennzeichen der ächten Weisheit. Die Eule mag deshalb nicht auf dem Kopfe der Pallas stehen, um ihr ewige Klagelieder vorzuseufzen. Kein leereres Ding gibt es in der Welt, als eine leere Klage, und wer vollends beständig über die Welt klagt, der kennt sie entweder nicht, oder er ist das einzige Beklagenswerthe darin. Ihn treffen die Wirkungen, ohne daß er die Ursachen davon erkennt; er lebt im ewigen Streite mit sich und den Dingen, und die Leidenschaft, die gemeiniglich aus diesem Dunkel des Gemüths aufzugähren pflegt, verzehrt vollends alle seine Zufriedenheit und sein Glück.

An diese Reihe dunkler Wesen, die aber nicht zu dem Vogel der Minerva passen, schließen sich noch andere, die, wenn es erlaubt ist, in dieser Gesellschaft ein etwas unedles lateinisches Sprüchwort zu wiederholen, *ein Schwein für die Göttin ansehen lassen*. Sie sind es, die im Dünkel falscher Einsichten und Kenntnisse sich baden, und nachdem sie eine Weisheit zusammengetragen haben, die blos ihrer Leidenschaft dienen sollte, am Ende finden, daß nicht sie, sondern die Welt, die Ursache alles Uebels in derselben sei. Sie erfinden sich deshalb ein System wider die Menschheit, um, nach ihrer Meinung, nicht die Unklugsten unter denselben zu sein. Diese gebrauchen die Macht zur Härte; die Leidenschaft und Schwäche zur Ausartung und Verstellung. Sie drehen die Dinge nach der Seite, wodurch sie sich und Andern weh thun sollen, damit sie volles Recht behalten, alles Unrecht auf dieselben zu laden, und für die erhaltene eingebildete Schmach sich an ihnen zu rächen. Dieß sind die wahren Feinde der Menschheit, und wenn die Eule zu diesem Geschlechte gehört, so ist es wenigstens die nicht, deren Flügel den Helm der Pallas bedeckt.

Es scheint, als wenn die Betrachtung der äußern Ähnlichkeit eines Vogels mit dem Wesen und den Eigenschaften, die jene von uns so verehrten Alten der Göttin der Weisheit beizulegen pflegten, uns etwas zu sehr auf jene Seite hinübergezogen hätte, und gleich denen, welche ausgehen, irgend einem Vergnügen, der Jagd oder einem andern Zeitvertreibe nachzuhängen, unterwegs aber einen bessern Zeitvertreib in der Betrachtung irgend eines ernstern Gegenstandes gefunden haben, an dem sie sich nun mit ganzem Gemüthe weiden, so auch wir von unserm ersten Zwecke abgeirrt wären, und nun von jener Untersuchung auf die Untersuchung menschlicher Eigenschaften, die mit jenen in geringerer Beziehung stehen, uns eingelassen hätten. Da dem nun so ist, und wir diese bessere Jagd auch nicht ganz verwerfen können, so mag es uns wohl erlaubt sein, noch ein paar dieser falschen menschlichen Eulengeschlechter in Augenschein zu nehmen, und indem wir sie mit jenem vornehmen Geschöpfe des fabelhaften Alterthums vergleichen, zu sehen, ob auch für solche einige Neigung von der erhabenen Tochter Jupiters, die, nach dem Zeugnisse Homers, alle Gestalten hat und unter allen Gestalten erscheint, zu erwarten sei.

Unter diesen möchten wir nun den großen philosophischen Kauz, oder den Afterphilosophen zuerst hinstellen. Er demonstrirt das Elend in die Welt hinein, und predigt von der Falschheit menschlicher Tugenden. Es ist ein fruchtbares System, kein Gutes in der Welt zu glauben, und vorzüglich jede bessere menschliche Eigenschaft in Anspruch zu nehmen. Darauf läßt sich mit Vortheil bauen, und insonderheit der Weg zum Himmel, als die Heerstraße allgemeiner Betrügereien, sucht sich durch diese Meinungen die Pforte. Man kann auch solches als ein nicht undienliches Verdauungsmittel ansehen, wobei der Wanst des Eigendünkels und des Selbstgenusses merklich wächst, indeß er die unreine mephitische Luft auf Alles ausstößt, was ihm an seinem vorliegenden Glücke hinderlich sein könnte.

Jede von Leidenschaft durchbohrte Ruhe erzeugt ihr eige-

nes Geschlecht von Eulen. Sie klagen und klagen, sind widerspenstig und sträuben sich, fliehen den Tag und suchen das Licht in der Nacht, aber sie gleichen nicht dem ernsten sittsamen Vogel Minervens. Er sitzt einsam und still zu der Göttin Füßen; der Tag, der sie erleuchtet, erhellet auch ihn; er ist, gleich seiner Gebieterin, zum Kampfe gerüstet, aber er beleidiget Niemand, und fühlt ihren Schutz; zwischen Freude und Leid, als der ächten Stimmung eines edeln Gemüthes, gehen seine Tage in der ernsten Betrachtung der Dinge hin, und er sucht und findet sein Glück in seiner eignen Ruhe. Fröhlichkeit ist eine leichte Blume, und ihr Glanz dauert nicht lange; wer die Frucht des Lebens sucht, findet sie schwerer zu pflücken und nicht selten von säuerlichem Geschmacke; aber wie der Herbst an Dauer und Kraft dem Frühlinge vorzuziehen ist, so ist auch die Zufriedenheit, die aus dem Gemüthe kommt, der Freude vorzuziehen, die der Augenblick bringt.

Die Feste Minervens eröffnen sich unter einem wolkenfreien ruhigen Himmel, und auch bei uns sollen sie heute etwas freier und gesellschaftlicher erscheinen, um wo möglich auch unter uns den Namen einer Panathenäa zu erwerben.

Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit.

Eine moralische Rhapsodie.

(1792.)

Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit! Das erstere scheint blos eine Eigenschaft des Gemüths, die zweite eine Eigenschaft des Urtheils und Verstandes zu sein, und die dritte die Verbindung dieser beiden Eigenschaften in äußern Kennzeichen, Handlungen und Worten.

Würde der Zustand des Menschen nicht durch Wohlwollen begünstigt, so wäre sein Schicksal dem Schicksale der Thiere gleich; ähnliche Bedürfnisse, ähnliche Nothwendigkeit und Härte. Der Stand gesellschaftlicher Verbindungen hat uns dieser Nothwendigkeit entrissen. Wir tragen unsere Empfindungen auf Andere über, und geben ein milderes Schicksal, weil wir ein milderes Schicksal empfangen haben.

Der Reiz gesellschaftlicher Verbindungen wächst mit dem Reize zur Vollkommenheit. Der Mensch ist sich allein nur wenig; zu jedem Geschäfte braucht er mannichfaltige Hülfsmittel, die der Fleiß des Einen nicht erreichen kann. Laßt den geschicktesten Menschen eine Zeitlang von der Hülfe Anderer abgeschnitten leben, er wird sehr bald sein Nichts fühlen, und seine kunstreichen Talente werden ungebraucht veröden. Wechselseitige Hülfe ist der Stamm, worauf die Menschheit grünt; Ein Vogel macht kein Nest, Ein Biber keinen Bau, Eine Biene denkt nie daran, den Saft der Blumen für sich zusammenzutragen.

Da die Grenzen der Menschheit zu weit sind, als daß Ein Geschlecht sie umfassen, und gleicher Vortheil ihm von allen Gegenden zuströmen könnte, so haben sich engere Verbindungen festgesetzt. Staaten, Königreiche, Provinzen; das Band zieht sich immer genauer, je schmaler der Umkreis ist. Ähnliche Einrichtungen und Gewohnheiten ordnen die Lebensweise der Bürger jedes Staats, jeder gesellschaftlichen Verbindung, und sondern sie von den übrigen. Ein Geist muß sie alle beleben, der Geist, der die nahen Bande undurchdringlich fester webt, und die entferntesten herüberzieht; dieß ist der Geist der Wohlwollenheit, des edlen Mitgefühls und der theilnehmenden Güte.

Der Mensch kommt mit sehr mannichfachen Eigenschaften ausgerüstet auf die Welt. Er scheint sich oft in seiner Natur zu widersprechen, und lebt in der gewaltsamsten Opposition mit sich selbst. Die Naturen beinahe aller Wesen vereinigt er in sich; rauh und trotzig wie der Bär, grimmig wie der Löwe oder Tiger, stolz wie das Pferd, furchtsam wie ein Hase, unedel wie das Schwein, friedlich und erduldend wie das Schaaf; das sind die Partikeln, aus welchen jener alte Menschenschöpfer in der Fabel sein Geschlecht zusammengesetzt hat, bis Athene ihm den Geist gab, den Sinn, der dieß Alles unterordnen und bezähmen sollte. Noch regen sich die zu sehr verschiedenen Theile zu oft, und gewinnen wechselsweise einer über den andern die Oberhand. Der Mensch ist nirgend sicher durch sich; er zernichtet sich selbst, reißt seine eigenen Eingeweide auf, und wird auf tausenderlei Art sein Mörder; oder er fällt einem Andern seiner eignen Art und Gattung in die Hand, und findet an ihm den heftigsten Feind. Eben dieses Geschöpf gibt eine Welt für eine Stunde seines Daseins hin, und opfert sich freiwillig zu Martern und Tod für seine Mitgenossen. Der Mensch frißt sich selbst, als eine nahrhafte Speise in den Kammern seiner Eingeweide, und betet sich an, als einen Gott, als ein Wesen, das mit seiner eigenen Natur in keiner Verbindung steht. So

weit haben Unwissenheit und Leidenschaft ein und dasselbe Geschöpf auseinandergesetzt!

Wenn sich diese rohen Leidenschaften nicht immer in ihrer äußersten Schärfe auf der Erde zeigen, so haben wir solches dem Einflusse und der Kraft gesellschaftlicher Verbindungen zu danken. Der Geist des Menschen bildet sich nirgend mehr, als unter der Menge, im Streite und in der Nacheiferung fremder Kräfte. Unter der Menge stumpfen sich die groben Leidenschaften ab, indem sie sich allgemeiner verbreiten. Dessenungeachtet lebt der Zunder davon in jeder Brust, und muß blos durch neue Bestrebungen zur Sittlichkeit und Vernunft unterdrückt und gedämpft werden. Die ungestümen Leidenschaften scheuen sich mehr an das Licht zu kommen, wo sie allgemeiner beobachtet werden, und ob sie sich gleich zuweilen unter der Menge heftiger entzünden, so hält auch hier die allgemeine Gefahr den Ausbruch leichter zurück. Was übrigens die Bande der Schicklichkeit und eingeführten Gewohnheit auf den Menschen vermögen, ist so leicht nicht zu berechnen.

So erscheint der Mensch! Und sollte dieß seine eigene, ganze, wahre Natur sein? Oder möchten vielleicht auch Verhältnisse diese Seiten von ihm nur so scharf zur Ansicht gebracht haben? Möchte die Vielheit seines Charakters, die Richtung, die derselbe nach allen ihn umgebenden Umständen und Dingen nehmen kann, nicht dazu beigetragen haben, ihm diese Unterscheidungszeichen vorzüglich aufzudrücken? Ich meine es fast so. Wenn man die Länder ansieht, wo sich die Natur des Menschen noch am ursprünglichsten erhalten hat, wenn man die Urkunden des Menschengeschlechts aufschlägt, so findet man den Menschen nicht Löw' und nicht Schaf, er ist kein wüthendes Raubthier und kein alleserduldendes Lamm — er ist Mensch! Jenes kann er vielleicht und muß es zuweilen sein, unter Umständen; aber es leuchtet immer noch etwas Anderes aus ihm hervor, ein Wesen, das sich durch vernünftige Begriffe empor zu bringen sucht, das etwas Höheres erahnet, als was durch

die bloße Gewalt der Leidenschaften hervorgebracht werden mag, die meist erst durch Unterdrückung gewaltsam in ihm erregt werden, oder durch Verrückung seines Zustandes zum Gebrauch fremder Absichten.

Hier zeigt sich der Mensch nun auf einer neuen Seite. Es ist gewiß, daß ein eigener Geist über diesem Geschlecht walte, und ihm sein Schicksal bestimme. Ein Vernunfttrieb liegt in ihm, und so nahe er auch mit gröbern thierischen Trieben verwandt sein mag, so reißt er sich dennoch von Zeit zu Zeit immer wieder los, glimmt Jahrhunderte unter einer bedeckenden Asche fort, und erweckt hier ein helleres Licht, dort einen tiefern Brand, aber unläugbar nimmt er an Kraft und Vermögen zu. Wohlwollen gebühret daher vor Allem diesem Geschlechte. Auf der Mitte dieser Erde gepflanzt und gesäugt, unter dem Einflusse reinerer Strahlen gebildet, die ihm den tausendfachen Sinn gespalten haben, um vielleicht endlich einmal damit das Licht der Wahrheit zu erforschen und auszufinden, verbreitet sich das Menschengeschlecht bis an die Pole der Erde, auch da mannichfaltigere Kraft und Licht zu schöpfen, und überall die Erde mit dem Glanze eines denkenden Strahles zu umkrönen.

Jede Pflanze erfordert ihre eigene Sorgfalt und Wartung; wenige nur wachsen unter den rauhen Stürmen des Nords und seinem bedeckenden Schnee hervor, und auch dort ist es eine mittheilende Wärme, ein sanfter Hauch, der sie erweckt. Es gibt Thiere, die nicht wohl eines gewissen Grades von dem Einflusse der Sonne entbehren können, ohne gleichsam in ihrem ganzen Wesen zu zerfallen, ohne der Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit ihres Daseins beraubt zu werden, und selbst ohne den Instinkt oder die Lust zu verlieren, ihr Geschlecht weiter fortpflanzen zu mögen. Der Mensch lebt unter allen Klimaten, und ohne Zweifel und nach allen Analogien der Naturgeschichte ist auch er aus jenen Gegenden hervorgegangen, die eines freundlichern Himmels genießen, wo die Geschöpfe nur

unter der Pflege der Einzigen Sonne aufwachsen, wo kein Dach oder Schirm zu seiner Beschützung nöthig war, als den vielleicht der Schatten eines fruchttragenden Baumes oder die Bedeckung einer duftenden kühlen Höhle gewährte. Alles zeuget von dem zarten Ursprunge des Menschen, von seiner sanften Bildung, von einer feinern glücklichern Bestimmung. Der beizende Hauch des Nordwindes paßt nicht zu diesem Körper, den die Natur mit dicken Häuten oder Pelzen umgeben haben müßte, wenn sie ihn für diese Jahreszeiten, für einen solchen Himmel bestimmt hätte. Der Mensch ist also ein Fremdling auf diesem Boden; sollte er nicht, da er bei sich allein die Ehre der Hauswirthschaft retten muß, sich wechselseitig liebreich entgegen gehen, und einer dem andern den Mangel wärmerer Strahlen durch Güte und Gefälligkeit zu ersetzen suchen? Dieß scheint hier doppelte Naturpflicht. Die Völker glücklicherer Zonen begegnen sich liebreich; nichts ist dem Reize, der Anmuth ihrer Liebkosungen zu vergleichen, und der Mensch des rauhen Norden, der ihre Geschichte weiß, der ihre Lebensweise studirt hat, ist streng und zurückstoßend; sitzt hier und schöpft aus dem ganzen Vorrath seiner Weisheit nichts, als Spröde, Untheilnehmung und Härte; statt die Regsamkeit seines Geschlechts zu fördern und zu vermehren, unterbricht er vielmehr solche durch leeren Eigendünkel, durch kalten Hochmuth, und haucht, seinem Pole getreu, Unkraft und Erstarrung hin, wo Leben, Licht und Bewegung sollte hervorgerufen werden.

Sollte es scheinen, diese Beweggründe zur Wohlwollenheit wären einigermaaßen zu weit hergeholt, und lägen größtentheils mehr in der Phantasie, als in der Natur; so sind es ja eben diese Gesetze der allgemeinen Natur, worauf ich mich berufe, und was braucht es näherer Beweggründe, wo die Sache selber spricht? Ein Jeder von uns trägt dennoch ein Mährchen bei sich im Kopfe herum, das er nach Glück oder Umständen weniger oder mehr zusammenhängend sich denkt und auszuführen sucht. Laßt uns dieses Mährchen bearbeiten, das zur all-

gemeinen Glückseligkeit auf die leichteste Weise beiträgt! Die Paradiese, die Feengärten, die duftenden Zauberblumen sind nirgends; hier sind die Inseln der Seligen; jede andere Fahrt zu ihnen ist ungewiß. Die goldenen Blumen auf krystallenen Auen wachsen nirgends sicherer, als in des Menschen Brust auf; hier suchet sie, oder ihr werdet sie schwerlich irgendwo finden! Ein trautes Wort, zur gehörigen Zeit; redliche, wahre Absichten, die lange verborgen gewesen; das süße Mitgefühl eines regen Herzens; der frohe Anblick eines Freundes, haben schon oft Wunder gethan, und Menschen vom Rande des Grabes zurückgerufen.

So groß nun aber die Zauberkraft des Wohlwollens ist, so ist es doch mit ihm allein auch nicht immer gethan. Wir müssen einen Werth haben, wir müssen Achtung verdienen, solche zu geben und zu erhalten wissen, sonst fällt die Blüthe des Wohlwollens ohne Frucht zur Erde. Wer sich selbst Achtung erzeigt, wird sie auch gar bald bei Andern finden; wer Niemand achten kann, der verdient gewiß auch selbst keine Achtung. Es gibt ein solches Geschlecht, das Alles verachtet; spüret ihm nach, und es ist das verächtlichste von allen.

Werthschätzung ist noch höher als Wohlwollen; dieses schenket, jenes bezahlt.

Die äußern Zeichen der Achtung und des Wohlwollens sind Höflichkeit. Wir haben kein geschicktes Wort für den Begriff der Höflichkeit in unserer Sprache, und es scheint daher, daß der Begriff selbst lange Zeit verborgen gewesen sein müsse, bis er durch einen Nebenbegriff vom Hofe erweckt worden, wodurch er oft eine falsche Wendung und Zweideutigkeit erhalten hat. Das französische Wort civilité erfüllt den eigentlichen Begriff, und bestimmt das wahre Betragen gebildeter Menschen gegeneinander. Es ist kein Affenspiel leerer äußerlicher Ceremonien und Bezeugungen; die Höflichkeit besteht nicht aus kleinlichen Vorschriften noch in Unwahrheit und angenommenen

Gebräuchen; sie ist Achtung seiner selbst und Anderer, um den Umgang mit Menschen leichter und gefälliger zu machen.

Wer die Rechte der Menschheit überhaupt ehrt, wer die Vorzüge eines Andern fühlen und ihm die gebührende Achtung dafür erzeigen kann, der ist höflich; wer sich selbst keinen Vorzug nimmt, und den, welchen er in der That besitzt, am wenigsten merklich macht, der ist höflich; wer sogar seiner eigenen Bequemlichkeit etwas entzieht, um die Bequemlichkeit Anderer zu befördern, wer die Mängel und Fehler seiner Freunde geschickt zu bedecken weiß, wer die unangenehme Gegenwart eines Dritten ertragen kann, um einem Andern dadurch Erholung oder eine bequemere Lage zu verschaffen u. s. w., der ist höflich; wer schweigt und spricht, jedes zur gehörigen Zeit, wer eine Empfindung an sich zu halten weiß, um nicht die gegenseitige Empfindung eines Freundes zu stören, oder auch ihn von einer unangenehmen Empfindung abzuwenden und zu erwecken weiß, wer jeden aus einer falschen Verlegenheit zu reißen und ihm Zutrauen zu sich einzuflößen sucht, der ist menschlich und höflich; wer sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben sucht, die zum Vergnügen oder zur Unterhaltung der Gesellschaft gehören, auch der ist höflich, (denn welche Qual ist nicht öfters ein ganz ununterrichteter, unwissender Mensch!) kurz, wer an der Person eines Andern denjenigen Antheil nimmt, den er nur immer für seine eigene Person wünschen möchte, der ist höflich, und besitzt das, was die Ausländer als Sitten eines Edelmannes bezeichnen (the manners of a gentleman), die wir aber im Deutschen nicht dafür erkennen, noch mit dem ähnlichen Ausdrucke zu bezeichnen vermögen, weil sie sonst gar oft gerade das Gegentheil angeben würden.

Obgleich nun von einem solchen Betragen nichts in allen Schriften der Rechtsgelehrten, noch in den zehn Geboten vorhanden ist, so sind sie doch zur Erhaltung und Anmuth menschlicher Gesellschaft beinahe unentbehrlich.

Die Sinesen sind bekanntlich das höflichste Volk auf der

Erde. Man sagt, sie seien falsch und betrügerisch, und die weiche Gemüthsart jener asiatischen Völker, zumal wo Handel und Gewerbe den Hauptgegenstand der Beschäftigung des Lebens ausmachen, läßt uns solches wohl vermuthen. Ob sie nun gleich äußere Höflichkeitsbezeigungen und Ceremonien auf eine für uns beinahe lächerliche Weise übertreiben, so sagen doch die Reisebeschreiber, und unter andern der Pater du Halde, daß die Ruhe und der beständige Friede, welchen man in dem sinesischen Reiche antrifft, größtentheils eben diesen Ceremonien und Höflichkeitsbeobachtungen zuzuschreiben sein möchte. Die Menschen werden durch Achtung, die sie immer gegen sich selbst und gegen äußere Schicklichkeiten erhalten müssen, in einer Art von Aufmerksamkeit unterhalten, welche sie von roheren Gemüthsbewegungen und Eigenthümlichkeiten abzieht, und den Unfrieden in seinen kleinsten Theilen schon auflöst und zerstört. Ähnliche Ursachen mögen den Geist der Geschliffenheit bei mehreren Völkern hervorbringen. Überhaupt aber scheint der Mensch ein natürliches Gefühl für Höflichkeit zu haben; nur die polizirteren Völker des Norden machen zuweilen eine Ausnahme davon. Kein Wilder ist grob; sie haben vielmehr den höchsten Begriff von Höflichkeit, wie uns Franklin in einem eigenen Aufsatze belehrt hat, und in den sehr artigen Erzählungen, die er uns von den nordamerikanischen Wilden gegeben. Jedermann weiß, wie Cook und seine Nachfolger in den Südseeinseln aufgenommen worden sind. Ein eigener Geist erweckt daselbst die Blume des zartesten Wohlwollens und der Höflichkeit. Er vervielfacht sie unendlich, und gibt ihr einen eigenen aromatischen Geruch, den sie durch den reinern Himmel einzieht und verhaucht.

So tief gegründet sind die gleichen Rechte der Menschheit in dem Gemüthe jedes wohlgearteten Menschen, daß er selbst der Gesellschaft bald überdrüßig wird, wo er einen zu merklichen Unterschied genießt, wenn auch solcher übrigens zu seinem eigenen Vortheil gereichen sollte. Nur kleine Seelen wünschen

ein Recht von außen zu haben, ein Recht, das ihnen nicht zugehört und aus ihrer Natur nicht genommen ist; ein großes Gemüth ist mehr auf sich und seinen wahren innern Werth aufmerksam. Es fühlt, daß es von diesem selbst dem höchsten Range leihen muß, wenn er eine wahre Würde haben soll, die nicht nur von Thoren und Idioten bewundert wird. Wahre Achtung ist das, wofür die besten Menschen Leben und Glückseligkeit hingegeben haben. Wer den Werth der Güter zu schätzen weiß, wird dafür nicht das Flittergold einer falschen Verehrung eintauschen.

Die Natur gibt unstreitige Vorzüge, die ein Mensch vor dem andern hat. Wer weiser, wer stärker ist als der andere, wer mehr Kunst und Eigenschaft besitzt, dem hat die Natur von selbst einen Rang, einen Vorzug eingestanden. Sie hat ihn mit einer Kraft oder mit einem Kleinod geziert, das wir ehren müssen. Ist es Fleiß oder Tugend, welche ihm diese Eigenschaften erworben hat, so ist er um desto mehr schätzbar, denn er besitzt dieselben Vorzüge, und besitzt sie nur durch sich.

Es gibt noch andere Vorzüge in der Gesellschaft, die sich mehr auf Übereinkunft gründen. Was Macht, Stand oder Geburt verliehen hat, ist gleichsam nur eine fortgesetzte Dauer ehemals existirender Natureigenschaften. Sie sollen und müssen da gewesen sein, und wir haben ihnen gleichsam das Recht eingestanden, forterben zu dürfen, weil wir den Vortheil eingepflanzter Gesinnungen erkennen. Wo die Natur jene gänzlich aufgehoben hat, kann der Vorzug von selbst nicht mehr bestehen; sonst glänzte er uns als ein lebendes Bild sittlicher Vorschriften, das die Menschheit, die sich so selten selbst zu führen weiß, in einzelnen Personen verehrt; diese sind dann gleichsam ein sinnliches Lob, eine Ermunterung, Belohnung und Krönung solcher Eigenschaften und Verdienste, die das Menschengeschlecht werthschätzen, und um die es sich bemühen muß.

Alle diese Eigenschaften gründen sich indeß immer auf eine feinere Erkenntniß und Überzeugung, welche die Menschen selbst

von ihnen haben. Was hilft Talent und Kunst, Stand und Würde, selbst Reichthum und Stärke, wenn Menschen den Unterschied und Vortheil dieser Eigenschaften nicht einsehen können? Es gibt Völker, die den Reichthum nicht für etwas Schätzbares halten, weil sie auch selbst keinen Gebrauch davon machen können. Ein starker Mann findet immer seines Gleichen, und wohl noch einen etwas stärkern, der ihm seinen Vorzug fühlbar machen kann. Mit den übrigen Eigenschaften hat es noch mehr die ähnliche Bewandtniß; ihr Werth in der Gesellschaft beruht größtentheils auf der Meinung, die man von ihnen hat, oder auf dem Gebrauche, den man, nach Umständen, von ihnen machen kann und mag.

Simonides, aus Cea, war gewiß ein kunstreicher Dichter, aber die Thessalier gaben nicht einen Pfennig für seine Lieder aus; es fehlte ihnen nur an Verstand und Geschmack dazu. Agesilaus, der Spartaner, beklagte sich über Feinde, die so dumm seien, daß er nicht einmal seine Kriegslisten gegen sie anwenden könne. Diese hielten ihn also wohl schwerlich für einen geschickten Feldherrn. So viel liegt daran, daß Andere ähnliche Anlagen und Fähigkeiten mit uns besitzen, wenn wir von ihnen geschätzt, oder auch nur verstanden sein wollen.

Es ist daher unser eigenes natürliches Interesse, Eigenschaften, Fähigkeiten und Kenntnisse auch an Andern zu schätzen. Selbst im gemeinen Leben muß unser Betragen nach einer Norm allgemeiner Aufmerksamkeit gegen Jedermann eingerichtet sein. Jeder Mensch wünscht einen Werth zu haben, und wer möchte ohne diesen, wenigstens ohne die Meinung davon, noch in der Welt leben? Es ist also eine Aufhebung aller Rechte, eine offenbare feindselige Beleidigung, einem Menschen zu zeigen, daß sein Leben für uns keinen Werth habe. Je mehr wir ihn von dem Gegentheil überzeugen können, desto mehr wird er auch uns zugethan sein, und an unserm Dasein Antheil nehmen; und es ist kein Geringes und für das Leben oft eine

große Stärkung, zu wissen, daß solches Vielen werth sei, und daß wir die Rückempfindung unserer Existenz in Mehrern haben.

Freilich findet ein Gut, das so allgemein geschätzt wird, wie Achtung und Verehrung, gar Viele, die es falsch nachmachen. Die gewöhnlichen Papiermünzer der Höflichkeit möchten gern, daß man ihre Waare für ächt annähme, und ihnen baares Geld dafür auszahlte. Wer möchte aber deshalb den Werth des Goldes und Silbers, als Zeichen eines wirklichen Besitzes, in Verdacht ziehen, weil es weiße Lumpen gibt, auf die man einen ähnlichen Stempel geprägt hat?

Sollte auch eine allgemeine Höflichkeit das Gemüth nicht ganz aus einer gewissen angeborenen Selbstigkeit heraussetzen, wodurch wir uns gern als den Mittelpunkt der Dinge betrachten, und jede Vorstellung durch die unsrige nur beleben möchten, so lehrt sie wenigstens diese Eigenschaft verbergen, um dadurch nicht Mißfallen und Beschwerlichkeit zu erregen. Sie lehrt uns durchaus das an Andern erkennen, was wir an uns selbst nicht erkannt oder vernachlässigt zu sehen wünschen.

Alle die geringen Gefälligkeiten, Aufmerksamkeiten und Nachgiebigkeiten tragen unendlich viel zur Anmuth des Lebens bei. Sie geben selbst Kraft und Sporn zu höheren Unternehmungen, als irgend im Bezirke ihres kleinen Kreises zu liegen scheinen. Sie vervielfältigen gleichsam das menschliche Dasein, und geben ihm diese Weichheit und Anmuth, die wir an Werken der Kunst so hochschätzen, und an keiner Kunst höher schätzen sollten, als an der wahren Kunst zu leben, ohne welche alle anderen Künste und Wissenschaften gar bald wieder in ihren Staub hinkehren, oder der Raub wilder Barbaren werden würden.

Es war gewiß kein gemeiner Volkslehrer, welcher unter seinen Lehren und Parabeln, die er aufstellte, auch die Lehre der Bescheidenheit und Höflichkeit gab, und sogar wollte, daß man bei einem gebetenen Gastmale stets die unterste Stelle suchen sollte, um im Falle etwas höher hinaufrücken zu können.

Mit diesem Geiste der Demuth haben sich seine angeblichen Nachfolger nachher ziemlich hohe Plätze erworben, und sich immer weiter und weiter hinauf, als Knechte der Knechte, zuletzt über alle Kronen der Erde hinweggerückt. Mehr als die offenbare Gewalt des Schwertes hat ihnen diese anscheinende Demuth genützt, so wie ein falscher Stolz oder Hochmuth manche Krone schon vernichtet hat. Noch immer sehen wir auch, daß Große, die Gewalt über Andere haben, mehr durch Güte, Herablassung, Theilnehmung und Freundlichkeit gewinnen, als durch Härte und Zurückgezogenheit, und daß Jeder, der in der Welt nach Vorzug strebt, solchen sicherer erhält durch gefällige Sitten, ohne welche er gewiß gar bald in Haß und Verachtung geräth; dagegen Grobheit nur die Äußerung gemeiner Seelen ist, die für die Gesellschaft oft unerträglicher wird, als selbst das widrigste Laster.

Einige Bemerkungen über die Kunst zu lesen;

wobei die erste Scene der „Iphigenia auf Tauris" zum Grund gelegt ist.

(1792.)

Die Sprache ist eigentlich ein bloßes Vernunftorgan, in so fern der Mensch die von ihm wahrgenommenen Dinge und ihre Eigenschaften damit bezeichnet.

Sie wird aber auch zum Ausdruck der Leidenschaften, durch Beimischung sinnlicher Begriffe und der ihnen verwandten Töne.

Es ist selten eine Rede, die nicht Beides zugleich hervorzubringen suche, Klarheit oder Deutlichkeit des Begriffs und Affect der Neigung oder Sinnlichkeit. Nur die abstracten Wissenschaften sind hievon ausgenommen.

Die Sprache oder Rede erfodert also zweierlei Eigenschaften: Deutlichkeit der Vorstellung und Sinnlichkeit des Ausdrucks.

Zu letzterer wird vorzüglich die Biegsamkeit des Organs erfodert, und alle diejenigen Eigenschaften, welche der Rede Bewegung oder Affect geben können.

Die Sprache ist auf Deutlichkeit gegründet. Kein Begriff der Vernunft kann zur Sprache übergehen, wenn er nicht einen gewissen Grad der Klarheit oder Deutlichkeit er=

langt hat; eben so kann auch keine sinnliche Vorstellung Sprache werden, wenn sie sich nicht zuvor auf einen gewissen Grad gereinigt hat, und zu einer klaren Vorstellung geworden ist.

Das Reich der Sprache ist also das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, beide in einander wirkend; denn selbst bei den abstractesten Vorstellungen nimmt der Ton des Redners etwas Gefälliges, den Sinnen Schmeichelndes, an, und bei den sinnlichsten Äußerungen muß er — auf den Gedanken wirken.

Da nun die Sprache einen so umfangsreichen Kreis hat, nämlich das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, so muß die sie begleitende Stimme von ähnlichem Umfang sein, und sowohl zur deutlichen Erklärung und Auseinandersetzung der Dinge, als zu deren Bewegung und Zusammenfassung den geschicktesten Gebrauch haben.

Daß die Sprache, blos als Kunstorgan betrachtet, eines der wirksamsten Mittel sei, ist außer allem Zweifel. Schon die oben angeführten Gründe setzen ihr das weiteste Gebiet, und da sie der lebendigste Ausdruck von dem ganzen Charakter des Menschen ist, so theilt sie sich auch auf eine wunderbare Weise mit.

Kein kranker, kein verwachsener, kein mißgeschaffener Mensch kann eine reine und gesunde Sprache haben. Durch sie errathen wir vielleicht am natürlichsten die moralischen Schwachheiten, Fehler und Gebrechen. Jedes Geschlecht hat seine eigene Sprache, jedes Alter die seinige; vielleicht ließe sich die Zeit bestimmen, in welcher sie in dem menschlichen Alter zu ihrer höchsten Reife kommt, und dieses würde in dem vollen Laufe seiner Kräfte und unter den günstigsten Umständen sein.

Die Abweichungen, welche die menschliche Stimme hat, dienen zu einer eigenen Kenntniß, und können zum hohen Reiz des Ausdrucks werden.

Überhaupt aber ist zu bemerken, daß jeder Mensch in der Sprache, wie in allen übrigen Äußerungen, seinen eigenen

Charakter hat, und daß er sich angelegen sein lassen muß, diesen zu erforschen, zu prüfen, zu leiten, zu verbessern oder zu verfolgen.

Die Sitten, Lebensweise, die Beschäftigung und der Umgang mit Menschen haben ihren gewaltigsten Einfluß auf die Sprache. Kein Glied ist empfänglicher und biegsamer als die Zunge. Wir bemerken leicht eine Veränderung der Aussprache bei einer Person, die sich eine Zeit lang an einem fremden Orte aufgehalten, oder öftern Umgang mit Personen einer fremden Sprache gepflogen hat. Auch Natur und Gewohnheit legen sich bei der Aussprache selten ab, und man wird fast stets einen Ausländer erkennen.

Die Zunge bleibt stets der Zeiger der innern und äußern Verfassung des Menschen. Gesundheit und Leben erregen sie, jede Hinderung des Gefühls legt ihr Fesseln an, und schlägt sie nieder. —

Wir wollen nun die Iphigenie zur Hand nehmen, und einige Anmerkungen über Aussprache und Declamation bei Gelegenheit der ersten Scene derselben machen.

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
„Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
„Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
„Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
„Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher." —

So wie ich das Buch zur Hand nehme, bedenke ich, was ich lesen werde. Ein Gedicht, ein ernsthaftes, dramatisch-tragisches; Helden und Personen der Vorzeit, — Griechenlands! Die Sprache muß edel sein, tönend, blühend, sanft und gewaltsam. Mäßigung des Charakters bei einer Anlage zu allen Fähigkeiten wird den edelsten Hauptzug des Gedichts und folglich auch der Declamation ausmachen.

Die Dichtung erfodert das Phantasiereiche, den vollen Umfang der Sprache, auch zuweilen über das Gewöhnliche, in die

Gegenden, wohin die Phantasie Ton und Sprache mit sich nimmt.

Noch eine Bemerkung über den Vers. Der zehn- und elffüßige Jambus will stark gelesen sein. Man darf ihn öfters fühlen lassen. Es ist unglaublich, wie die Declamation durch Gefühl und Kenntniß des Sylbenmaaßes gewinnt, wenn der Leser dadurch gehörig den gemessenen Gang der Rede zu verändern weiß. Es ist wahr, daß in der dramatischen Poesie zumal Alles auf die Darstellung des Hauptaffects ankommt, aber diese kleinern Modificationen sind doch Mittel und Weg zu Beförderung desselben, und es ist nöthig, daß das Ohr in einem beständigen Zauber erhalten werde.

Noch ist zu bemerken, daß die männliche Endung gemeiniglich ein geringes Anhalten, einen Stillstand gibt; die weibliche hingegen öfters sanft überfließt, oder, wo sie endigt, ein gelindes Fallen verursacht.

Also zum ersten Vers: „Heraus in eure Schatten" — Das Herz lag in langer Verschlossenheit, in unterdrücktem Kummer, in stiller Sehnsucht; hier bricht es endlich aus. Ton und Stimme bricht wie eine langverborgene Feuerflamme hervor, nur der Charakter der Priesterin, selbst die Heiligkeit des Ortes, mäßigen sie.

Der Ton dieser Stelle ist übrigens feierlich, ernst, voll innigen Gefühls; die Lebhaftigkeit, womit sie sich anfänglich hervorthut, sinkt zurück auf die eigene Stärke in sich, die sich durch Widerstreben äußert:

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
„Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
„Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd:
„Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
„Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
„Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
„Nur dumpfe Töne brausend mir herüber." —

Es ist ein wunderbares Gewebe um das, was man in

der Rede einen Perioden nennt. Gegenwärtiger ist offenbar mit vieler Kunst gestellt, er hat aber eben deshalb nicht ganz das gleiche Glück, wie der vorige. Wenn wir mit der dritten Zeile schließen, wie es die Interpunction im Originale verlangt, so schließt die Rede mit demselben Sinne, wie im vorhergehenden Perioden, nur um Vieles schwächer; und dieß thut eine böse Wirkung. Dort gewöhnt sich der Geist der Priesterin nicht an diesen Ort, sondern betritt ihn stets mit schauderndem Gefühl; und hier bleibt sie an demselben nur immer noch fremd. Ich weiß wohl, daß der Geist der hohen Dichtung an einen so abgemessenen Stufengang sich nicht gewöhnt, sondern vielmehr, wie die wogende Welle, zuweilen wieder zurückschlägt, um stärker vorzudringen; es ist aber nöthig, daß der etwas kältere Leser solches bemerke, um sich bei einer solchen Stelle nicht zu lange zu verweilen. So läßt also die Stimme diese dritte Zeile schnell fallen, und tritt hervor zu dem: „Denn ach!“ —

Hier schlägt die Flamme auf's Neue hervor; man sieht den ganzen Grund des Unglücks; das Herz ergießt sich. Hier ist eine verworrene Art zu reden, die aber der Affect billigt, und sie zur Schönheit macht. Eigentlich sollte es heißen: „ich stehe am Ufer und suche mit der Seele das Land der Griechen — aber mich trennt das Meer von ihnen.“

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend,“ — erfodert den sehnsuchtvollsten schmachtendsten Ausdruck, der sich mit dem hohen Charakter der Priesterin verträgt.

„Nur dumpfe Töne“ — muß abgebrochen und mit einigem Widerwillen gelesen werden.

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
„Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
„Das nächste Glück von seinen Lippen weg;
„Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
„Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
„Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
„Sich Mitgeborne spielend fest und fester
„Mit sanften Banden an einander knüpften.“

Die Rede, und folglich auch der Ton der Stimme, reißt hier gänzlich ab. Die Priesterin sucht die tiefere Ursache ihres Kummers, und läßt die vorgehende sinnlichere fallen. Es ist eine glücklich-traurige Erinnerung voriger Tage, ihrer ersten Kinderjahre. Der Ton kommt also aus der Tiefe des Herzens hervor, und wird zur betrachtenden Erinnerung geführt. Ein empfindungsvoller, etwas tieferer, aber gleicher Mittelton wird hiezu geschickt sein.

— „Ihm zehrt der Gram
„Das nächste Glück von seinen Lippen weg;" — ist etwas uneigentlich. Der Gram ist innerer Schmerz und Kummer, und kann also nicht wohl von den Lippen wegzehren. Auch hier darf die Rede nicht durch die Interpunction aufgehalten werden.

„Ihm schwärmen" — schildert eine freudige Erinnerung hinter einem trüben Schleier. Die Rede muß daher hier schnell folgen, und selbst schneller und freudiger, als wenn sie einen gegenwärtigen Glückszustand schilderte. Das gegenwärtige Glück gebiert Ruhe; das entfernte Unruhe, Verlangen. Man sucht sein vergangenes Glück in einem Augenblicke falscher Wonne auf, um sich desto schneller wieder in sein gegenwärtiges Elend einzuhüllen.

„Mit sanften Banden an einander knüpften" — muß mit vieler Weichheit gelesen, und die Worte gleichsam an einander geknüpft werden.

Nun folgt ein kälterer Zustand der Betrachtung und der Vernunft:

„Ich rechte mit den Göttern nicht, allein
„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
„Und in der Fremde weiß er sich zu helfen;
„Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg,
„Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
„Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
„Schon einem rauhen Manne zu gehorchen

„Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
„Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt.“ —

Der tiefe tragische Ton geht immer fort. Der große Sinn sieht nur das Unglück im Allgemeinen und Großen, und läßt sich nicht auf das Besondre ein. Das Glück malt sich ihr etwas heller aus, denn sie hat keinen Anspruch darauf.

Auch hier ist die Interpunction etwas verändert. Die dazwischen stehenden Punkte mögen als Colons oder Halbpunkte gelten.

Die Stelle wird mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen und in gemäßigter Folge gesagt. Das Einzelne vorzustellen, als:

„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann“ — wird die Stimme etwas erhoben.

„Wie eng gebunden“ — hier geht eine merkliche Pause vorher. So wie die Schilderung von des Mannes Schicksal freier gesagt wird, so wird hier, bei des Weibes Schicksal, die Stimme etwas enger und bekümmerter.

„Ist Pflicht und Trost“ — diese beiden Worte wollen auf die Art gelesen sein, daß erhellen möge, daß dieser Trost eben nur aus der erfüllten Pflicht komme. Ich würde also dem Worte Pflicht eine gewisse sich unterwerfende Beschränktheit, zugleich mit etwas Erhebung der Stimme, geben, gleichsam als wenn man zu einem Gesetze aufsähe; in dem Worte Trost aber eine beruhigende Resignation andeuten, welche auf Erfüllung der Pflicht folgt.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
„In ernsten heil'gen Sklavenbanden fest.“

Der Ton wird etwas gesunkener. Er kommt vom Allgemeinen auf's Besondere zurück — auf ihr eigen Schicksal; darum etwas inniger.

„Ein edler Mann“ — ist mit Empfindung und Würde auszudrücken.

„— heil'gen Sklavenbanden“ — muß wohl mit

einiger Besorgniß gesagt werden, weil die darauf folgende Anrufung um Entschuldigung bittet.

„O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
„Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
„Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
„Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
„Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
„Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
„Des größten Königes verstoß'ne Tochter,
„In deinen heil'gen, sanften Arm genommen:
„Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
„Den du, die Tochter fodernd, ängstigtest;
„Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
„Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
„Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
„Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
„Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
„Die schönen Schätze, wohl erhalten hast:
„So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
„Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
„Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode."

„O wie beschämt" — hier ist aller Ausdruck jungfräulicher Zartheit vonnöthen. Innigkeit, Zutrauen, Anhänglichkeit suchen den Fehler des Widerwillens auszutilgen. „Mit stillem Widerwillen" — muß selbst mit Schmerz und Kummer ausgedrückt werden. „Mein Leben sollte zu freiem Dienste dir gewidmet sein" — ist eine Art von Entschuldigung, und erfodert daher einen zuversichtlichern Ton. Nun drängen sich alle Bewegungen der Seele in ein Verlangen, in einen Wunsch zusammen, nämlich Befreiung, Rückkehr. „Des größten Königes verstoß'ne Tochter" — erfodert Selbstgefühl. „Ja, Tochter Zeus" — die Rede wird immer schneller, immer heftiger. „Die Tochter fodernd, ängstigtest" — hier kommt Tochter in vier Versen dreimal vor; dieß letzte muß also etwas schnell übergangen und der Nachdruck des Verses auf das letzte Wort gelegt werden. „Den göttergleichen Agamemnon" — mit vornehmem Anstande. „Sein Liebstes zum Altare brachte" —

mit schmerzhafter, zärtlicher Erinnerung. Sie war es selbst; darum fodert der Blick wenigstens Dankbarkeit, wenn auch die Stimme sie nicht hinlänglich sollte bezeichnen können. „Von Troja's umgewandten Mauern — rühmlich" — Es sind des Vaters Thaten. „Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn" — Sie zählt die „Schätze" vor, und freut sich, immer noch einen neuen hinzuthun zu können; die Stimme erhebt sich also mit jedem etwas — „wohl erhalten hast" — Der Geist der Dichtung muß den Leser überall beseelen, darum darf er kein Wort, das Bedeutung hat, ohne Bedeutung vorübergehen lassen. Selbst bloßer Wohlklang hat seine Bedeutung. Der Accent auf wohl muß die Redensart von der Gemeinheit retten. „So gieb auch mich" — Das Vorige waren Ursachen, Beweggründe; hier kommt die volle Bitte. Alle Innigkeit der vollen Stimme muß dazu angewandt werden, doch so, daß der Charakter, die Würde der Priesterin, überall zu erkennen sei. Überhaupt darf nie oder nur sehr selten ein Affect oder Ton bis an die letzte Grenze des Ausdrucks gebracht werden. Hierin besteht eigentlich das Große der Kunst. Es gibt dem Charakter jedes Dinges, und also auch vorzüglich der menschlichen Eigenschaften und Affecten, ein gewisses Unendliches, wenn man solches nicht sinnlich ganz umfassen und auf solche Weise seine Grenzen bestimmen kann. Was unsern Kräften gleich oder wohl gar geringer als dieselben ist, das achten wir nicht lange; was wir aber nicht erreichen können, das spannt unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit, zumal wenn die Fülle erkannter gegenwärtiger Eigenschaften sein Dasein uns nothwendig oder reizend macht. Die menschliche Natur will durch unaufhörliche Spannung aufrecht erhalten sein. Darin liegt und dadurch erhält sich die Hoheit unsers Wesens. Wir suchen selbst in einem Zustande nach diesem Leben die Ursachen auf, unsre Existenz zu erhöhen, und die moralischen Gesinnungen zu befestigen, die wir für so nothwendig und vorzüglich erkennen, und zu denen es uns immer

an hinlänglicher Tendenz fehlt, oder welche in uns durch Überströmung der Affecten gar leicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden. Daher hat alle Größe solche Gewalt auf uns, und der Weg, den die vortrefflichsten Künstler dazu nehmen, diesen hohen Reiz des Großen für die menschliche Natur noch dauernder und bleibender zu machen, war, bei Absonderung alles Kleinlichen und Schwächlichen, dem Reichthum des Daseins gleichsam eine Fülle der Ruhe mitzutheilen, und so die Folgen der Bewegung nur ahnen zu lassen. So ist auch das Geschrei weibisch und kleinlich, und auch die Stimme muß sich bei Ausdrückung hoher Gegenstände in einer gewissen Mäßigung erhalten, welche noch immer mehr von ihrem Reichthum erwarten läßt.

Nacherinnerung.

Ich weiß wohl, wie wenig vorgehende Zeilen für den eigentlichen Gegenstand enthalten, für den sie bestimmt sind. Sie berühren nur hie und da den Tact und Sinn der Empfindung, ohne eigentlich zu bestimmen, wodurch solche anzugeben oder durch die Stimme zu erhalten sein möchte. Es ist schwer und scheint beinahe unmöglich, einen Ton anders, als durch Hülfe des Gehörs, deutlich anzugeben. Selbst die genausten Noten sind hiezu unzulänglich, wie man solches bei musikalischen Ausführungen bemerken kann, wo die geübtesten Spieler nicht stets übereinstimmen. Für die Aussprache articulirter Töne hat man sogar noch keine Zeichen erfunden, und es scheint auch, daß ihr Umfang zu groß, ihre Modulation zu verschieden, und ihre Bewegung zu nah mit dem Innersten unserer Gefühle verbunden sei, als daß es wohl möglich sein möchte, solche einigermaßen durch hinlängliche, nicht verwirrende Zeichen anzudeuten. Dazu ist auch noch der Bau der

Stimme, und also das Instrument, worauf gespielt werden soll, bei jedem Menschen so verschieden, daß man bei jedem Einzelnen beinahe ein anderes Zeichen vorsetzen müßte, und dadurch die natürliche Anlage oder Geschicklichkeit, die er hat, das Vorzügliche seiner Stimme anzuwenden und das Mangelhafte zu verbergen, vielleicht gehindert werden dürfte. Es wären also, nach meinem Urtheile, keine andern allgemeinen Zeichen für die Lesekunst zu erfinden möglich, als welche das Höhere und Tiefere jedes Affects oder jeder verschiedenen Intonation, und dann das langsamere Halten oder schnellere Fortrücken der einzelnen Worte und Abtheilungen bezeichneten. Man bemerkt, daß eine richtigere Interpunction schon viel zum richtiger Lesen beiträgt; sollte dieselbe nicht bei Werken des Geistes, bei welchen es vorzüglich darauf ankommt, daß sie gut gelesen werden, nicht zu richtigerer Bestimmung können verfeinert und verbessert werden? Ich bin es fast gewiß; indeß mag ich keinen Versuch hiezu wagen, weil ich selbst der Kunst zu unerfahren und zu wenig darin geübt bin. Gewiß ist es auch, daß sich französische Schauspieler, und unter andern Le Coin, den ich selbst gehört habe, Jahre lang in der Kunst, einzelne Stellen und Verse wohl zu declamiren, geübt haben, und daß es also hierin eine gewisse bestimmte Vollkommenheit gibt, welche, wenn sie erreicht worden ist, Jedermann dafür erkennt. Solche Personen hätten bei ihrer Übung auf Zeichen ihrer Kunst denken sollen.

Deutlichkeit ist indeß, wie wir schon oben gesagt haben, die Basis aller Rede, und wer sich gewöhnt hat, deutlich dem Verstande und Herzen zu sprechen, wird auch leichter die gewissen Töne jeder Farbe der Rede finden können. Wer nicht fliegen kann, der mag gehen; und wer eine Kunst nicht gelernt hat, der halte sich in den bescheidenen Schranken und an die einfachen Regeln bloßer Natur und der gesunden Vernunft.

Über die Natur des Menschen.

Prometheus, sagt die Fabel, habe den Menschen zuerst aus Lehm und Wasser, nach dem Bilde unsterblicher Götter, geformt. Alsdann habe er von den Eigenschaften, welche bereits an die Thiere vertheilt gewesen, einige herausgesondert, um sie seinem Gemächte hinzuzuthun: als von dem Löwen den Muth und Zorn, den Stolz und die Schnelligkeit vom Pferde, vom Fuchs die List und die Furchtsamkeit vom Hasen u. s. w.; wodurch er Minervens Beifall gewonnen, so, daß sie von himmlischen Gaben etwas seinem Geschöpfe mitzutheilen versprochen habe. Sie habe ihn deshalb auf ihrem Schilde mit sich gen Himmel genommen; hier aber habe er, erstaunt über die Wirkungen des himmlischen Feuers, das jedem Wesen freiwillige Bewegung, Leben und Ordnung ertheilte, heimlich seine Fackel am Wagen der Sonne angezündet, und davon entwendet, um seinem Geschöpfe, dem Menschen, die Brust damit zu beleben.

So weit jene Fabel des Alterthums, die bekannt genug ist.

Hätten wir eine andere auszusinnen, welche gleichfalls auf den Ursprung des Menschengeschlechts deuten sollte, so wüßten wir zwar nicht das Gepräge dieser antiken Schönheit ihr aufzudrücken, wir würden aber suchen, sie der wahren Vorstellung noch etwas näher zu bringen. Jupiter, möchten wir vielleicht sagen, habe einst erforschen wollen, wie lange Zeit es erfordern dürfte, um einen Theil seiner Weisheit und seines himmlischen

Lichts in sterblicher Gestalt der Erde zu veroffenbaren. Er habe deshalb das Beste seiner Eigenschaften herausgenommen, und solches in thierische Theilchen verborgen. Diese Masse habe er, nachdem er ihr zuvor selbst eine geschicktere Form ertheilt, in die Hand des Schicksals gelegt und ihm aufgetragen, genaue Obsicht darüber zu hegen. Es habe lange Zeit gedauert, ehe ein Funken dieser göttlichen Weisheit sich gezeigt habe. Endlich habe doch die Macht des Schicksals gesiegt, und durch langes Stoßen und Herumwerfen sei etwas von jenem himmlischen Lichte hervorgesprungen. Dieses habe seine Kraft sogleich in Gestalten und durch Töne und Formen geäußert, wodurch auch die übrigen Menschen gebildet und an ihnen das Göttliche hervorgetreten und entwickelt worden sei. Nun bleibe der Mensch durch alle Zeiten zwar eine Aufgabe von Irrthümern, Unreinigkeit, Fehltritten und Vergehungen, so daß immer nur der kleinste Theil des Verstandes nach der größten Zahl vorhergegangener Abweichungen zu berechnen sei: dessenungeachtet bleibe aber noch die Hoffnung, daß unter fernerer Einwirkung des Schicksals ein allgemeineres Licht sich verbreiten möge, und die Spuren göttlicher Weisheit ihn zu einem vollendetern Stande auf dieser Erde erheben würden.

Die Verschiedenheit in der menschlichen Natur, wodurch ein und derselbe Mensch oftmals das Resultat mehrerer einander entgegengesetzter Wesen zu sein scheint, diese ist von jeher der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Betrachtung jedes Weltweisen gewesen. Man hat sich die Mühe genommen, zur Erklärung davon die menschliche Natur selbst gleichsam in mehrere Stücke zu zertheilen, und ihr verschiedene Naturen beizulegen. Man hat Körper, Geist, Seele u. s. w. als so viele wesentliche Verschiedenheiten angegeben, wodurch man den Eindruck und die Wirkungsart des Menschen besser zu erklären hoffte. Es ist sogar in diesen letzten Zeiten als eine erwiesene, allgemein erkannte Wahrheit angenommen worden, daß der Mensch wirklich aus zweien, ihrem Wesen nach einander entgegengesetzten Grundnaturen bestehe,

wovon das eine zwar der rohen Materie angehöre, das andere aber eine dieser Materie ganz widersprechende, und für den anschaulichen Begriff ganz unerklärbare Eigenschaft und Existenz besitze.

Allerdings können wir jenen Weisen des Alterthums den Beifall nicht versagen, welche, zur bessern Erziehung des Menschen, zwei Naturen desselben angenommen haben, um gleichsam durch diese Verschiedenheit den Funken göttlichen Lichtes herauszuschlagen, und die menschliche Natur zu etwas Reinerem und Besserem zu erheben. Unaufhörlich scheint der verständigere, bessere Theil mit dem trägen sinnlichen im Streite zu sein, und was kann jenen anders erwecken, als wenn er sucht, eine eigene Natur für sich zu erhalten, und im Sieg über den thierischen Antheil die Krone menschlicher Vollkommenheit davon zu tragen? Selbst der Streit allein schon muß etwas Gutes hervorbringen, denn menschliche Kräfte kommen dadurch in Bewegung, da der Mensch, welcher ganz ruht, und nie in eine Unzufriedenheit mit sich selbst geräth, entweder eine leblose Masse bleibt, oder ein ewig von den Sinnen gebundener niederer Sclave. Welches Mittel konnte also hierzu vortrefflicher ausgedacht werden, als eben dieses? Der Mensch mußte, nach seinem groben Begriffe, die eigenen Wirkungen seiner Natur als von einem in ihm verborgenen fremden Wesen ansehen lernen, damit er die Übermacht der thierischen Leidenschaft bekämpfen, und solche, wo sie eine feinere Außenseite annahm, gehörig sondern und unterscheiden möchte. Dieß war der Begriff jener feinern Lehre, welche die Naturen theilen lehrte, um solche wirklich zu einem vollkommnern Ganzen zu erheben.

Zu diesem Endzwecke lag eine hohe Weisheit darin, und diese kann noch stets unter uns zu einem wahren und wirksamen Heilmittel innerer Wiederherstellung und Genesung gebraucht werden.

Wenn wir hingegen den ganzen Menschen nach seiner wahren Natur mit forschendem Auge untersuchen, so haben wir

dabei billig eine andere Absicht, als blos einzelne moralische Vollkommenheiten in ihm herzustellen. Wir sind dabei gewiß, daß jede Wahrheit, die auf dem ächten Grunde der Natur erbaut ist, keine Unvollkommenheit nach sich ziehen könne, und selbst der Sittlichkeit des Menschen einen tiefern und ausgebreitetern Nutzen verschaffe.

Kein Wesen ist, nach unserer Erkenntniß, mehr ein Ganzes, Eine Natur, als der Mensch; obschon er zugleich das zusammengesetzteste aller Wesen ist. Alle Theile chymischer Natur scheinen Bestandtheile seines Wesens zu sein; aber sie concentriren sich gleichsam alle, und nehmen die homogenste Natur an, in dem, was wir die denkende Kraft des Menschen nennen. Die Vernunft erhebt ihn zu dem concentrirtesten aller Wesen, denn nichts kann mehr Eins sein, als der Gedanke, und das Vermögen zu demselben sammelt sich aus allen Theilen, selbst aus den entferntesten möglicher Berührungspunkte. Was wir mit dem Auge sehen, mit dem Ohre hören, mit jedem Sinne betasten, das wird unser, und in demselben Augenblick Gedanke. Die äußern Werkzeuge der Sinne sind nichts Anderes als Fortsetzung eines und desselben innern Ich's, das durch sie nach Ausbreitung und Vermögen seines Daseins geizet. Man tödte einen Sinn an dem Menschen, sein Vermögen, seine innere Kraft wird sich sogleich bemühen, den Mangel desselben durch eine erhöhtere Sinneskraft der übrigen Werkzeuge zu ersetzen. So verlanget Ossian und der blinde Milton nach Reizen eines himmlischen Lichts, weil das Licht ihrer Augen nun verschlossen ist, das ihnen ehemals die Ahnung himmlischer Bilder erweckte.

Wie konnten denkende, mit der Natur vertraute Menschen auf die Gedanken kommen, die Menschennatur ließe sich in Wesen verschiedener Naturen theilen, Naturen, die selbst in ihrer Grundbeschaffenheit einander widrig und widersprechend wären! Wenn wir bei einem solchen Gegenstande scherzen könnten, so möchten wir wohl sagen: die Natur habe sich hiefür auch

gerächt, und ihnen Meinungen gegeben, die zu dem Ungereimtesten gehören, was je vernünftelnde Vernunft hervorgebracht hat. Selbst der große Mann Leibnitz, der die Verzweiflung, die in diesem Satze liegt, vor sich sah, ließ sich dennoch von dem Vorurtheile hinreißen, und setzte eine Hypothese fest, zwar die einzige, die gedacht werden kann, aber die zugleich beweist, wie unmöglich es sei, etwas Widernatürliches und Widersprechendes anschaulich und vernunftmäßig zu machen.

Seit diesem haben sich die Philosophen, welche dieser Meinung zugethan sind, oder solche gelten lassen, weniger um den anschaulichen Begriff einer immateriellen Geistigkeit bekümmert. Sie waren schon zufrieden, wenn sie glaubten beweisen zu können, der Gedanke könne an sich unmöglich etwas Materielles sein. Sie suchten tausend Spitzfündigkeiten auf, um diese Unwahrheit wahrscheinlich zu machen. Sie konnten nicht begreifen, wie sie das Resultat mannichfaltiger Wirkungen als Eins in sich empfinden könnten, ohne selbst jede dieser Wirkungen einzeln und für sich deutlich in sich empfunden zu haben; gleichsam als wenn menschliche Organisation, Denken und Empfinden, nach den Grundsätzen eines schlechten Uhrwerks eingerichtet sein müsse, wo man die Bewegung jedes einzelnen Triebrades deutlich vernehmen kann; oder als wenn der Ton, den eine Laute von sich gibt, nicht seinen Grund in der materiellen Beschaffenheit aller einzelnen Theile des Instrumentes zusammengenommen hätte, ob er selbst gleich eine von diesen Theilen sehr verschiedene Sache ist.

Auf ähnliche Argumente stützen sich beinahe alle Gründe sogenannter Spiritualisten. Die Materie ist für sie durchaus etwas Grobes, der Empfindung und endlich gar des Denkens ganz Untheilhaftiges. Sie bemerken nicht, wie diese Empfindung selbst in den Ordnungen der Natur nach und nach aufwärts steigt; wie schon im Pflanzenreiche Spuren davon sich zeigen, und wie immer durch feinern Reiz sich solche endlich in der thierischen Organisation erhebt. Selbst bei letztern läßt sie

sich wieder in einzelne Individuen theilen und existirt noch in gänzlich losgetrennten Stücken fort *). Ja auch beim Menschen sogar, bei dem concentrirtesten aller Wesen, wo das Leben am meisten auf Einen Punkt zusammengedrängt ist, finden wir noch häufige Spuren getheilter Empfindung, so daß von ihm getrennte Gliedmaßen lange noch den Reiz der Berührung fühlen und sich bewegen mögen.

Wo ist also hier das unzertrennbare unsichtbare Eine, das nur allein Leben und Empfindung ertheilen kann? —

„Aber der Gedanke,“ wird man sagen, „wie sollte der eine Mehrheit von Theilen zulassen, und von Theilen der Materie, die sich also nur unter gewisser Figur gestalten und bewegen können? Wie ungereimt ist nicht an und für sich schon die Vorstellung, daß man z. B. unter der Gestalt eines Dreiecks besser und vorzüglicher denken könne, als unter der Gestalt eines Vierecks? Auch müsse es vielleicht gar kugelrunde Begriffe geben u. s. w. Dieß müßte aber die Beschaffenheit des denkenden Wesens sein, wofern es aus materiellen Theilen zusammengesetzt, Bewegung und Veränderung erleiden sollte!“

Diese Frage ist kaum zu beantworten. Sie zeigt eine gänzliche Unachtsamkeit oder Unwissenheit der offenbarsten und unverletzlichsten Naturgesetze an. Alles was geschieht, geschieht unter Form und Gestalt. Dieß ist ewiges Bedingniß der Natur. Werden wir die Veränderung an den Dingen nicht gewahr, so liegt es blos an uns, oder ist Mangel unserer Sinne. So brennt die Flamme des Lichts stät fort, und scheint unserem Auge unveränderlich, indeß eine unaufhörliche Abwechselung und Veränderung der Theile in ihr und außer ihr vorgeht. So ist auch der Gedanke das unaufhörliche Zusammenwirken des feinsten geistigen Nervensaftes, entzündet zum Leben,

*) Fontana hatte einem Huhn den Kopf abgeschnitten, und solches noch beinahe 15 Minuten, durch Hülfe eines kleinen Blasebalgs, welchen er demselben in die Luftröhre gesteckt, fortleben machen. Andere Beispiele amphibischer Thiere sind bekannt genug.

aber seine Regungen fühlt man nicht, die mannichfaltigsten Theile werden zur homogensten Einheit; je zündender der Strahl, desto mehr vereint er sich.

Fühlen wir nicht durch tägliche Empfindung die Gedanken in uns abnehmen und zunehmen, stärker und schwächer werden? Derselbe Gedanke, erscheint er nicht zuweilen halb, dunkel, matt und verworren, der bei besserer Fassung des Gemüthes und stärkerem Zuflusse der Lebensgeister hell, klar und deutlich wird? Wachsen nicht unsere Vorstellungen und Empfindungen mit den zunehmenden Jahren, mit der Stärke der Gesundheit? Kann nicht der Saft des Weines dem Weisen selbst eine Stärkung und Kraft geben, die ihn über die gewöhnliche Vorstellung erhebt und geistigere Ströme des Lebens ihm zuführt? —

„Aber dieß Alles geschieht nur durch Verbesserung des Instrumentes, nämlich des künstlich gebauten Körpers des Menschen, worauf die Seele als ein großer Werkmeister spielt, und überall die Claves und Tasten richtig und genau zu finden weiß!“ —

Wer möchte hierauf auch nur antworten! Was ich denke und empfinde, soll nicht Ich sein, und doch ist es wieder Ich, aber ein doppeltes getrenntes Ich, wovon das Eine wirklich ist, empfindet, handelt, das Andere aber — die Erscheinung davon hat, und solches regiert.

Gegen diese Art zu philosophiren bleibt uns schlechterdings keine Regel der Disputirkunst übrig, als — zu schweigen.

Und welches ist denn die Natur dieses geistigen Wesens, das sich gleichsam als ein ganz fremdes in uns eingenistet hat und solche wunderbare Regungen und Bewegungen ohne Werkzeug in uns verrichtet? Da es selbst untheilbar, untheilhaftig und unveränderlich ist, wie hat es denn Eigenschaften? Wie bringt es Wirkungen hervor? Wie kann man einem Wesen, das keine Theile hat, Kräfte zuschreiben, da Kraft wohl nichts Anderes ist, als die entgegengesetzte Wirkung streitender Theile?

Und was ist denn eine Monade? Läßt sich hievon wohl

etwas begreifen? — Was macht eine Monade zur Monade? die Absonderung von allen Theilen. Was sondert eine Monade von der ihr nächsten Monade ab, und was bleibt zwischen beiden? — das Nichts! Kein wesentlicher Theil kann ja dazwischen sein, sonst bliebe sie mit solchem verbunden. So ist also das Nichts auch Etwas? oder es heißt so viel: Nichts trennt eine Monade von der andern.

Wir sehen also den Widerspruch und die Unmöglichkeit der Absonderung eines Wesens von allen Theilen. Und dann, wie ist eine Gemeinschaft oder wechselseitige Einwirkung der Dinge unter einander nur möglich, wo durchaus keine wesentliche Verbindung und Annäherung statt haben kann? Eben diese Annäherung und Verwandtschaft der Wesen macht ja nur allein die Beziehung der Dinge unter sich möglich, und wesentlich getrennt sein heißt ja auf immer und ewig, durch alle Punkte der Berührung, von einer Sache getrennt sein.

Steigen wir eine Stufe höher und bemächtigen uns des allgemeinen Sinnes der Natur, so ist ohnehin der Begriff von zwei verschiedenen Grundnaturen unmöglich, und es ist nie etwas in sich Widersprechenderes gedacht noch gesagt worden. Die innere Nothwendigkeit der genauesten Folgen aller vorhergegangenen Augenblicke der Existenzen macht allein die Würde und den Begriff der Natur aus. Wesen ganz verschiedener Art, welche nach einer willkürlichen Ordnung und geträumten geistigen Begriffen herrschen, darin einzuschalten, heißt geradezu den Grund alles Denkens zerstören und aus der Welt ein Chaos machen. Der bloße Idealismus allein könnte hiezu noch eine Rechtfertigung und Vertheidigung geben.

Wenn wir nun also den Menschen wieder in die Reihe natürlicher Wesen hergestellt, und ihn für Eins erkannt haben, d. h. als ein in allen seinen Theilen sowohl mit sich selbst, als auch mit der natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung aller irdischen Dinge vollkommen zusammenhängendes, gleichförmiges und zusammenwirkendes Wesen, so können wir auch

eher über dessen wahren Zustand Betrachtungen anstellen, und sowohl den Grund, als die Brauchbarkeit seiner Eigenschaften erforschen.

Vor allem Andern nun bemerken wir, daß der Mensch das Vermögen habe, Dinge nach gewisser Willkür und Ordnung zusammenzustellen und zu verbinden, und zwar nicht nur gegenwärtige, sinnliche, sondern auch abwesende, sogar eingebildete. Dieses Vermögen, das er besitzt, zeigt klar, daß er Eigenschaften an den Dingen erkenne, die nicht unmittelbare Beziehung auf seinen gegenwärtigen sinnlichen Gebrauch haben, sondern sich auf allgemeine Eigenschaften und auf die Vorstellung davon gründen können. Das Vermögen, die Eigenschaften der Dinge an und für sich selbst zu erkennen, und aus deren Vergleichung eine Schlußfolge zu ziehen, dieses Vermögen nennen wir die Vernunftfähigkeit, und es ist klar, daß solche der Mensch auf mannichfaltige Art und in mannichfachen Graden besitzt. Wenn also das bloße Thier nur in einfachen Beziehungen des sinnlichen Bedürfnisses lebt, so ausgedehnt und verfeinert auch solche sein mögen, so lebt der Mensch in weit vielfachern Beziehungen, er hat ein ganzes Verhältniß zur Natur, das ihm unter Combinationen Bedürfniß werden kann.

Dieß erhebt nun den Menschen auf eine ungleich höhere Stufe über alle andere Wesen. Es fängt bei ihm gleichsam ein neues Reich, ein neuer Naturbau an, der auf Gesetzen einer von ihm erdachten Ordnung und Bestimmung ruht.

Es wird nun schicklich sein zu untersuchen, durch welche Mittel der Mensch zu einem solchen Vermögen gelangt, und welche Wirkung dadurch bei ihm hervorgebracht werde.

Wir können in der Natur der Dinge schwerlich etwas gedenken, das mit einer persönlichen Wirklichkeit begabt wäre, und nicht zugleich nach animalischen Grundgesetzen erbaut und organisirt sein sollte. Der wachsende Gebrauch der Sinne zu Leben und Nahrung, Ruhe und Bewegung u. s. w., dieser ist

das Bedingniß, worunter jede Existenz eingeschlossen ist. Leben selbst ist nichts Anderes als ein durch die feinsten Prinzipien erregter fortgesetzter Reiz, der Beziehung auf einen gesammelten Punkt der Empfindung hat. Wenn man sich eine Vorstellung von sogenannten geistigen Existenzen zu machen gesucht hat, so ist solche blos in Augenblicken unserer eigenen abgezogenen Betrachtung entstanden, und diese haben in der Natur der Dinge weder Grund, Wahrheit noch Möglichkeit.

So ist nun auch der Mensch in seiner ersten Grundanlage nichts Anderes als ein Thier, und keine seiner geistigsten Vollkommenheiten könnte Statt finden ohne diese Grundanlage. Im Gegentheil, je kräftiger und lebendiger der Mensch an zusammenwirkenden sinnlichen Eigenschaften ist, desto mehr ist er auch Mensch, desto fähiger ist er höherer Geistesvollkommenheit.

Unter allen Wesen aber ist der Mensch auch seiner Natur nach das reizbarste, das nämlich die meisten Punkte der Empfindung mit der größten Fühlbarkeit vereinigt. Sein Ansehen gibt es schon, und mannichfaltige Erfahrungen beweisen es hinlänglich. Bei ihm wird also die Sinnlichkeit in den mannichfachsten Punkten rege. Dieses macht auch, daß er anfänglich und in seiner ersten Kindheit unbehülflicher als andere Thiere ist, durch Unbestimmtheit der Neigungen und Triebe. Sogar in fortgesetztern Jahren zeigt sich solches oft an kräftigern und dauerhaftern Constitutionen; denn was schwächer ist und wenigere Theile fest vereint, löst sich schneller auf und kann sich leichter entwickeln. Der Mensch aber entwickelt sich unter allen Thieren am spätesten, und hat daher die festesten Vereinigungspunkte.

Daß diese Reizbarkeit, die wir der menschlichen Natur zueignen, ihren Grund in der physischen Beschaffenheit derselben habe, ist wohl außer Zweifel. Wie sollte ein feinerer Bau nicht auch feinere Wirkungen hervorbringen? Wir bemerken dergleichen schon an Pflanzen, an Thieren; stets steht die innere Einrichtung mit dem äußerlichen Ansehen in Vernehmen, und

wo eine Ausnahme erscheint, liegt es meistens nur am Mangel unserer Sinne oder unserer Bemerkung. Selbst Menschen unter einander, ein Geschlecht zu dem andern, zeichnet sich durch diese Verschiedenheit aus. Wir brauchen also nicht den überzeugenderen Gründen der Zergliederungskunst nachzuspüren, um darzuthun, daß der Mensch wirklich durch seine physische Beschaffenheit das sei, was er ist, und daß also auch bei ihm, wie bei andern Werken der Natur, Ursache und Wirkung, und Wirkung und Ursache, auf's Genaueste zusammenstimmen.

Indessen verstehen wir unter dieser allgemeinen Reizbarkeit, die wir hier annehmen, nichts Anderes als die natürliche Disposition des menschlichen Baues zu den mannichfaltigsten Eindrücken und Empfänglichkeiten. Durch welche Werkzeuge und Organe solche bereitet wird, lassen wir aus der Acht, hier zu untersuchen. Wir können nicht sagen, daß der Mensch feiner höre, sehe oder rieche, als das Thier; aber es scheint, daß der Mensch einen festern Vereinigungspunkt habe, die mannichfaltigen Empfindungen zusammenzufassen und gleichsam in Einem Bilde darzustellen. Hier unterscheidet sich der Mensch vorzüglich schon von dem Thiere, welches mehr durch Einen Sinn nur bewegt wird, und weniger durch die Verbindung derselben zu bewirken sucht.

Wir würden indessen mit unsern Untersuchungen weit noch zurückbleiben, wenn wir nicht eben an diesem nun bezeichneten Orte den wahren Unterschied des Menschen aufsuchten. Es ist dieses der Punkt dieser Vereinigung, des Zusammenwirkens sinnlicher Empfänglichkeit, wo solcher zu innerer Vorstellung und Betrachtung übergeht. Hier ist offenbar ein gleichsam noch feinerer Ansatz menschlicher Natur vorhanden, zu richtigerem Ebenmaaß, feinerer Absonderung, Verbindung und Abwägung der Theile. Von hier aus bilden sich die Ideen, welche zugleich als eine reine Vorstellung der sich den Sinnen darbietenden Gegenstände, und zugleich als eigene Formen können gedacht werden, welche die lebendige Wirksamkeit innerer Kräfte

aus den dargebotenen Gegenständen hervorbringt, um die Dinge zu vergleichen, oder aus ihnen ein eigenes Gebäude wirklicher oder selbstgebildeter Vorstellung und Vollkommenheit herzustellen.

Ohne diese Formen kann kein Gedanke gebildet werden. Solcher besteht nämlich aus dreierlei Eigenschaften: 1) sinnliche Wahrnehmung oder innere Wiederherstellung des Wahrgenommenen, welches wir Vorstellung nennen; 2) Vergleichung oder Bemerkung des Ähnlichen. Aus diesem zieht die innere wirkende Kraft durch Hülfe der Abstraction eine Darstellung, ein Bild, ein Ganzes heraus, welches ihr die Formen an die Hand gibt, um daraus fernere Formen zu bilden.

Ein Begriff ist also nichts Anderes als eine zusammengestellte Reihe von Formen, welche durch eine größere Wirksamkeit innerer Kräfte zu allgemeineren Begriffen können erhoben werden. Hierdurch bezeichnet sich die ausschließende Kraft und Eigenschaft des Menschen, welches sich bei jedem einzeln in verschiedene Grade theilt und erhebt, worauf aber jedes vernunftfähige Wesen, wofern es diesen Namen verdienen soll, einen Anspruch hat.

Unter eigene anschauliche Erkenntniß läßt sich keine lebendige Kraft, so wenig als der Begriff vom Leben selbst, bringen; es scheint aber so wenig Widersprechendes in sich zu haben, wenn wir das denkende Wesen als einen lebendig wirkenden Spiegel sinnlicher Kräfte annehmen, daß wir durchaus nicht einsehen können, warum wir, solches zu erklären, die Zuflucht zu einer absoluten Unität nehmen müßten, welche an und für sich ein ganz unzulänglicher und aller Vorstellung widriger Begriff ist.

Über das Schöne.

Was nennen wir schön?

Wir sagen: ein schönes Bild, eine schöne Gestalt, eine schöne Form.

Wir sagen: die Rose ist schön, der schöne Baum, das schöne Thier, der schöne Mensch.

Wir sagen: ein schönes Haus, ein schönes Zimmer, ein schöner Garten, eine schöne Landschaft, ein schöner Himmel.

Wir sagen auch: ein schöner Gedanke, eine schöne Entschließung, eine schöne That.

Wir sagen noch: ein schöner Charakter, ein schönes Leben u. s. f.

Was ist an allen diesen Dingen das Schöne, das wir so benennen, und wodurch werden sie schön?

Wir sagen nicht: eine schöne Linie; aber wohl: eine schöne gerade Linie. Wo also kein Verhältniß ist, ist keine Schönheit.

Eine Parallele, die vollkommen gleich gezogen ist, erweckt Vergnügen; wo sie aber abweicht, Mißvergnügen.

Es ist also die Richtigkeit der Vergleichung oder des Verhältnisses, welche Vergnügen erweckt.

Wenn ich die Parallele mit noch einer Parallele in gleichweiter Distanz abschneide, und also ein Viereck bilde, so erhöht sich mein Vergnügen um etwas; doch nur in so weit, als sich die Länge der Vergleichung nicht zu sehr vermindert, und mein Auge solche dennoch mit Leichtigkeit fassen kann.

Ein Würfel ist offenbar weit interessanter als ein Viereck, weil das Auge mehrere Linien der Vergleichung und Übereinstimmung ziehen kann.

Der Zirkel unterhält blos die Vergleichung mit seinem Mittelpunkte, in der schnellsten Abwechslung, nach derselben Distanz. Er schließt sich gleichsam in sich selbst ein, und bewirkt dadurch die vollkommenste Übereinstimmung. Er ist lauter Vergleichung und lauter Übereinstimmung; da aber dieselben Vergleichungen sich immer wiederholen, so bewirkt er etwas Ermüdendes und Unbedeutendes. Die Ellipse ist daher dem Auge schon gefälliger.

Der Zirkel hat keine Ruhe, und sucht ewig die Axe seines Mittelpunktes; ganz aber Ruhe nach innen, und Bewegung nach außen, ist die Kugel. Ihre Verhältnisse gehen nicht mehr nach Linien und Seiten, sondern ganz um und nach sich selbst. Sie sucht sich und findet sich, in allen Punkten und von allen Seiten. Sie ist die Übereinstimmung selbst, nur ausgedehnter, von ihrem Mittelpunkte, und dadurch erhält sie Verhältnisse, Verschiedenheit, nach Maaß und Ordnung.

Doch sind diese Verschiedenheiten zu wenig abwechselnd, und erlauben dem Auge zu wenig Vergleichungen zu machen, sondern, indem sie es stets gleichsam zum Mittelpunkte oder zur Übereinstimmung reißen, so werden sie einförmig oder erschlaffend. Auch hier ist also das Oval oder die Ellipse dem Auge gefälliger; welche, wenn sie in zwei entgegengesetzten Hälften vereinigt wird, die sogenannte Schönheitslinie hervorbringt, die zur Fortsetzung die allergefälligste zu sein scheint, weil sie ein gleiches Prinzip von Ruhe und Bewegung enthält, doch noch mehr zur Beweglichkeit forteilt.

Die eckigen und spitzen Linien oder Winkel aber thun dem Auge weh, weil sie gleichsam ein steter Widerspruch von sich selbst sind, und keinen angenehmen Vergleichungspunkt lassen, sie müßten denn unter sich wieder eine vereinigende

Form bilden, welche dem Auge Mannichfaltigkeit und Übereinstimmung zeigte.

Was wir eben gesagt haben, beweist: daß die einfachsten Gestalten, als Linien, Zirkel u. dergl., so wie sie sich dem Auge darstellen, der Seele eine ihrer Form ganz gleichartige Empfindung erwecken, welche auf Maaß und Ordnung und derselben Vergleichung und Übereinstimmung gegründet ist, und nach Maaßgabe derselben gefällige oder widrige Wirkungen hervorbringen, die mit allen ähnlichen Empfindungen der Seele eine vollkommene Gleichartigkeit haben.

Die sinnliche Vorstellung einer Linie z. B. erweckt der Seele den Begriff von der einfachsten Regelmäßigkeit in der Ausdehnung nach einem Punkte; und wo die Seele den Begriff von der geraden Regelmäßigkeit in der Ausdehnung nach einem Punkte faßt, da ist er auch mit der Vorstellung der Linie übereinstimmend, oder erweckt vielmehr dieselbe Vorstellung.

So ist es auch in Betracht einer genauen Parallele. Dieselbe Ordnung, welche die Seele in Vergleichung zweier Linien anwendet, wendet sie auch bei jedem andern Begriff oder Vorstellung an, welche mit dem Verhältnisse zweier gleichlaufenden Linien in einige Ähnlichkeit können gebracht werden. So ist es bei aller Art von Gestalt, welche die Seele fassen kann. Die Seele vermag mit keiner andern Eigenschaft, als welche der Vorstellung des Gegenstandes gleichartig ist, den Gegenstand zu fassen. Dadurch erregt der Gegenstand eine Vorstellung in ihr, oder ein Bild, und macht einen Eindruck. Etwas Gleichartiges entsteht also in der Seele; und je mehr die Seele Umfang oder Kräfte hat, desto mehr Vorstellungen werden entstehen, desto mehr Bilder werden bleiben, und desto tiefer werden die Eindrücke davon sein.

So faßt sie auch die Eigenschaften und Vorstellungen gern nach ihrer eigenen körperlichen Beschaffenheit. Ein runder

Mensch hat Neigung zu runden Vorstellungen und Bildern, und ein scharfeckigter Mensch zu scharfen u. s. w.

Alles dieß beweist, daß Formen, auch bis auf ihre einfachsten Prinzipien aufgelöst, keineswegs willkürliche Dinge in der Natur sind, auch keine willkürlichen Vorstellungen in der Seele des Menschen erwecken, sondern schlechterdings auf eine Zusammenstimmung aller Theile, und mit derselben aller Vorstellung, die sich davon machen läßt, gegründet sind.

Die Seele empfängt das Bild, und mit demselben ein gewisses Maaß und Ordnung, welches sie nicht erhalten könnte, wenn der Grund dazu nicht schon in ihr läge. Welches ist aber dieser Grund, der zu Maaß und Ordnung in der Seele liegt, und woraus besteht er?

Wir können nichts Anderes sagen, als daß die Seele selbst, nebst ihren Vorstellungen, ein Product der allgemeinen Ordnung und des Maaßes ist, welches durch die Natur herrscht und alle Dinge bestimmt.

Je weiter wir emporsteigen in der Erkenntniß von einzelnen Dingen, desto mehr simplificiren wir, und finden die hauptsächlichsten Kennzeichen, wodurch mehrere Dinge übereinstimmen, und also zu einer Gattung oder Classe gehören. Was sie trennt, ist demnach Verschiedenheit von Maaß und Ordnung, wodurch sie mehr oder weniger dieser Art, Geschlecht oder Ordnung angehören.

Gleicherweise ist es mit allen Dingen, welche diese höhere Zusammenstimmung von Wesen ausmachen, die wir Natur nennen, und die immer in entferntern und entferntern Prinzipien zusammenkommen, bis sie endlich Elemente heißen; und auch diese Elemente lassen sich vielleicht zusammenrücken und zuletzt in Eins verbinden.

Alles Dasein kommt daher wahrscheinlich aus Einem Prinzip, wovon sich aber die Möglichkeit blos nach Analogie der Dinge, sonst, der Natur der Sache nach, auf keine andere Weise denken läßt. Alle Erscheinungen der Welt wären also

Entwickelungen dieses festen Prinzips, und so bestände ihr Dasein, d. h. ihre Erscheinung, blos in der Entfernung von diesem Ersten Princip, das sich durch sie in fortschreitendem Maaß und Ordnung entwickelt.

So, oder gar nicht, läßt sich ein allgemeiner Zusammenhang der Dinge erklären, dem alle Gesetze der Natur, so weit sie zu erkennen sind, beipflichten.

Die Welt ist der nothwendigste Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, und daher das Maaß aller Ordnung; Ordnung selbst.

Je entfernter die Entwickelungen von ihrem einfachern Prinzip stehen, oder die Folgen von ihren Wirkungen, desto mannichfaltiger verbinden sie sich wiederum, und desto zusammengesetzter sind ihre Producte, und desto feiner, reicher und abgemessener ihre Verhältnisse und Combinationen.

Wir finden dieses auf der Erde. Alles lebt und bringt Gestalt und Regung hervor, durch Massen, Größen, Verminderung oder Vermehrung in Distanzen und Proportionen. Die Erde selbst bringt durch Vermischung mit den übrigen Elementen, und dann mit ihren eigenen Erdarten, unter Lage, Zeit und Ort, und also nach Maaß, Zeit und Ordnung, Gestalten hervor, die wieder in feinern Proportionen aufleben. Der einmal verarbeitete Stoff strebt immer nach feinern Bildungen und Formen, bis es ihm gleichsam unmöglich wird, etwas Anderes, als Gebildetes, hervorzubringen. Da sind erst Pflanzen, dann Thiere, dann der Mensch; wahrscheinlich das letzte, aber auch das gebildetste Werk allgemeiner Ordnung, die mannichfaltigste Zusammenstimmung aller Theile, durch die feinsten Kräfte und Proportionen irdischer Dinge zusammengesetzt, nur durch und in Verhältniß existirend, mit tausendfacher Elle, Maaß und Gewicht versehen, und daher selbst auch das Maaß von allen Dingen.

Er ist also der Typus, nach welchem sich alle Dinge selbst messen, so wie die mindere oder mehrere Größe eines Zirkels,

nach der Entfernung von seinem Centrum, oder wie wir den Umlauf der himmlischen Gestirne nach dem Maaße eines Astrolabii oder einer Pendel messen.

Da nun gleichsam die Bestandtheile menschlicher Natur aus der mannichfaltigsten Zusammensetzung von Maaß und Ordnung bestehen, und der Mensch das Vermögen hat, aus sich wieder zu bilden und zusammenzusetzen, so entstehen daraus mannichfaltige Ordnungen und Zusammensetzungen, die nach dem größern oder geringern Grade der innern Ordnung und Fähigkeit im Menschen beurtheilt werden müssen. Eben dieses beweist zugleich, daß es kein ganz festbestimmtes Maaß von Ordnung, Vergleichung und Übereinstimmung im Menschen gebe, weil solches erst nach und nach erlernt werden muß, und Übung und mancherlei Fähigkeiten bedarf, zu denen sich immer noch etwas hinzusetzen ließe. Hingegen bleibt der Eindruck der Hauptformen, wie wir zuerst erwiesen haben, und nach diesem lassen sich mehr oder weniger die feinern Abweichungen bestimmen. —

Wie nun durch Maaß und Ordnung Alles besteht, und der Mensch die feinste Verbindung derselben ist, so ist es klar, daß ihm Alles angenehm sein müsse, was ihm die Vorstellung davon erweckt, und gleichsam sein Leben von der angemessensten Seite rege macht.

Da aber alle Dinge beschränkt sind, und außer der Beschränktheit nicht existiren können, Maaß und Ordnung aber die eigentlichen Grenzen der Beschränktheit sind, so folgt daraus: daß Maaß und Ordnung nur nach dem Grade der mehrern oder mindern Beschränktheit im Menschen wohlgefällig sein könne; zweitens: daß, wenn Maaß und Ordnung in mehrern Sachen zugleich übersehen werden könne, solches größeres Wohlgefallen erregen müsse; und drittens: daß, je mehr Verschiedenheit in Maaß und Ordnung, d. h. je mehr Verhältnisse in einer Übereinstimmung mit Leichtigkeit übersehen werden können, je mehr Begriffe von Maaß und Ordnung

sich also auf einmal entwickeln, desto höher steige das Vergnügen, und diese Empfindung nennen wir das Gefühl der Schönheit.

Da freilich alle unsere Worte zu Bestimmung eines so vermischten Gefühls, als das Gefühl von Schönheit ist, nur Worte sind und bleiben, und eben darin die Gewalt des Gefühls liegt, daß es über die deutliche, klare Vorstellung erhaben ist; so können wir nichts thun, als nur mit klaren Vorstellungen, gleichsam als wie mit geraden Linien, das eigentliche innige Dasein der Schönheit umzäunen, und ihm die ungefähren Grenzen anweisen, worin es sich von andern Gefühlen unterscheidet. Übrigens sind die Begriffe von Übereinstimmung in der Mannichfaltigkeit unbestimmt genug, und schließen die Grenzen der sinnlichsten und geistigsten Vorstellung in Eins.

Gewiß ist, daß der Begriff von Schönheit sich concentriren müsse; daß er keine Mängel noch Lücken haben müsse; daß er mehrere Theile verbinde, und in allen einen Begriff, ein sichtliches Anschauen von gleicher unbeschränkter Vollkommenheit zur Vollendung seines Ganzen erregen müsse.

So möchten wir Schönheit nennen, was die vollkommensten Theile zu einem vollkommensten Ganzen vereinigte; und dieser Begriff würde ungefähr in den Grenzen des vorigen liegen, und doch nicht ganz bestimmen, was Schönheit ist, so wenig sich durch Worte bestimmen läßt, was Genuß ist.

Zwei gerade Linien, in einer Parallele gezogen, erwecken ein Verhältniß; und wo das Auge vergleichen kann, findet die Seele Vergnügen.

Der Balken oder die Säule eines Hauses, von welcher ich nichts als die beiden äußersten Grenzlinien erblicken kann, erweckt mir Vergnügen, wenn diese beiden Linien unter sich übereinstimmend gezogen sind, und dann auch: wenn die Entfernung dieser beiden Grenzlinien, oder die Dichte des Balkens, meinem Auge nach, der Last des Hauses angemessen ist, welche er zu tragen hat. Man setze das zierlichste Verhältniß der

beiden Linien in zu geringer Dichtigkeit gegen die zu tragende Last, so wird es dem Auge wehe thun. Gleicherweise, wenn man einen sehr dichten Balken setzte, um etwa ein Bret oder ein sehr geringes Strohdach zu tragen, so würde es, aber auf eine andre Weise, die Seele beleidigen; nämlich, minder durch das Unnütze, als durch das Unschickliche.

Es scheint also, daß die Seele auch Vergleichungslinien von dem Abstracten eines Dinges, als der Gebrauch desselben ist, auf die sichtbare Gestalt desselben zieht, und indem sie beides mit einander vermischt, eine höhere Schönheit erwächst. Dieses ist der Begriff von Schönheit, den wir bei Gebäuden jeglicher Art suchen, und beides, ohne angenehme Verhältnisse und richtigen Gebrauch, kann kein Gebäude schön sein.

Diese letztere Betrachtung führt uns auf die Natur der Absichten oder Endzwecke, so weit sie mit dem Schönen übereinstimmen, oder solches befördern helfen.

Wenn ich nach unsern erst angenommenen Begriffen reden wollte, so müßte ich sagen; der Endzweck ist seiner Natur nach einer geraden Linie gleich, und also keiner Schönheit fähig, als die aus Vergleichung seines Standpunktes zu dem Punkte besteht, den er erreichen will. Wenn man daher von einem schönen Endzwecke spricht, so denkt man sich dabei gleichsam mehrere Linien, die nach einem Mittelpunkte streben, und die in Vergleichung unter sich die angenehmen Verhältnisse bilden, die in uns den Begriff von Schönheit erregen. Diese Vergleichungslinien mögen aber in der Sache selbst, d. h. in ihrer Ausführung, sichtbar sein, oder sie mögen nur in der Reihe der Vorstellungen liegen, die diesen Endzweck bewirkt, so heißt der Endzweck schön; und eine Sache kann öfters nicht schön sein, und doch einen schönen Endzweck haben; ohne Endzweck aber, d. h. ohne einen Punkt seiner Sammlung, seines Maaßes und seiner Fortschreitung, kann durchaus nichts schön heißen.

Wir kommen, dieses zu beweisen, auf unsre erstern Pro-

positionen zurück. Was ist simpler, als eine Linie? Man nehme aber einer Linie das Maaß ihrer Fortschreitung, ihre Vergleichungspunkte mit sich selbst, d. i. ihren Endzweck, ihre bewegende und fortlaufende Ursache, so hört sie auf, eine Gestalt zu sein.

Es ist also keine Gestalt, kein Ding, ohne Endzweck; d. h. es sucht etwas zu erreichen, das seine Gestalt oder sein Wesen bestimme.

Alles, was daher dem Auge eine sichtbare Gestalt vorstellt, bildet solchen Endzweck, d. h. eine Form seines Daseins, um welcher und durch welche es da ist. Ich sage dem Auge; was der Sinn hinzusetzt, ist einerlei: dem mag Manches brauchbar oder unnütz scheinen, er mag sich diese Gestalt zu einer andern setzen, um sie vollkommener zu machen; das Auge besitzt die vorliegende Gestalt als einen ganzen Gegenstand ihres Sehens und ihrer sinnlichen Vorstellung. Gestalt, als Gestalt, kann keinen andern Endzweck haben, als daß sie sichtbar sei.

Sobald die Gestalt eine Bestimmung annimmt, so scheint sie diese zum Endzweck zu haben, nämlich, die vier Seiten eines Vierecks scheinen den Endzweck zu haben, ein Quadrat zu bilden; das Quadrat in sich selber aber hat keinen andern Endzweck, als seine eigne Gestalt.

Wenn wir also das schön nennen wollten, was blos um der Gestalt willen da ist, so scheint es, daß wir der Gestalt eine eigenthümliche Schönheit einräumen, und dann sagen wir blos: schön ist, was schön ist. Welche Gestalt ist aber die schöne? oder wodurch wird eine Gestalt schön? — Damit kommen wir wieder auf das Vorige. —

Wenn ich die Rose ansehe, so sage ich: sie ist schön.

Was ist schön an der Rose? oder wodurch ist die Rose schön? —

Durch ihre Bildung, durch ihre Farbe, — warum nicht auch durch ihren Geruch?

Wenn ich die Bildung der Rose ansehe, so finde ich

Übereinstimmung überall. Dabei die angenehmsten Verhältnisse, von Blatt zu Blatt, die sich um Einen Mittelpunkt drängen, und immer enger schließen, je näher sie demselben kommen. Jedes Blatt hat eine angenehme Gestalt für sich, und die angenehmste im Zusammenkreise. Stiel, Baumblatt, und vorzüglich die hangende Gestalt, alles hat proporzionirte Schönheit, um durch den Zusammenfluß von Gestalten die vollkommenste Gestalt zu bilden.

Gleicherweise ist es mit der Farbe. Sie ist die passendste zu der sanften holden Gestalt. Das zarteste Gemisch der beiden zartesten Lichterscheinungen. Sie strahlt gleichsam die Form der Bildung; sie ist dem Auge die Rede dieser Gestalt.

Ist ihr Duft dem Sinne des Geruchs etwas Anderes? Und doch nennen wir ihn nicht schön. — Aus keiner andern Ursache wahrscheinlich, als weil diesem Sinne die festen Vergleichungspunkte fehlen. Das Ohr hat Töne, deren Folge auf einander es vergleicht und abmißt; das Auge vergleicht Bilder und Gestalten neben einander; aber die übrigen Sinne des Menschen kosten gleichsam auf einmal. Das unmittelbare Gefühl bringt zu schnell heran, als daß es dem regen Sinn Zeit zum Vergleichen lassen sollte. Die andern Sinne sinnen gleichsam mehr; diese fühlen mehr. Doch ist zwischen dem bloßen Gefühl und zwischen Geschmack und Geruch noch ein großer Unterschied. Diese halten gleichsam das Mittel zwischen Gehör und Gesicht, und dem bloßen Gefühl. Auch reizt der Geruch zu den feinsten Vorstellungen, und erweckt vorzüglich die Begriffe von lieblicher Reinheit und Anmuth.

Im Vorbeigehen wollen wir hier nur noch anmerken, daß die Idee von einer Harmonie durch Farben, in einer Folge, oder von einem Farbenklaviere, so wie die Idee von einer Harmonie für den Geschmack u. s. w., eben um der genannten Ursachen willen nicht Statt finde. Farben an und für sich, wenn sie nicht in Übereinstimmung mit einer bestimmten Gestalt solche gleichsam beseelen, reizen selbst zu sehr, und lassen

zu wenig dauernde Eindrücke, als daß die Seele, in einer Folge derselben, ihr Maaß finden oder bestimmen könnte. Alle ihre Mannichfaltigkeit liegt blos im Übergange, und da solcher der feinsten Vergleichungen fähig ist, so haben sie die herrlichsten Mittel zur Schönheit. Diese Vergleichungen liegen aber alle neben einander, und bilden selbst keine Gestalt; denn Gestalt und Farbe sind unterschieden: sie geben also keinen bestimmten Vereinigungspunkt, unter welchem die Seele sie fassen und ordnen könnte. Ihr Wesen ist Bewegung und Reiz; bei ihrer Vergleichung fehlt Ruhe und Zweck, daher ihre Eindrücke zu schnell vorübergehen. Sie wirken mehr durch unmittelbare sinnliche Berührung, als daß sie der Seele Zeit ließen, in ihrer Übereinstimmung auch die Mannichfaltigkeit, und in ihrer Mannichfaltigkeit die Übereinstimmung zu finden.

Noch Eins! Wir fühlen von jeder Farbe nur den Totaleindruck, und ihre Verbindungen sind zu fein, als daß das Auge ihre Abstufungen finden und vergleichen könnte, wodurch wir dazu gelangt sind, z. B. die Vermischungen von Blau und Gelb machen Grün. Nun kann mein Auge zwar den Übergang von Gelb in Blau wohl bemerken, sobald es aber solchen erreicht hat, so ist ein neuer Totaleindruck da, der Grün heißt, und in diesem verliert mein Auge das Maaß zu dem Gelben und Blauen, ob es gleich sieht, daß, je mehr es von dem einen oder dem andern hinzusetzt, die Farbe desto lichter oder dunkler wird.

Ganz anders ist es bei einer Gestalt. Die Vorstellung kann fortfahren zu messen, vorwärts und rückwärts gehen, und die Verhältnisse finden, welche die Übereinstimmung bewirken. Wenn der Reiz einer Gestalt am höchsten steigt, so möchte ich ihn den Eindrücken des Lichtes vergleichen, von welchem die Wirkungen zu schnell sind, als daß sie sich vergleichen ließen. Die schnelle Übereinstimmung in der Gestalt bringt Reiz hervor, und dieser gleicht dem Totaleindrucke eines sinnlichen Ge-

nusses. Wir vermögen die Verhältnisse der Zusammensetzung nicht mehr zu unterscheiden.

So ist es mit allen Eindrücken der niederern Sinne. Ihre Verhältnißpunkte sind entweder nicht bleibend genug, oder zu sehr in einander gemischt, als daß sie der Seele eine klare Vorstellung ihres Verhältnisses und Maaßes geben sollten. Zu dem Begriffe von Schönheit gehört aber eine gewisse Ausdehnung, welche die Seele mit Leichtigkeit umfassen und messen kann. Daher weder das ganz Kleine, noch das ganz Große schön ist, wie Aristoteles sagt. —

Wir kommen wieder zurück auf unsre Rose.

Die sanftgewölbten halbzirklichten Formen ihrer Blätter, die sich im verjüngenden Maaßstabe um Einen Mittelpunkt schließen, zusammengenommen in Einer rundlichten Gestalt, und beleuchtet von dieser Farbe, bilden ohne Zweifel einen schönen Gegenstand.

Wenn eine Rose dieselben Verhältnisse der Blätter unter sich hätte, aber von einer solchen Größe, daß sie unser Auge nicht ermessen, noch zusammen in Eins vereinen könnte, so würden wir sie schwerlich für einen schönen Gegenstand erkennen, und ich zweifle, ob wir diesem Gegenstande überhaupt Schönheit zugestehen würden.

Wir wollen annehmen, daß ein Berg die Form einer Rose hätte, so würden wir deshalb nicht sagen: das ist ein schöner Berg, noch dieser Berg hat eine schöne Form (und wenn wir auch alle Theile desselben übersehen könnten), sondern geradeweg: dieser Berg hat die Form einer Rose.

Dieß beweist, wie mich dünkt, was ich anfänglich gesagt habe, nämlich: daß die Schönheit überhaupt einen Mittelpunkt suche, nach welchem sie erkannt, und durch welchen sie beurtheilt werden müsse. Dieser Punkt aber liegt in dem Auge des Menschen und seiner Seele, von wo aus sich die Verhältnisse zum Schönen in allen Dingen, die so genannt werden können, messen und schließen.

Deshalb kann man nicht sagen, das Ganze sei schön; weil das Ganze kein Gegenstand menschlicher Betrachtung, nicht einmal seines Gedankens ist. Denn was sagt der, welcher sagt: das Ganze sei schön? Er nimmt vom Ganzen nichts, als seinen Erkenntnißkreis, der in der That sehr klein ist; oder er meint damit Himmel und Erde, so weit er sie übersieht, und damit ist's also derselbe Fall. Wenn er aber sagt: die Ordnungen und Einrichtungen des Ganzen, so weit ich sie übersehe, sind unendlich mannichfaltig und haben die vollkommenste Übereinstimmung, sie haben deshalb Schönheit für mich; so spricht er sehr richtig, er sagt aber weiter nichts, als daß die Natur des Menschen von der Beschaffenheit sei, daß sich die Dinge um sie wie um einen Mittelpunkt schließen; wenn er aber von dem Ganzen selbst, als einem absoluten Gegenstande der Schönheit spricht, so glaube ich, irrt er nur darin, daß dieses Ganze, als etwas Unendliches, keiner Beziehung auf Eins, daher keiner Betrachtung und also, als Ganzes, keiner Schönheit fähig sein kann.

Ohne Relation gibt es daher keine Schönheit, d. h. mit anderen Worten: es gibt keinen Kreis ohne Mittelpunkt. Im Unendlichen ist der Mittelpunkt überall, wo sich das denkende Wesen hinstellt, und Linien seiner Vergleichung ziehen kann. Es schließt also den Kreis nach dem Maaße seiner Fähigkeiten. Das Unendliche selbst schließt sich aber nirgends. —

Daß die Gestalt einer Sache, unabhängig von ihrem innern Wesen und Beschaffenheit, den Begriff der Schönheit erwecken könne, ist, ohne große Beweise, klar.

Eine Rose von Seide bringt auf das Auge die nämliche Wirkung hervor, als eine natürliche Rose; ja, wir sagen oftmals, sie sei noch schöner, als eine natürliche.

Gleicherweise bringt eine Bildsäule von Gyps oder Marmor zuweilen eine Wirkung hervor, der wir den höchsten Ausdruck von Schönheit zueignen.

Es ist also, was unser Auge in den äußersten Umrissen

und Linien einer Sache mißt, für uns Schönheit, ohne daß die Sache selbst nothwendig etwas dazu beitragen müsse.

Da aber die denkende Seele, ihrer Natur nach, gewohnt ist, gleiche Messungen und ähnliche Verhältnisse in allen Dingen aufzusuchen, so mischen sich, beim Anblick einer blos schönen Gestalt, die Ordnungen und Übereinstimmungen aller Art, und die Gestalt erregt uns, nach dem Grade ihrer Vollkommenheit, Bewunderung und Entzücken.

Daß dieser Fall auf die menschliche Gestalt am vorzüglichsten passe, ist leicht zu erachten; ich sage nämlich, daß die menschliche Gestalt die vollkommenste sei, Wirkungen und Beziehungen aller Art, so wie sie für das Auge des Menschen am treffendsten sind, darzustellen.

Wenn wir aber noch dazu bedenken, daß, so wie jede von der Natur geformte Gestalt der eigenthümliche Ausdruck des Wesens dieser Gestalt ist, also auch des Menschen Gestalt am eigenthümlichsten der Ausdruck des menschlichen Wesens sei, so muß uns diese Vorstellung einen unendlich hohen Begriff von der Wichtigkeit und dem Werthe dieser Gestalt geben.

Wenn der Mensch selbst das Resultat von den feinsten Ordnungen und Verbindungen der Natur ist, und durch seine Gestalt sein Dasein und das, was er ist, ausgedrückt wird, so ist dem Auge, das solches erkennt, in der That der Gegenstand einer Welt im Kleinen vorgestellt, mit allen ihren innigsten Eigenschaften und Kräften. Und dieses ist kein Traum; es ist vielmehr das Einzige ganz Wahre, was sich über das Wesentliche der menschlichen Natur sagen und denken läßt.

Da aber die Natur, wie eben gesagt worden, sich nicht in dem Menschen allein, wie in einem todten Spiegel, repräsentirt, sondern auch mit ihren reproducirenden Kräften in ihm lebt, und gleichsam, wie durch ein doppelt erhabenes Glas, ihre Eigenschaften in ihm sammelt, um neue Eigenschaften zu bewirken, so ist dieser Wechsel von Empfänglichkeit und Fortbringlichkeit, von Einfluß und Ausfluß, von Leiden und Thun

(wenn ich so sagen darf) ein unendliches Spiel wachsender, bleibender und zurückweichender Gestalten, und der Reiz, der aus ihren Bewegungen entsteht, gibt der übereinstimmenden Schönheit eine solche Kraft, daß, wie es die Natur der Sache selbst angibt, dem erkennenden Auge kein höheres Schauspiel gestattet werden kann.

Eben die Natur der Sache zeigt es aber auch, daß die Vollkommenheit des Maaßes, welche in der menschlichen Gestalt liegt, schwerlich in irgend einem Punkte ganz festzusetzen sei. Zudem, da in der hervorbringenden Kraft des Menschen stets neue Vermögen liegen, neue Ordnungen zu finden und zu bilden, und so lange ein vollkommnerer Zustand des Menschen, auch nur in der Möglichkeit, kann gedacht werden, auch ein vollkommneres Bild desselben, d. h. ein vollkommnerer Ausdruck seiner Natur, zu denken ist.

Dieses kann auch selbst durch neuere Verbindungen statt finden; wie die Alten zwischen der weiblichen und männlichen Natur den vollkommensten Ausdruck des Reizes gesucht haben.

Es ist jedoch gefährlich, über diese Materien etwas zu sagen, und es ist sicherer, solche lange geübten Künstlern zu überlassen, oder solchen, die sich an dem Anblicke der höchsten Werke der Kunst lange geweidet haben. Für uns ist es blos, das Menschliche aufzusuchen, so weit es Jedem von uns gehört, und wir selbst ein Theil davon sind.

Verhältnisse aller Art, des Werdenden, Bleibenden und Vergehenden; Verhältnisse der Gemüthseigenschaften und blos Körpereigenschaften; alle Schönheit und Maaße der Natur, vereint in Eins, in Eine lebendigwirkende Gestalt, bilden das körperliche Dasein des Menschen. Die überlegende Vernunft hat nicht allein diesem nichts Widersprechendes, sondern die Beweise dafür sind ihr von allen Seiten klar.

Wie in aller Welt sollte das, was auf die Sinne wirkt, nicht wieder sinnlich empfangen werden, und wie sollte das, was von sinnlichen Eindrücken herrührt, irgend etwas Anderm

können mitgetheilt werden, als das mit seiner Natur Gleichartigkeit hat, und also wieder sinnlich ist? Alle unsre Vorstellungen sind Eindrücke der Sinnlichkeit, und wir mögen die Begriffe davon noch so fein abziehen, und solche auf den höchsten Grad der Abstraction bringen, so müssen wir, um sie uns vollkommen wahr und überzeugend zu machen, immer wieder von ihnen auf der Leiter der Sinnlichkeit herabsteigen können, auf welcher wir bis zu ihnen gelangt sind.

Wir dürfen also keck annehmen (ungeachtet wir uns diese Weise, so wenig als eine andre, vorstellen können; denn das Dasein der Dinge begreift kein Mensch, und liegt auf keinem Wege des Begreifens, weil es selbst nur ist, und nicht in zwei oder mehrere Eigenschaften kann zerlegt werden, wodurch es unter sich verglichen werden könnte, welches die einzige mögliche Art des Begreifens ist), wir können keck annehmen, sage ich, daß jeder Eindruck auf unsre Vorstellung sinnlich bewirkt werde, und daß, diesem zu Folge, Theile unseres Wesens oder unseres feinern Fassungsvermögens, nicht nur dadurch in Bewegung gesetzt und erschüttert werden, sondern wirklich eine Gestalt, eine neue Verbindung, einen Eindruck erhalten, als welches diese letztere Benennung bezeichnet.

Alle wohlbeobachteten Erscheinungen im Menschen führen dahin; wir sehen auch, daß die Denkungsart des Menschen mit seiner organischen Bildung auf's Genaueste übereinstimmt, und, so weit wir solches nur erkennen können, mit den Säften und übrigen verborgenern Eigenschaften desselben. Wir können es auch als kein leeres Phantom annehmen, daß die Vereinigung des Baues und der in den Eltern befindlichen Säfte, in den Kindern wieder ähnliche Gemüthsneigungen, Anlagen und Vorstellungen hervorbringt, welches Alles sowohl durch die Direction des Baues, als durch die Beschaffenheit der Säfte, als einer diesen Theilen, unter solcher Verbindung, anklebenden Eigenschaft, nothwendig physisch bewirkt werden muß.

Es sind also die Theile selbst im Menschen, welche durch

Vorstellung und Eindruck eine Bildung annehmen, und welche auch, mehr oder weniger, zu dieser Bildung eine Homogenität oder vorausbereitete Fähigkeit besitzen müssen. Diese kann, außer dem Wesentlichen, in nichts Anderem bestehen, als in einer gewissen Ordnung, Mannichfaltigkeit und Vertheilung, zur schnellsten Übereinstimmung unter sich selbst, und wenn auf diese Art die Seele noch durch äußere Gegenstände vollends geformt und gebildet wird, so entsteht hier, wenn ich sagen darf, das wesentliche Schöne, der verborgene unergründete Schatz, dessen Feinheit unserm Auge verborgen, das aber Richtstab, Maaß und Ordnung zu allem übrigen Schönen ist.

Wie durch eine unsichtbare unerkenntliche Zusammensetzung der kleinsten Theile in den Tiefen der Erde die edlen und kostbaren Verbindungen von Silber, Gold und Metallen entstehen, so bildet sich in dem innigsten Schooße lebendigen menschlichen Daseins Ordnung und Verhältniß weiser, schöner Vorstellungen und Gedanken, und bringt das Maaß hervor, alle übrigen Dinge darnach zu schätzen. Jedes Ding kann aber nur in derselben Natur weiser, besser und schöner sein, als ein andres Ding, mit dem es verglichen werden kann; denn ohne Ähnlichkeit der Natur findet keine Vergleichung statt; so würde auch überall sich nichts Schönes noch Vortreffliches für den Geist des Menschen finden, wenn er nicht ähnlicher Natur mit den Dingen wäre. Da aber Ordnung und Ebenmaaß wesentlich in ihm concentrirt ist, und in ihm die feinste Verbindung, die weichste Empfänglichkeit, der regste Reiz, die kräftigste und lebendigste Darstellung alles Lebens, so geht auch von ihm Vorstellung und Glanz aller Schönheit und aller Ordnung aus, wie Schein und Erleuchtung von einem Lichte, und die Dinge gewinnen Gestalt in dem Maaße, wie er sie beleuchtet, und haben ihren natürlichen Bezug und ihre Richtung auf ihn.

Hier ist also die Quelle alles Richtigen und alles Vollkommnen, in der möglichsten Einheit, zur möglichsten Ausdehnung. Die Natur, die nichts abgezogen bewirkt, sondern zur

vollkommnen Übereinstimmung die möglichsten Theile verbindet, suchte (wenn ich mich selbst so ausdrücken darf) ihren bestimmtesten Gedanken in der Natur und Bildung des Menschen auszudrücken. Der Gedanke gewann Dasein und Leben, und also Gestalt; eine Übereinkunft des Innern zu dem Äußern, eine Zusammenstimmung des Ganzen, Nothwendigkeit der Theile, mit aller Zierlichkeit der Verhältnisse, ihrem Reichthume, Kraft, Biegsamkeit, Weiche und Regsamkeit, als Äußerungen der empfänglichsten und regsamsten Natur. Das Gestaltetste gewann Leben, und Leben wirkte zur vollkommenen Gestalt; denn jedes Wesen ist mit sich Eins, und der nothwendigste Ausdruck seines Daseins ist seine Gestalt. Wollten wir also die Seele des Menschen die bestimmteste Modification ewiger und allgemeiner Ordnung nennen, so würden wir seine Gestalt als den bestimmtesten Ausdruck derselben allgemeinen und höchsten Ordnung erkennen müssen; und hieraus folgt, daß das Maaß aller übrigen Ordnung, Gestalt und Schönheit aus der Gestalt und Vorstellung des Menschen herfließen müsse.

Um diesen Satz noch mehr zu bestätigen, so werden wir finden, daß bei keinem andern lebenden Geschöpfe der Natur eine Vorstellung von Schönheit zu bemerken ist, außer was der physische Reiz der Gestalt, so weit die Naturen selbst wieder Wirkungen der Ordnung und Zusammenstimmung sind, über sie vermag.

Der Ochs und das Pferd haben noch nie einen Unterschied, in Nehmung ihres Futters, zwischen diesem oder jenem Kraute, seiner Gestalt wegen, gemacht; und das schönste Thier zeigt keinen sonderlichen Unterschied in der Freundschaft und dem Reize für eines seiner Gattung, wie viel weniger noch für die schönere Gestalt des Menschen.

Physische Nothwendigkeit zwingt überall alle andern Geschöpfe, und ob solche gleich auch bei dem Menschen in großen Anschlag muß gebracht werden, und die Approximation der Gestalt überall unendlichen Einfluß hat, so ist er doch nur

das ordnungfassende und bestimmende Geschöpf, das die zerstreuten Strahlen in Einen Focus fassen, und von da wieder auf die Natur zurückwerfen kann.

Hier ist demnach der Sitz aller Schönheit, aller Übereinstimmung der Mannichfaltigkeit von Verhältnissen. Hier ist allein die Möglichkeit, aus dem All eine Schönheit zu bilden, d. h. so weit die Radien des Verstandes und Denkens nur reichen mögen.

Um des Menschen Gestalt, als den unbekleideten Kern aller Natur, hüllen sich alle rohere Gestalten, und gewinnen gleichsam erst ihre Form an ihr, und sind aus ihr zu erkennen. Sein Strebungsvermögen reicht nach Allem, und so auch seine Gestalt; sie hat weniger Eigenschaft zu irgend einem bestimmten Gebrauch, als vielmehr Anlage und Fähigkeit zu Allem. In seiner Gestalt sind alle thierischen Eigenschaften und Kräfte gleichsam eingeschlossen und zusammengewickelt, und sie entwickeln sich bei jedem Gebrauche, wozu er sie anwenden will. Das Rationelle seiner Fähigkeiten liegt wahrscheinlich in diesem weitern Umfange und dieser engern Zusammengedrängtheit aller Kräfte, wodurch er sich, nach dem erstern, mehr erweitern, und durch letzteres genauer bestimmen und zusammennehmen kann.

Philosophische Briefe.

(1793.)

Erster Brief.

Lassen Sie mich des Vergnügens genießen, dessen ich beinahe allein noch fähig bin. Ich weiß nicht, durch welchen Zusammenhang mein Schicksal mit den Formen der Natur so genau verbunden ist; aber das kann ich Ihnen sagen, daß ich mehr als irdisches Glück genieße, wenn ich von freien Gegenden die gebundenen Massen der Berge vor mir sehe, oder nah an ihnen selbst, ihre abwechselnden Höhen zu erklimmen mich erkühne.

Was für Glück ist dem Menschen in Gesundheit und Bewegung gegeben! Und wenn er damit noch einen freien Geist verbinden kann, einige Erfahrungen, einige Kenntnisse hat, sollte man glauben, die Absicht der Natur sei an ihm vollendet, wenn es anders eine war, ihn glücklich zu machen, und ihn über den Rest der Schöpfung zu erheben.

Lassen Sie uns diese Gefühle recht oft wiederholen, wenn wir können: es ist nichts glücklicher, als der Mensch. Die Natur hat ihn auf die höchste Stufe des Daseins erhoben; er ist der Herr der Dinge — wenn er sie zu beherrschen gelernt hat; sonst, ach! sonst ist er ihr Sklave, der gebundenste niedrigste Sklave; denn das freie Wild hat tausend Vorzüge vor ihm.

Dieß könnte die ganze Basis unsrer Moralphilosophie sein, nämlich das Zusammenhalten des Menschen mit der übrigen Natur. Ist er unverständiger, unedler, unweiser, als die übrigen Thiere, so ist er nicht Mensch mehr; er ist von seiner Stufe herabgestiegen, hat seine Natur verlassen, und ist nun allen Gefahren, allem Elend und aller Niedrigkeit ausgesetzt, denen ein Wesen Preis gegeben ist, das außerhalb der Grenzen seines bestimmten Daseins gerückt wird. Der Mensch allein ist diesem grausamen Wechselfalle ausgesetzt, das Höchste oder das Niedrigste, das Vortrefflichste oder Abscheulichste zu sein. Sein Loos kann wohl kaum in der Mitte bleiben; obgleich die Natur unendlich reich an Mitteln ist, das Dasein ihrer Wesen auf alle Weise zu erhalten. Sie läßt beinahe nichts auf den höchsten Grad abscheulich, auf den höchsten Grad niedrig werden, so wie nichts auf den höchsten Grad glücklich und vollkommen wird, damit, durch Näherung der Grenzen, immer noch ein Mittel zur Hülfe übrig bleibe, und die Möglichkeit der Änderung, durch allzuweites Auseinanderrücken derselben, nicht verloren gehe.

Wie dieses geschieht, wollen wir uns künftig erklären. Lassen Sie mich noch einen fröhlichen Blick auf die umliegenden Berge werfen, mich noch einmal an ihren lieblichen Tönen ergötzen, und nun, leben Sie wohl!

Zweiter Brief.

Ich habe diesen Morgen einen Spaziergang gemacht, der mich beinahe wieder in die erste Jugend meiner Jahre versetzt hätte. Berg und Thal, Felsen und Fluß, Hügel, Wiesen und Gebüsch, wie sie in tönender Verwirrung zusammenstehn, lassen sich eben nicht beschreiben, noch mit Feder und Dinte aufs trockne Papier hinmahlen. Der Geist, der aus ihnen spricht,

der Anschall zu den Empfindungen, muß von ihnen selbst vernommen werden, und er ist nur vernehmlich, wenn unser eigner Geist ihnen entgegen spricht, wenn unser Herz den Rückschall gibt zu den Tönen, womit die Natur ihre Feier verkündet. Der Ton des Meisters erhält ja erst in des Hörers Ohr seine Vollkommenheit, und erregt Wohlgefallen und Zufriedenheit, die süße Frucht langgeübter glücklicher Kräfte. Nichts ist allein in der Natur. Alles hat Bezug. Der süße Weihrauch wird durch das Feuer zum Dampf, der die Sinne der Götter erquickt.

Aber wieder zu meinem Spaziergange! Eine Schule von Philosophie thut sich dem Gemüthe auf, wenn es so in holder Übereinstimmung mit sich selbst und mit den Dingen, die es umgeben, die Fluren durchwandert, die Berge umklettert, und überall etwas findet, das die innere Harmonie reicher macht und vermehrt, oder etwas, das durch anscheinenden Mißton eine Aufgabe wird zu höherer Auflösung und Verbindung. Da ist man stark, allen Zweifeln entgegen zu gehen. Das überwiegende Gefühl erfüllter Absicht in vor uns stehenden Beweisen des Wohlgenusses und Wohlgefallens zernichtet bald die kleinen Mißlaute und Hindernisse, die sich gegen den großen Geist der Natur in unser Herz einschleichen könnten. Wir fühlen Harmonie; die große Rechtfertigerin und Auflöserin einzelner Übel. Die Empfindungen hievon tragen sich über die Epoche des gegenwärtigen Augenblickes hinaus. Wir finden in ihnen hinlängliche Quelle der Zufriedenheit für die künftigen Ereignisse unseres Lebens, indem sich das Gemüth immer mehr und mehr an das große Ganze anschließen lernt, und sich gleichsam, wenn ich so sagen darf, mit ihm verquickt und verwandelt, um nur Einen Willen mit ihm zu haben, ein System der Ausführbarkeit zu erkennen, die Reihe und Folge der Dinge wie sie möglich sind.

Das Ganze der Dinge ist immer voll Rath, voll Hülfe; denn es behilft sich. Ein kleines Leiden schadet ihm so sehr

nicht; es ist darauf eingerichtet, solches bald wieder zu ersetzen, zu verbessern; gar oft ist es der Weg hiezu, wenigstens zur nöthigen Einschränkung. Am Ende ist auch der Untergang des Einzelnen so wichtig nicht; es wird immer wieder durch etwas Anderes ersetzt: zuweilen war es nöthig zur Hervorbringung eines Dinges von vorzüglicherer Art. Das Gefühl davon liegt meist in der Natur der Dinge selbst: die Auflösung ist nicht immer etwas so Widriges und Peinliches. Es sind tausend Dinge, tausend Vorstellungen, an denen der Mensch, der am meisten in sich lebt, mehr schon gehangen hat, als an dem Leben selbst. Feigheit und Abspannung ist es gar oft, die das Leben schätzbarer machen, als die Ausführung irgend eines großen Unternehmens. Woran es fast immer fehlt, das ist am Witz des Menschen.

Der Mensch ist ein Geschöpf von so sonderbarer Beschaffenheit, daß, wenn er zuletzt dahin einschlägt, wohin ihn fast immer eine innere Natur treibt, d. h. wenn er anfängt, vernünftig zu werden, oder aus Verbindung mehrerer Erfahrungen Grundsätze zu ziehen und den thierischen Instinct unter Gesetze zu binden, dann sein Unglück fast immer erst zugleich mit beginnt; dann belagern ihn die Schicksale von allen Seiten, was vorher fester Grund war, scheint ihm zu wanken, und Unfälle, Abwege und Irrthümer passen ihm auf ohne Unterlaß. Die Ursache ist, weil die Irrthümer nicht auf Einmal zu vermeiden sind; nicht auf Einmal die Vernunft richtig faßt, nicht auf Einmal der Grund und Zusammenhang der Dinge sich entwickeln und deutlich erkannt werden. Aber ohne gänzliche Erkenntniß ist die Wahrheit keines Dinges festzustellen. Die Wahrheit theilt sich nicht; eine halbe Wahrheit ist nur eine schlimmere Lüge, und es ist sicherer, dem Instincte zu folgen (den die Natur aus Güte dem Menschen so gut verliehen hat, wie dem Thiere), als halbwahren Erfahrungen und Sätzen, die, wenn sie uns über die Bahn hinweggeführt haben, nicht so leicht uns Gelegenheit lassen, uns wieder zurecht zu finden.

Die Vernunft ist ein erworbenes neues Organ, durch welches der Mensch in einem eignen Zusammenhange mit den Dingen lebt. Solches will auf alle Umstände angepaßt sein, weil in der Folge und dem Fortgange der Dinge gerade oft die Unbedeutendsten diejenigen sind, welche die Wirkung des Ganzen aufhalten oder zernichten. Tausend Beispiele hievon lehrt Beobachtung und Erfahrung. Sie braucht selbst einer unaufhörlichen Übung, einer unaufhörlichen Zurechtweisung. Wer kennt die Dinge, ihre Eigenschaften, ihr Verhältniß zum Ganzen? Wer kennt am Ende Sich? Das Maaß seiner Kräfte, seine Abweichungen, seine Ungleichheiten? Wer kann den Ort, aus dem er schaut, und den Zeitpunkt, in dem er schaut, genugsam beurtheilen?

Es hat Menschen gegeben, und es gibt ihrer noch, die sich viel darauf zu Gute thun, die Kräfte des Geistes gleichsam a priori zu bestimmen, das Vermögen des Instrumentes festzusetzen, mit welchem die Dinge zurecht gelegt werden müssen, und aus seinem Verhältniß zu denselben beschließen, was man damit erreichen könne, was nicht. Es ist schwer, den Labyrinthen nachzuforschen, unter welchen diese Geheimnisse aufgedeckt oder vielmehr verschlossen gehalten werden. Eines scheint mir gewiß, daß die Zahl eines Dinges nicht vollständig sein könne, so lange noch was übrig bleibt, das mitzählt, und dessen Theile nicht bekannt sind. Und dann, daß man die Eigenschaften und das Vermögen eines Instrumentes (wenn ich es so nennen mag) nicht berechnen könne, welches die Erfolge seiner Wirkungen selbst stets wieder zu neuen Mitteln seiner Fortschreitung gebrauchen kann. Aus diesen Beiden zieh' ich folgende Sätze: Erstlich, die ganze Wirklichkeit der Dinge kann nur derjenige übersehen, der das Ganze übersieht; es bleibt also ewig ein zu erfüllender Raum für unsre Vernunft übrig, und es wird nie eine ganze Wahrheit geben. Zweitens, das Maaß unsrer Kräfte, die Wahrheit zu finden, ist nicht zu bestimmen; es geht nach den Dingen in ewiger Ausdehnung fort.

Nirgends läßt sich die Grenze festsetzen, die unser Geist in Erkenntniß wesentlicher Eigenschaften nicht überschreiten könne, weil das letzte Ziel stets wieder zum neuen Werkzeuge der Fortschreitung könnte angewandt werden.

Lassen wir es für heute genug sein. Ich habe Sie lange genug auf meinem Spaziergange mit mir herumgeführt. Wir haben Felsen und Höhen erstiegen; wir wollen uns hüten, nicht etwa gar in Abgründe zu versinken.

Dritter Brief.

Wenn ich Ihnen gesagt habe, daß die Natur gut sei, daß es überall an nichts Anderem liege, als an dem Witze des Menschen, so muß der Mensch doch auch gut sein, sonst wäre er nicht ein Werk der Natur. Wie kommt es denn, daß dieses Wesen zugleich gut und böse ist? Zugleich der Endzweck der Natur, und zugleich ihr Verderbniß? — Soll ich Ihnen das Räthsel auflösen? und kann ich es? — Lassen Sie versuchen, was wir können! Sie sind der Mann, dem man nicht jede Linie vorzuzeichnen braucht; Sie können sie aus den lichtern Punkten selbst finden, und freuen sich, wenn man Ihrer eignen Sorgfalt etwas übrig läßt.

Wir wollen etwas höher anfangen!

Nachdem die Natur die mancherlei Linien gezogen, welche die Dinge unter sich bestimmen, festhalten und verbinden, und in allen Kreisen das Mögliche aufgesucht hatte, Mannichfaltigkeit, Gestalt und Schicklichkeit den Dingen zu geben; doch so, daß eines immer aus dem anderen folgen müsse, und keines aus dem Ziel einer wesentlichen Ordnung sich im mindesten verrücken könne; so dachte sie auch auf ein Wesen, eine Kraft, eine Vollkommenheit — wie Sie es nennen mö-

gen! — welche die verschiedenen Beziehungen der Dinge unter einander (die sie nur in so weit haben, als sie durch ähnliche Massen entstanden und gebildet worden sind, zu Einem Ganzen gehören, und auf ähnliche Weise erhalten und ernährt werden) eben so fassen, und zu einem gehörigen Ganzen ordnen, bilden und darstellen möchte, wie die Sachen selbst, jedes für sich, durch einen gewissen Inbegriff der Substanzen und Theile gebildet und geordnet sind. Dieser Gedanke der Natur brachte kein anderes Wesen hervor, als den Menschen. Er wurde von gleichförmigem Stoffe mit den übrigen Wesen erbaut; ähnliche Theile, ähnliche Adern und Gefäße, ähnliches Blut beleben diesen Stoff, denn wie hätte er sonst in die Wesenheit der Dinge eingehen, ihre Naturen durchdringen, und sie selbst fassen und durch Mitgefühl beleben mögen, wenn er eine von der ihrigen durchaus fremde Natur besäße, und nicht gerade mit dem Durchdringendsten und Feinsten seines Wesens sich ihnen gleich und ähnlich machen könnte? Aber sein Ziel mußte noch weiter hinausgesteckt werden. Die Geschöpfe unter uns, die wir ausschließungsweise von uns Thiere nennen, hat die Natur in gerader Linie an die Dinge gebunden, die ihrem Bedürfniß angemessen oder ihm nothwendig sind; bei dem Menschen hat sie auf ähnliche Art die ersten Stricke des Daseins befestigt, aber sie hat noch überdieß Bänder und Befestigungen angewebt, welche nicht auf diese ersten Nothwendigkeiten zielen, sondern durch die schicklichen Verbindungen der Dinge unter sich eine feinere Art des Wohlgefühles erwecken. Dadurch werden die Dinge, nicht nach einem individuellen Bedürfniß, sondern nach ihren eignen besondern Eigenschaften, Bestandtheilen und Wesenheiten an einander gereiht und gefügt, und es entsteht daraus eine allgemeine Ordnung, eine Zusammenstimmung, eine Welt — von welcher der Mensch nur allein den Begriff hat.

Diese zarte Zusammenstellung der Dinge, welche sich auf Meinung oder Kenntniß von ihren Grundeigenschaften bezieht, auf Begriffe von ihrem Ursprunge, Ordnung, Verbindung und

Folgen, macht sich nach dem Maaß der Eigenschaften, Kenntnisse und Erfahrungen eines Jeden bei Jedem beinahe anders, und daraus entsteht die Verwirrung, die **Unwelt**, und alle ihre moralischen Übel.

Es ist klar, daß der Mensch, welcher aufhört, dem unmittelbaren Antriebe seiner Neigung zu folgen, und seine Neigungen und Verlangen nach den Erfahrungen und Kenntnissen zu stimmen, die er von den Dingen selbst und ihren Eigenschaften erlangt hat, einer unzähligen Menge Irrthümer und Irrwege ausgesetzt sei, die zum Theil von seinen beschränkten und nicht sicher genug geleiteten Einsichten, zum Theil von der Natur der Dinge selbst abhangen, deren mannichfaltige Beziehungen und Bestimmungen schwer und nur durch oft wiederholten Gebrauch zu erforschen sind. Daher ist der Mensch seiner Natur nach dem Irrthum unterworfen, eben zu der Zeit, da er anfängt, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen. Hiezu kommt noch, daß die mit der Vernunft erwachende Eigenschaft der Selbstliebe ihm den Genuß einzeln erlangter Vortheile und Einsichten fühlbarer macht, als der Werth davon für sein ganzes übriges Dasein ist; er wird also, durch Eigenliebe verleitet, dem Gebrauch dieses einzelnen Kleinodes nachhängen, und besondern Wahrheiten zufolge den Umfang der Wahrheit selbst übersehen. Daher die Verwüstungen, die Albernheiten und Thorheiten, durch welche die Meinungen das Menschengeschlecht von jeher entstellt haben, und noch ferner entstellen werden. Die meisten derselben sind vielleicht von einem Kern wahrer Empfindung und wahren Urtheils aufgeschossen; aber sie haben das Unkraut der Welt nur vermehrt, und die Verwirrung dichter gemacht. Der Schein von Wahrheit, der aus einzelnen abgesonderten Beobachtungen und Erfahrungen kommt, die nicht genug mit dem Ganzen verbunden sind, und, wenn er tiefern Besitz vom Gemüth genommen hat, zum Wahne wird, ist das Element, worin der größte Theil des Menschengeschlechtes schwebt, und womit sich meist alle Speculationen über dasselbe beschäf-

tigen. Es wird angenommen, als wenn dieses einmal der feste bleibende Zustand des Menschen sei; jeder setzt den seinigen dem andern an die Stelle, und wir leben allesammt gleichsam in einer Art von Irrenhause. Unser ganzer Zustand, unser Schicksal, und zuletzt selbst unsere Natur, nimmt daher ihre Richtung und Wendung. Das Unglück, die Leiden, müssen mit Haufen kommen, denn jeder verfehlte Gang der Natur, jedes irre gewordene Rad eines Systems, bringt ein Leiden, eine Stockung hervor, und wir sind aus tausend Systemen zusammengesetzt, wo eines das andre durchkreuzt, und wo daher nie etwas ganz zusammenstimmt.

Lassen Sie uns daher den Schluß ziehen, daß die Möglichkeit unseres Glücks nur in dem Grade zunimmt, als der Mensch geschickt gemacht wird, die Verbindungen des Ganzen zu übersehen, die einzelnen Theile mit demselben in Harmonie zu bringen; nichts für zu klein hält, nichts für zu groß, so lange er es nicht gänzlich kennt; für alle Umstände besorgt ist, für alle Folgen, so lange er nicht die hinlängliche Erfahrung davon hat; kurz, daß das Leben sein unaufhörliches Studium bleibt, weil halbe Vernunft oft schlimmer ist, wie gar keine, und der Zustand des Menschen, wenn er, als vernünftiges Wesen, in das Rad der Dinge, zu einem seiner Natur angemessenen Glück mit eingepaßt werden soll, schlechterdings auf gänzliche Vernünftigkeit zugeschnitten ist, sonst er, eben derselben Natur nach, die ihm so sehr den Vorzug gibt, weit mehrern Unfällen ausgesetzt ist, als alle übrigen Wesen.

Hier haben Sie nun vielleicht einen Theil des Räthsels gelöst, bei dem ich Ihnen sagte, daß es immer am Witz des Menschen gebräche, wenn er nicht so glücklich sei, als die übrigen Naturen, oder als seine Natur es ihm erlaubte. Aber freilich werden auch hiezu die Bemühungen des Ganzen erfordert, wenigstens eines großen Theiles. Ein Mensch allein für sich kann nicht bauen. Auch seine Vernunft macht nur einen Theil der Vernunft des Ganzen. Auch diese erwächst

nur und bildet sich durch die Folge der Zeiten. Desto mehr aber muß es auch den Einzelnen ermuntern, an dem Gebäude fortzuhelfen, welches, aller Analogie nach, und wenn, wie so oft gesagt worden, die Natur bei dem Schicksale des Menschen nicht irre gegriffen hat, wenn das, was die verschiedenen Religionen allerwärts zum Grunde gelegt haben, nämlich einen bessern und moralischen Zustand des Menschen, Sinn und Bedeutung haben soll: welches, sage ich, in der wahren Natur des Menschen, in seinem wirklichen Dasein und Leben, Grund und Wahrheit haben muß, sonst die Vernunft meist nur ein leerer Traum sein würde, und die Natur, das heißt, die Consequenz selbst, mit sich im Widerspruch.

Vierter Brief.

Ich labe mich diesen Abend noch an der schönen Vorstellung dieses heutigen Tages. Gleich einem jungen Kinde schlummerte er auf, noch mit feuchten Nebeln umwunden, und die Thautropfen fielen auf sein Bette. Allgemach hoben sich die Spitzen der Höhen aus dem Schleier. Man sah hier eine Ruine, dort einen Wald mit seinem schwärzlichen Gefolge, doch noch in zarte Weichheit eingewickelt, aus der zerfließenden Masse sich erheben, und immer wurde die Gegend reicher an Vorstellung. Des jungen Tages Leben zerfloß in Seligkeit: Alles belebte, beseelte sich; Alles schöpfte Muth und Kräfte. Das männlichere Mittags-Alter ging in blendenden Strahlen vorüber; und nun beruhigte sich der Abend; alle Gegenstände wurden lichter, klarer. Man hätte geglaubt, an den vorliegenden Bergen jeden Strauch, jedes Laub mit dem Auge erreichen zu können. Jeder verborgene Fußsteig zeigte sich, und welche Fülle, welcher Reichthum von Gegenständen, selbst in dem matten, immer abnehmenden

Strahle der Sonne, selbst bis an den letzten Hauch in mildem, schimmerndem Lichte. Jetzt mögen uns die Sterne ergötzen, denn auch sie, Freund, gehören zu unserm Systeme, ob sie gleich ihren abgesonderten fernen Weg gehen.

Wie Alles so sehr dem Menschen gleicht, wie sich der Mensch in Allem wiederfindet! Er ist allein Zuschauer und Handler auf dieser großen Bühne; denn was die Eigenschaften der Dinge nicht erkennt, noch ihren Bezug unter sich finden kann, kann weder betrachten, noch eigentlich handeln. Es wird getrieben von den Einwirkungen fremder Natur, und ist den bloßen Gesetzen eines gröbern oder feinern Mechanismus unterworfen. Wir glauben, daß es mit dem Menschen anders sei, ob wir gleich nicht recht wissen, wie? Ihm eine von der übrigen Natur der Dinge ganz abgesonderte und fremde Natur beilegen wollen, ist freilich ein Mittel, wodurch man sich helfen kann, aber es ist eben nur ein Behelf, und kann keineswegs den Menschen befriedigen, der in sich selbst, mit sich und den Dingen lebt. Die höchste Kraft im Menschen, steigt sie nicht in Analogie mit allen andern Kräften zu ihm empor? Aber der freie Gedanke, dieser göttliche Funke, das: „ich will!" steigt es nicht von oben herab, und zeigt von etwas, das dem Menschen, getrennt von aller andern Natur, eigen ist? — Es ist schwer, hierauf etwas zu sagen. Denn zu sagen, warum ein Ding gerade das ist, was es ist, d. h. seine ihm eigne Natur aussprechen, möchte wohl bei jeder Natur etwas schwer fallen. Wer möchte sogleich sagen, woher den Vögeln die Natur des Fliegens käme, noch den Fischen die Natur des Schwimmens? Sehen wir nicht, wie sich Alles, von der untersten vegetabilischen Welt auf, durch eigne Organisation gleichsam der Empfindung zubildet? Finden wir solche nicht schon in dem leichten Übergange von den gewöhnlichen Pflanzen zu den Thierpflanzen? Und weiter hinauf das Thier, hat es nicht die ganz nahen Eigenschaften vom Menschen? Wie schmal liegt bei einigen die Scheidewand! Und sehen wir nicht, nach dem Reichthum, der Verbindung,

der Kraft und Ordnung seiner Organe, selbst nach seinem Lebensunterhalt und Futter, und der Gemeinschaft, die es mit dem Menschen hat, daß es immer weniger von dieser Grenze sich entfernt zeigt, und gleichsam schon eine moralische Erziehung annimmt? Aber nun der Mensch! Er, auf eben diesen Stamm thierischer Eigenschaften und Vollkommenheiten aufgepfropft, oft seine ganze Lebenszeit hindurch von dem Thiere beinahe durch nichts zu unterscheiden, er allein lebt in der wunderbaren Gemeinschaft zweier Naturen, von denen die Eine, die er durchaus nicht kennt, von der ihm nichts Analoges bekannt ist, als was er durch Phantasie und Einbildung zu erreichen glaubt, gerade die ist, die ihn zum Menschen bestimmt. Wenn nicht ein frommer Aberglaube dieser abgeschmackten Meinung zu Hülfe gekommen wäre, die sich erst in spätern Zeiten ausgedacht hat, und nie von den ältern Weltweisen gelehrt wurde, so sehr sie auch den Vorzug des Denkens zur himmlischen Eigenschaft erhoben haben; wenn nicht, sage ich, auf diesen Grund der reine Beweis der Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit unserer Seelen hätte festgestellt werden sollen, so wäre schwer zu begreifen, wie Menschen, die mit sich und mit der Natur in einiger Vertraulichkeit gelebt haben, unter so verkehrtem Blick der Dinge ansichtig werden konnten. Wer das Wort Natur ausspricht, und damit einigermaßen einen Begriff verbindet, dem sollte es doch deutlich auffallen, daß solches, in dem vollen Umfange seiner Bedeutung, als Grund und Wesenheit der Dinge, keine Vervielfachung annehmen könne. Es kann keine zwei Naturen geben, wovon die eine die ganz ausschließenden Gesetze der Möglichkeit gegen die andre enthielte. Wie sollte die eine den Begriff von der andern erlangen, wie sollte eine Einwirkung von beiden auf einander Statt finden können, da sie just in allen Punkten ihrer möglichen Berührung von einander unterschieden sind, und daher die eine sogleich den gänzlichen Begriff der andern aufheben würde. Denn was heißt Natur, in diesem allgemeinen Sinne,

anders, als die Grundgesetze, nach welchen die Dinge möglich sind? Gäbe es aber Grundgesetze der Dinge von zweierlei Art, so gäbe es eigentlich gar keine Gesetze, denn die Dinge wären auf die eine Art sowohl möglich, als auf die andre. Ist es aber unmöglich, daß die Dinge auf die eine Art sowohl möglich seien, als auf die andre, so widersprechen sie sich also in allen Grundeigenschaften ihres Wesens, und es ist kein Punkt der Gemeinschaft unter den beiden möglich. Denn dieser Punkt würde gerade wieder ein Punkt der Annäherung von der einen zu der andern Natur sein, die ihr doch in allen Punkten ihrer Möglichkeit widerspricht, und sie von sich ausschließt. Der Idealismus ist daher nicht nur eine consequente Sache, sondern allein consequent, für Alle, die sich Spiritualisten nennen. Wir mögen uns noch so sehr wenden, und die Begriffe bis ins Unendliche auflösen, um das hundertmal aufgetrieselte Haarfädchen hinzulegen, wo der Übergang der beiden Naturen in einander, d. h. die Möglichkeit ihrer Wirkung auf einander, scheinbar werden soll, dem Verstande muß immer das Allmachtswort: Natur! dazwischen erschallen, Unmöglichkeit der Vereinigung zweier Wesen, wovon das eine das ist, was es ist, eben darum, weil es keine Möglichkeit des Daseins mit dem andern gemein hat.

Es hilft auch hiebei für den geraden und richtigen Denker weiter nichts, daß man sich auf gewisse Weise zurückziehe, und ohne die Möglichkeit gedachter zwei Naturen festzustellen oder zu erklären, die eine so hinter die andre stelle, daß die Unerklärbarkeit der Erfahrungen durch die Gesetze von der einen auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit der andern hinübergeschoben werde. Dieß ist nur ein feiner sophistischer Betrug, und die gerade Sache zeigt, daß wir die Gesetze und Möglichkeit von dieser noch nicht hinlänglich kennen, wenn wir sie nicht mit unsern Erfahrungen zu reimen wissen. Was durch seine Natur getrennt ist, ist so getrennt, daß jeder Grad der Vereinigung oder der Einwirkung einen Widerspruch enthalten

würde; es ist also Alles nur Geist oder es ist Materie, nach der Art, wie unsere neuern Philosophen diese Begriffe festgesetzt haben. Kein Drittes ist möglich, oder kann wenigstens nicht die mindeste Erkenntniß von einander haben.

Fünfter Brief.

Man hat den Unterschied gemacht zwischen einer populären Philosophie und einer andern, die wahrscheinlich nicht so wie diese auf Gründen des allgemeinen Menschenverstandes beruhen soll. Dieser Unterschied würde in der That nicht viel besser sein, als der, welchen man zwischen einem Gelehrten und einem Menschen machte. Was von jenem nicht auf diesen übergehen kann, ist in der That keiner Bedeutung werth, da die Wissenschaften überhaupt nur als Hülfsmittel für das Leben des Menschen anzusehen sind, und als solche geschätzt werden müssen. Hat man ja die abstracte Wissenschaft der Algebra selbst erst aus den Rechnenbüchern der Kaufleute hergeholt, und sie zum Gebrauch der größten Vergleichungen angewandt. So ist überhaupt in der Kenntniß des Menschen, wie in seinem ganzen Leben, nichts von ganz getrennter Natur; was sich sondert, ist krank, oder es trägt die Flecken seiner Auszeichnung auf der Stirne.

Soll denn die Natur ewig gleich einem Zaubergewebe fremder Erscheinungen vor uns schweben? Sollen wir nie mit ihr Eins werden? Welcher Dämon hat einen solchen Mißgriff bei Bildung des Ganzen gethan, daß er zwei Naturen paarte, die ewig einander widersprechen, die sich auf keinerlei Weise begreifen können, und sich wechselsweise zur Qual da sind! Wie glücklich hätten sie doch eine ohne die andre sein können, wenn jedes seine Welt für sich gehabt hätte! Was hilft es nun

dem Geiste, sich mit angestrengten Kräften über das Dasein der Dinge zu erheben, Schlüsse zu binden, ins Unendliche zu trennen und zu lösen, die Natur des Denkens genau zu erforschen, und die Grenzen ihrer Möglichkeit fest zu umschließen, wenn ihm zuletzt doch nichts zum Resultate übrig bleibt, als daß er einsieht, daß seine zweite Natur ihm zu allen diesen Erkenntnissen hinderlich, und das Ganze daher nicht vollkommen sei. Denn wenn der Mensch seine eigene Natur so erkennen muß, wie viel mehr erst die Natur der anderen Dinge! Und das wäre die Weisheit, die wir erlernen sollten? die uns als das höchste Ziel der belebten denkenden Natur vorgesteckt wäre? — Lassen Sie uns daher unsere populäre Philosophie beibehalten, lieber Freund! oder lassen Sie uns lieber um diesen Preis alle Philosophie aufgeben, und bei Dem bleiben, was die Natur den Menschen lehrt, daß Glück die Frucht seiner Erkenntnisse sein müsse, da sie zwar Alles zum glücklichen Genusse bestimmt habe, ihm aber sich vorzüglich die Blüthe davon nur durch Vernunft zubereiten lasse.

Es wäre Zeit, daß man das Leben des Menschen kennen lernte, nicht nach Vorurtheilen und angenommenen Hypothesen, nicht aus transscendentalen Begriffen und a priori, sondern aus der täglichen Erfahrung, zusammengehalten mit dem, was uns die feinste Aufmerksamkeit und die richtigste Vergleichung aus dem Buche der Natur und der reinsten innern Erkenntniß und Prüfung unserer selbst darüber aussagt und verkündet. Je mehr wir die Natur des Menschen von der allgemeinen sinnlichen Natur hinwegzuschrauben suchen, desto mehr verfehlen und irren wir. Nehmt diese Natur als Grundlage von Allem was ist, und wovon ihr euch eine Vorstellung machen könnt, wie herrlich wird sich euch Alles aufschließen, wie wohlgestellt und schön wird die Blume des Menschengeistes auf der Spitze blühen, von wannen sie ihre unsichtbaren Gerüche verbreitet, und nun fest und sicher auf ihrem Stiele und in ihrer Wurzel ruht, woher sie ihre Nahrung zieht; anstatt daß ihr sie lieber, gleich

einem Schmetterling, aus einer fremden Sphäre herholen wollt; nicht wißt, wo ihr derselben Herkunft und Nahrung geben sollt, noch was das eigentlich für ein Ding sei, das ihr euch erdacht habt.

Aber welches Wesen hat ähnliche Kräfte mit der Seele des Menschen? Welches kann sich aus eigener freier Wahl bestimmen? Welches kann sagen: „Ich!" und dieses Ich! unabhängig von allen Nebenvorstellungen, zum unbedingten Gesetze seiner reellen Existenz und der Nothwendigkeit derselben darthun? —

Auf dieses Alles hätt' ich nur Eins zu antworten, daß die Sache nämlich so nicht wahr ist, wie ihr sie hier vorstellt. Ich räume den Seelenkräften des Menschen ihre Vorzüglichkeit ein, denn wer könnte sie ihnen abstreiten? Eben auf ihnen beruht ja nicht die Vorzüglichkeit des Menschen allein, es beruht der Werth und die Vorzüglichkeit der ganzen übrigen Natur auf ihnen; denn was wäre wohl solche ohne eine lebende Denkkraft, ohne ein Wesen, das sich Vorstellungen machen, die Dinge nach ihren Eigenschaften verbinden und ordnen kann, und also sich selbst gleichsam erst eine Welt schafft? Die Welt ist in dem eigentlichsten Verstande für den Menschen da; denn ohne ihn wäre sie ein Rumpf ohne Haupt, eine wilde Masse ohne gehörige Verbindung. Die Pflanze wächst von ihrem Regen, von Luft und Thau; sie verbindet nichts, außer den Grenzen ihrer eigensten Substanz, streut ihre Saamen zunächst um sich her, und bekümmert sich wenig, ob noch mehrere ihrer Gattung vorhanden, und in welches System sie gehöre. Das Thier ungefähr auf die nämliche Weise; doch fängt dieses schon an, Dinge außer sich zu verbinden, zum Wohlsein und zum Bedürfniß seiner sinnlichen Natur. Es gehört zur Welt, es ziert dieselbe durch seine lebendige Gestalt und Darstellung, durch seine concentrirte Kraft u. s. w., aber es hat noch keine Welt. Es ist für sich da. Was kümmern dasselbe alle anderen Naturen, wenn es Gelegenheit genug hat, die seinige auszu-

füllen? Es lebt und begnügt sich mit der Kraft seiner eigenen Natur, und nichts weiter.

Für wen ist nun das Ganze da? Ist das nur so ein Zusammenfluß von stummen Figuren, wovon keins das andre recht versteht, und wovon eins dem andern aus dem Wege geht, so lange sie sich nicht zu ihrem Bedürfniß und Nahrung gebrauchen? Hier steht also der Mensch, der Erkenner, der Ordner, der Verbinder. Er ist Haupt, Auge, Verstand und Sprache der Natur. In ihm schließt und verbindet sich das Ganze, wie in einem Schlußstein eines Gewölbes oder in der Spitze. Ohne ihn ist die Natur sinnlos; es ist ein Schauspiel ohne Zuschauer, ein Feenpalast ohne Bewohner.

Wenn man mir nun sagt, daß der Mensch ein für diese Erde fremdes Geschöpf sei, daß seine Eigenschaften aus ganz anderen Sphären hergeholt sein müßten, und in einer andern Ordnung und Verbindung der Dinge ständen, so sagt man mir etwas höchst Albernes und Ungereimtes. Hast Du denn schon ergründet, zu was der Mensch auf dieser Welt da sei? Hast Du Dir Mühe gegeben, auszuforschen, welches die Forderungen und Bedürfnisse der Natur an ihm sind? in welche Reihe der Dinge sie ihn hingestellt hat? ob er da richtig stehe, und ob er sein Amt ausfülle — ehe Du Dich vermissest zu sagen, er gehöre nicht hieher, und sei viel zu vornehm, auf der Erde eine Rolle zu spielen. Du Elender! Mit lächerlichen Begriffen von einer eingebildeten Hoheit täuschest Du den Menschen von seinem wahren Standpunkte hinweg; machest ihn seine wahre Pflicht als Nebensache ansehen, und wirst zum Betrüger am Ganzen, indem Du Dich in Deiner beschränkten Einbildung für wunderbar heilig und fromm erachtest.

So viel liegt es daran, die Natur kennen zu lernen! Wer sie kennt, wird seine Stelle in ihr zu finden wissen; nicht nach erträumten Lichtbildern umhergaukeln, und die Erkenntniß von dem, was er ist, und wozu er ist, muß Glück und Leben auf das Ganze verbreiten.

Aber von welchem Wahnsinn werden die Menschen herumgetrieben! Keiner weiß, wo er richtig steht. Und ob dieß gleich schon so lange her gesagt ist, so ist es deßhalb nicht besser geworden. Die Wenigen, die es fühlen, sind blos zur Betrachtung gezwungen. Das Menschengeschlecht bleibt wirklich, wo nicht ein übernatürliches, doch ein außernatürliches Geschlecht. Die verrückte und verschobene Stellung, in welche die Menschen durch ihre zweideutige Anlage gekommen, hat sie ganz außer sich gebracht. Sie irren wie die Gespenster, wie wahre Erscheinungen, sie selbst, umher, nach Ewigkeit, nach Wahrheit, nach Glück, nach großen Thaten, und vergessen, was ihnen vor den Füßen liegt, die Natur, ohne die sie nichts Großes, nichts Wahres, nichts Glückliches unternehmen können. Damit bleibt die Erde noch immer in ihrer Kindheit, so sehr auch die sich selbst klug dünkenden Weisen überhand nehmen. Die Summe des Glücks wächst um keine Ziffer, obgleich die Natur für den Menschen allein die größte Rechnung gemacht hat. Sie glauben die Natur desselben zu erhöhen, indem sie sie hinuntersetzen und zertreten. Blinder, dummer Aberglaube schwatzt dem Menschen von Engeln, um ihn zum Vieh zu machen. Sie haben das Heft den Ungeschicktesten und Thörichtsten anvertraut, und Weisere lassen es zu, weil sie glauben, Thoren könnten nur von Ihresgleichen am besten beherrscht werden.

So sieht es in der Welt aus! So mit dem Zustande des Menschen! Man sollte wohl glauben, der Mensch sei nicht für diese Erde geschaffen, weil er sich so ungeschickt auf derselben beträgt.

Digitized by Google

Sechster Brief.

Sie sagen, ich sei die Auflösung von zwei metaphysischen Fragen in meinem letzten Briefe schuldig geblieben; nämlich von dem undeterminirten freien Willen im Menschen, und von seinem psychologischen Ich. Ich muß Ihnen sagen, daß ich kein Metaphysiker bin, und daß, wenn Sie die Sprache der Kunst hierüber hören wollen, Sie sich gewiß an einen ganz Andern halten müssen. Das kann ich Sie aber versichern, daß mir die Sprache der Vernunft von jeher sehr lieb gewesen ist, so gut wie die Sache selbst, daß ich aber durch die beiden noch nicht recht habe verstehen lernen, was man eigentlich mit dem freien Willen will?

„Der Mensch, sagen sie, hat einen Begriff vom Guten und Bösen a priori, von Haus aus, und nach diesem hat er einen Willen, das Gute zu wählen und das Böse zu lassen, ohne irgend ein anderes Motiv, ohne eine Nebenbedingniß oder Nebenabsicht."

Ich möchte Sie fragen: glauben Sie das? Oder haben Sie irgend schon jemals dergleichen etwas bei sich empfunden? — Ich glaub' es schwerlich. Es mag wohl sein, daß Sie sich der Motive von vielen Ihrer Entschließungen und Handlungen nicht mehr bewußt sind, aber daß deßhalb keines vorhanden gewesen, ist nicht sehr wahrscheinlich — und was noch mehr ist, es ist nicht einmal in der Sache. Sagen Sie mir, was will das heißen, gut und böse? Ist das ein Ding, das für sich existirt, oder ist nicht der Begriff davon allezeit relativ? Gibt es etwas Absolutgutes oder Absolutböses in der Welt? Oder kann es auch etwas Absolutböses in der Welt geben? Davon ist aber doch, nach dem Ausspruch dieser Weisen, der Begriff dem Menschen natürlich angeboren, und daher ist wohl in des Menschen Natur vom Grund aus eine Lüge gelegt.

Gut ist wohl sonst nichts, als was meiner Natur zukommt, sie befördert oder sie bessert. Böse, das Gegentheil von diesem. Allgemeingut ist die Natur; aber ein allgemein Böses annehmen, hieße so viel, als eine Natur festsetzen, die zu aller Zeit und unter jeder Bedingniß einer andern Natur feindselig und in ihrem Wesen zuwider wäre; — und so etwas gibt es nicht; es ist nicht in Gottes Natur, und widerspricht sogar derselben, und daher sich selbst. Also ein unbedingtes Erkenntniß von gut und böse in des Menschen Natur gelegt, ohne Beziehung auf die Eigenschaften dieser Natur selbst, ist eine ungereimte Voraussetzung. Nun können Sie wohl merken, wie es mit dem freien Willen steht. Da es kein unbedingtes Gute oder Böse gibt, so kann es auch keinen unbedingten Willen geben; immer muß ein Erkenntniß vorhergehen, nach dem sich unser Wille bestimme. Der freie Wille im Menschen ist also das, was sich nach Erkenntniß des Guten oder Bösen eines Dinges zu uns erst bestimmen kann. Nun könnt' es sich treffen, daß ich das Böse vor dem Guten wählte, und daß dieß mein freier Wille wäre; alsdann würde mir Grille, die Verdorbenheit meiner Natur, eine irrige oder lasterhafte Meinung lieber sein, als die Wahrheit, und das ist leider so oft bei den Menschen der Fall. Ich habe aber alsdann das Böse nicht aus wirklicher freier Wahl, sondern aus Mangel an Erkenntniß gewählt, weil ich das Verkehrte für das mir zuständigere Gute hielt. Wahl aber an und für sich kann nie etwas Anderes als das Bessere treffen, und es ist nur ein falscher Ausdruck, wenn man sagt, man könne das Böse wählen. Das müßte alsdann vielmehr heißen, man wähle das Schlimmere, weil man es für das Bessere halte.

Was die zweite Frage betrifft, nämlich aus dem Gefühle unsers Ichs, d. i. aus dem Gefühle unsrer Selbst, die Folge von einer ganz eigenen, selbstständigen, untheilbaren Natur ziehen zu wollen, so scheint mir dieses eben so ungereimt,

wie der Gegenstand der vorigen Frage. Sollte nicht jedes Thier, so gut als der Mensch, ich will sogar sagen, jedes Wesen, sein eigenes Ich haben? Was wäre sonst die Individualität! Aber der Mensch kann solches in sich zusammenfassen, sich gleichsam darin spiegeln, und zu sich selbst sagen: „Ich!" Das kann freilich das Thier nicht, wird es aber deßhalb nicht weniger in seiner Art fühlen und sich bewußt sein? Wo der Hund Schläge erhalten hat, läuft er gewiß nicht zum zweiten Male hin, denn er ist sich bewußt, daß es sein Ich war, welches Schaden gelitten hat. Wir können also dieß angebliche innere Zeugniß des Ichs für nichts Anderes halten, als für eine innere Zusammenstimmung des animalischen Systems, die sich in mehrerer oder minderer Klarheit dem denkenden und empfindenden Sensorium als Eins darstellt. Sagen, daß jede unserer Handlungen, jede unserer Empfindungen von dem deutlichen Gefühle des Ichs begleitet sei, hieße eine Sache sagen, die von aller Erfahrung gänzlich entfernt ist. Es ist klar, daß mein System nichts denken noch empfinden kann, wo ich nicht auch mit dabei bin, und beim klaren Zurückgehen auf mich, mich nicht auch sogleich finden würde, d. h. die zerstreuten Punkte meiner Empfindung auf Eins zurück in mich sammeln könnte; aber dieses will deßhalb bei weitem noch nicht sagen, daß ein eigenes besonderes Gefühl meines Ichs gleichsam jeder Handlung, jeder Empfindung untergelegt sei. Es ist vielmehr so fern davon, daß in dem Grade, als sich der Geist mit Dingen beschäftigt, oder sich für solche interessirt, er seine Individualität, sein ganzes Dasein darüber vergißt, wie wir so viele und tägliche Beispiele an Personen sehen, die in Betrachtungen vertieft sind, oder die durch heftiges Mitgefühl in den Zustand eines andern Dinges mit fortgerissen werden. Ich bestimme also das Gefühl unseres Ichs, das man in dem Menschen für einen so hohen Beweis einer besondern einfachen und an sich unzerstörbaren Natur annimmt, auf nichts Anderes, als auf das simple Gefühl und die Überzeugung von seinem

Dasein, die der ganzen animalischen Natur eigen, bei dem Menschen aber durch höhere Organisation und durch die innere Kraft seiner Reflexion aus einem weitern Umfange zu einem concentrirtern Punkte gebracht ist. Denn daß man sagt, dieses Gefühl des Ichs erhalte sich in dem Menschen durch sein ganzes Leben hindurch immer gleichförmig und gleichbestimmt, ist eben so wenig auf Erfahrung gegründet. Denn mein innerer Bau verändert sich nicht weniger als mein äußerer, und mit jenem meine Vorstellung, meine ganze innere Ökonomie, so weit solches unter Einem und demselben System der Zusammensetzung geschehen kann und geschehen muß. Es ist auch so wenig wahr, daß das innere System meines Ichs sich nicht nach Maßgabe der Jahre und der Altersstufen verändere, daß sogar durch Ausbleiben oder Hinderung dieser Veränderung und Fortschreitung eine unnatürliche Erscheinung sich zeigt, eine Kindesseele im Mann, oder der Jüngling im Greis. Jede Stufe im menschlichen Leben hat sogar ihr eigenes psychologisches Dasein, so daß durchaus der Genuß der übrigen irdischen Dinge durch den animalischen Bau darnach eingerichtet ist, und der Mensch den Zirkel seiner intellectuellen Reife nicht würde absolviren können, wenn er in der Kindheit und zu frühe die Gefühle, Vorstellung und den Geschmack eines reifen Mannes gehabt hätte, so wie der allzu lebhafte Geschmack jugendlicher Freuden im Alter offenbar den wahren Genuß dieses Lebensalters zernichtet und zerstört. Also mag auf keine Weise dieses Ich als ein Beweis eines besondern untheilbaren und unzuverändernden Wesens im Menschen bestehen, sondern es gründet sich vielmehr auf die allgemeine Erscheinung der Empfindung und des Bewußtseins, rückt fort und verändert sich in derselben Gestalt und Beschaffenheit, und in dem Verhältniß, wie unser übriger Körper sich befindet, wächst oder abnimmt.

Von der mannichfaltigen Theilbarkeit, Zerstreuung und Auflösung dieses so sehr gesuchten einfachen Ichs ist überdieß so viel schon in allen psychologischen Urkunden gesprochen,

und solche durch unzählige und unwidersprechbare Erfahrungen dargethan worden, daß es in der That Wunder nehmen sollte, daß gewisse Weltweisen von einer höhern und abstractern Klasse, in den Bestimmungen der Eigenschaften unserer Seele, so wenig Rücksicht darauf nehmen, und in sich selbst mehr, in der concentrirtesten Anstrengung ihrer denkenden Kraft, als in der menschlichen Natur überhaupt und in ihrem wahren Wesen, die Seele aufgesucht und den Eigenschaften derselben nachgespürt haben. Freilich schmeichelt es dem Manne von einer lebhaften und starken Denkkraft, und der Vieles durch Fertigkeit des Geistes aus einander legen und wahrscheinlich machen kann, weit mehr, aus sich die Natur sich zu bilden, als durch langsames Aufsuchen der ächten und aussprechenden Züge dieses großen Wesens einen Theil ihrer wahren Gestalt zu errathen; aber es hilft nichts, man kann nicht über die Natur hinwegschauen, und wer sie nicht in Zusammenstimmung mit dem Menschen, und den Menschen in Zusammenstimmung mit ihr sucht, oder, wer nicht den Menschen in der fortschreitenden Linie auf dem Gipfel der Dinge sucht, da er an dieselben durch ähnliche Natur angereiht und verbunden, und daher Eines nur aus dem Andern begreiflich machen und sich erklären kann, der, sage ich, wird sich nimmermehr in seiner Natur zurecht finden.

„Ob es rathsam sei, durch dunkle Gefühle das Glück der Menschen zu befördern?“

(1795.)

Qui sait être heureux, sait tout, sagt ein französischer Dichter, und man könnte vielleicht mit Gründen behaupten, daß das System der Glückseligkeit das System der ganzen Natur sein müsse. Wo ähnliche Elemente sich vereinen können, da ist Glück, und die Trennung scheint nichts als der Widerstand zu sein, sie in Bewegung zu setzen, um den Endzweck ihres Glückes desto eifriger zu verfolgen. Trennung und Vereinigung, das ist der ganze Text des Buches des Schicksals; die Sympathie leitet auf den Weg der Vereinigung, und läßt die empfindlichern Naturen voraus die Glückseligkeit ihrer Wiedervereinigung genießen.

Aus den Ahnungen dieser letztern entstehen mannichfache Gefühle, welche die menschliche Natur auf eine innigere Weise mit der ganzen übrigen Natur verbinden. Die Stoffe von allen Dingen finden sich in der Zusammensetzung unsrer Natur, und was ist in der weiten Welt, für das ein menschliches Herz nicht empfinden, schlagen oder Zuneigung zu ihm erhalten könnte? Diese Eigenschaft dehnt ein Gemüth, welches reizbar und mannichfaltiger Eindrücke fähig ist, gleichsam ins Unendliche aus; wir verlieren uns unter der Last unsrer Gefühle, und das Gemüth irrt auf unabsehbaren Bahnen, wo immer

wieder neue, beim Eintritt in die letztere, sich ihm aufthun und zeigen.

Die Verwirrung, die auf solche Art in dem Gemüthe entsteht, kann oft zu einem hohen Grade von Glückseligkeiten leiten, sie wird aber auch nicht selten die Quelle der bittersten Leiden, und führt uns von Klippe zu Klippe an die unübersehlichsten Abgründe. Es ist also auch hier nöthig, das Gemüth zurecht zu weisen, und es auf der Bahn zu erhalten, die es überschreiten kann, um einen bestimmten Endzweck zu erreichen.

Der Mensch, der mit allen seinen Eigenschaften und in seinem ganzen Wesen selbst nur ein Produkt der Natur ist, ist auch darin mit den übrigen Produkten dieser Natur übereinstimmend, daß, nach einem ordentlichen Laufe derselben, sein Ganzes sich gehörig und vollkommen entwickelt. Alle Theile seines Wesens werden entblättert; die Verbindung mit dem Gleichartigen, wodurch nur allein Wachsthum entsteht, gibt ihm, nach Verhältniß der Lage und Umstände, seine Ausdehnung und Fülle; die innern Anlagen entwickeln sich, blühen und reifen; der Mensch wird mit der ihn umgebenden Natur Eins; der Zuschuß fremdartiger Theile hat aufgehört oder wird sogleich in seine Substanz verwandelt; er hat weniger mit ihnen zu kämpfen, als in den ersten zarten Zeiten seiner Bildung und seines Wachsthums; er fühlt, was er ist, wo er ist, die Eigenschaften der Dinge, und den Vortheil und Gebrauch seiner Kräfte.

Dieß ist der Umfang des Menschen. Alle seine Theile sind gleichartig mit der Natur, und nur dadurch stehen alle Theile der Natur mit ihm in gehörigem Verhältniß. Was darüber ist, was seine Natur, als die eigene menschliche, erzeugt, haucht in andere Menschennaturen über, als Blume oder als verschlossener Balsam, und macht das Dasein dieser köstlicher. So lebt er durch Zeitalter in Geschlechtern fort; dahin strebt der Trieb eines feinern unbegrenzten Verlangens, der, wie alle

feinern Düfte, leicht eine falsche Mischung annimmt. Er ist kein centaurenhaftes Geschöpf, aus doppelten Naturen zusammengesetzt. Die Erde würde ihm sonst zum Fluch werden, und er ohne Zweifel der Erde.

Wenn der Mensch sein Dasein so nahe und nicht in überirdischen Sphären zu suchen hat, so ist es wenigstens wahrscheinlich, daß ihm der Grund und Endzweck desselben nicht ganz verborgen bleiben könne. Er holt seinen Ursprung und seine Kräfte aus der Natur, die ihn umgibt, und eben diese Kräfte gehen natürlicher Weise auf das zurück, woraus sie hergeholt sind, und bewirken nach und nach die Erkenntniß seiner selbst, und der Dinge, die uns umgeben. Das Dasein der Natur wird gleichsam in der Seele des Menschen zu Vernunft; die Natur vereint und entwickelt sich in ihm zu Betrachtung und Erkenntniß, und aus diesem Scirrus oder Knoten menschlicher Fähigkeit steigt erst die wahre Ordnung und Verbindung der Dinge in tausendfältiger Blüthe und Frucht hervor. Was wäre die Erde ohne den Menschen? Wir können uns freilich den möglichen Fall vorstellen, daß, so wie einige Strecken und Erdgegenden, auch der ganze Erdboden ohne menschliche Erzeugung wäre; aber welch unreifes, geringschätziges Produkt wäre diese Erde selbst? wie geringe wäre dadurch der Werth ihrer übrigen Erzeugungen? denn das Vorzüglichste derselben selbst stützt sich auf Beihülfe und Erziehung von dem Menschen; die schlechtesten Produkte würden gar bald überall die Oberhand erhalten, und diese physische Welt selbst würde eine wüste Einöde und ein verworfener Klumpen werden. Die Ehre der ganzen Natur also, wenn ich so sagen darf, gründet sich darauf, daß der Mensch da sei. Und da er ihr so sehr angehört, so ist er ihr auch nothwendig. Eins ist um des Andern willen, durch und für das Andre da; oder das Ganze würde in ein rohes, unbeseeltes Chaos zerfallen.

Ist aber der Mensch so eigen und nothwendig der Erde,

und ist sie ihm so eigen und nothwendig, so fragt sich's, ob es denn an dem sei, was so Viele träumen, daß diese Erde mit ihren Erscheinungen bei weitem nicht hinreiche, seine Eigenschaften und Fähigkeiten zu befriedigen und auszufüllen, und daß hienieden nur ein so geringer Stoff für seine höhern Geisteskräfte liege?

Was die Wünsche und Verlangen der Menschheit betrifft, so will ich es recht gern eingestehen, daß dieselben etwas Unendliches an sich haben. Welcher Wunsch und welche Begierde hat solches nicht? Denn eben dadurch wird er zum bloßen Verlangen, weil uns die Grenzen seiner Gegenwart und seiner Bestimmung noch nicht eigen und gewiß sind. Man sagt: ich besitze eine unendliche Wißbegierde! Was sagt man hiedurch anders, als: ich fühle in mir ein Streben, mir Dinge eigen zu machen, deren Maaß und Grenzen ich selbst noch nicht kenne. Das Streben selbst, als Regung einer Kraft, ist freilich etwas Unbestimmtes, aber deßhalb nichts Unendliches. Es ist gerade dem Maaß der Kräfte angemessen, die in mir liegen, und wenn ich diese Kräfte auf etwas Wirkliches anwende, so fühle ich bald dieses Streben sich mindern, und das Unendliche sich verlieren. Es ist nicht wahr, daß die Kenntnisse unendlich seien. Sie sind freilich unendlich, in so weit die Welt unendlich ist; aber alle Kenntnisse des Ganzen kann doch nicht Ein Individuum fassen, er müßte denn das Ganze selbst sein; und was hülfe ihm denn der Vorrath seiner Kenntnisse? zu welchem Genuß würde er sie gebrauchen? oder zu welchem Endzweck sich ihrer bedienen? Nur die allgemeinern Gesetze der Verhältnisse können dem Menschen als Kenntniß dienen, und deren Zahl kann nicht unendlich sein. Eine unendliche Welt, als Gegenstand der Abstraction und Speculation für den Menschen, worin doch die einzige Nahrung des denkenden Geistes besteht, scheint mir ein leeres Unding zu sein.

Da nun nicht die Natur nur des Menschen, sondern die Natur der denkenden Kräfte überhaupt beschränkt ist, in so weit

sie aus der allgemeinen Natur nur diejenigen Abstractionen und Resultate ziehen können, die darin verborgen liegen, und diese nicht für ein und dasselbe Individuum unendlich sein können, wenn gleich die Natur unendlich ist, und die Unendlichkeit der Vorstellungen nur in der Unendlichkeit der Individuen liegt; so sehen wir schon aus Allem sich das Maaß unserer Kräfte ziemlich nach dem neigen, worauf wir sind, und was uns umgibt.

Da die Kräfte des einzelnen Menschen so sehr beschränkt sind, und daher auch das Maaß seiner Erkenntnisse kein Unendliches sein kann; so möchte ich doch, daß man mir die Eigenschaften namhaft machte, die in der menschlichen Natur liegen, und nicht ihren Grund und Gegenstand in dieser Ordnung der Dinge, die wir um und über uns sehen, ausfüllen und erreichen könnten? Es ist wahr, des Menschen Geist erhebt sich zu den Sternen, und sucht, wie man sagt, im Unendlichen neue Welten, und eine neue Ordnung der Dinge auf. Aber was würde derselbe Geist sich wohl für sich selbst eigen machen können, wenn er, mit der Schnelle des Sehrohres, an diesen fremden Welten landen, und nun das Verlangen seiner irdischen Wissensbegierde nach Wunsch ausfüllen könnte? Wie bald dürfte ihn seine fruchtlose Neugierde reuen; er würde fühlen und erkennen, daß er selbst nur ein Punkt ist, der nicht anders als wieder aus einem Punkte die Dinge erreichen und zu seiner Vorstellung bringen kann; daß er nur nach gewissen angenommenen Verhältnissen die Dinge untersuchen und erforschen kann; daß er ohne diesen Maaßstab, den er aus einer bestimmten Heimath mit sich nimmt, nicht reisen und nicht sehen kann; dieses würde ihm bald die Sinne verrücken, und ihn überzeugen, daß der Mensch, seiner Natur und seinem Wesen nach, nicht zum Allgemeinen bestimmt ist. Besäße er aber unendliche Kräfte, wie er sich's träumt und es möglich glaubt, so hörte er auf, nicht nur ein Mensch, sondern ein Wesen zu sein, dann wäre er eben die Welt oder das Unend-

Digitized by Google

liche selbst; denn Alles, was wir von Erscheinungen der Welt als Wesen kennen, geht, wenn ich so sagen darf, von einem bestimmten Kern aus, existirt und erweitert sich in Bezug auf die erste Grundlage dieses Kernes, und hat dieser zu Folge ihm eigene bestimmte Kräfte und Grenzen. Dieses macht Natur und Wesen jedes Dinges aus, und es scheint, daß, sobald ein Ding, welcher Art es auch sei, zu weit in die Grenzen des andern übergeht, es in demselben auch sein eigenes Wesen verliere.

Daß es eben dieselbe Beschaffenheit mit der Natur des menschlichen Geistes haben müsse, dürfte wohl nicht schwer sein zu erweisen. Denn dieses Übergehen desselben in die Natur eines andern Dinges, außer dem Maaß seiner eigenthümlichen Kräfte, heißen wir Verrücktheit und Wahnsinn; und jede Versetzung unserer menschlichen Natur in einen Kreislauf der Dinge, der mit dem unsrigen gar nichts gemein hätte, würde diese sicher bewirken.

So gebunden ist selbst unser Geist an eine bestimmte Ordnung, und damit selbst, wie man sieht, an eine bestimmte Sphäre. Er kann sich wohl von dieser erheben, aber nicht von ihr versetzen. Er selbst gehört der Erde, nimmt seine Kräfte und Verhältnisse von ihr, und alle Verknüpfungen und Verbindungen derselben kehren wieder auf diese zurück.

Eben dieselbe Bewandtniß hat es mit allen übrigen Träumereien und Entzückungen. Sie hängen dicht mit der Erde zusammen, oder sind dieser wenigstens stets nahe verwandt. Gemeiniglich sind sie nichts, als unterdrückte Aufwallungen des Geschlechtstriebes, Schwachheit, oder erhitzter Nervenreiz. So ist es mit der brünstigen Andacht, so ist es mit dem Fortsehnen in eine andre Welt. Je kälter und vernünftiger wir werden, desto mehr fallen dergleichen Äußerungen und Erscheinungen von uns, und man findet schwerlich, daß ein alter, noch gesunder und behülflicher Mann, der nicht von Vorurtheilen zu Grunde gerichtet worden, sich sehr nach dem Himmel sehne.

Der Mensch gehört also zur Erde. Dessenungeachtet liegen in ihm Triebe nach dem Unendlichen, die sich aber mit seinem Zustande auf der Erde gar wohl vergesellschaften lassen, und eigentlich zu der Ordnung gehören, in welcher er unter den belebten Wesen Platz genommen hat.

Jedes Ding, möchte ich sagen, hat ein Gefühl seiner Unendlichkeit. Und wenn es solches nicht hat, so kommt es nur daher, weil es nicht bis auf den Grad der Empfindlichkeit des Selbstgefühls kann gerührt werden. Ist das Wesen der Dinge seiner Natur nach unvergänglich und ewig, so wird und muß sich ohne Zweifel auch im Gefühle selbstbewußter Wesen Dasein und Wirkung dieser Grundeigenschaft offenbaren.

Wir würden nicht Mühe haben, die Spuren hievon überall in der Menschheit aufzufinden. Denn noch außer den Entzückungen einer sich von der Erde losreißenden und nach Unendlichkeit schmachtenden Phantasie finden sich festere Merkmale in der Seele des Menschen, die auf das Verlangen hindeuten, sein Dasein fortdauernd zu machen. Ich übergehe die großen und prangenden Denkmale des Fleißes und der Kunst, das Fortleben durch die Geschichte, durch Werke des Geistes, und Anderes; schon in dem Geschlechtstriebe, in jedem Gefühle der Liebe liegt eine unvertilgbare Grundlage, unsere Fortdauer zu erhalten, und sein Dasein zu verewigen. Und was will man sagen? durchdringt und belebt uns nicht selbst ein anhaltendes, obgleich verborgenes Gefühl, daß wir, in jeder Rücksicht, nicht ein für sich selbst bestehendes abgeschnittenes Dasein haben, sondern nur, wie eine Welle des Meeres, die Folge der vorhergehenden sind, die uns heraufgetrieben hat, und eben in diesem Maaße, wie wir angestoßen werden, unsre Wirkung verbreiten oder weiter forttragen müssen. Läßt sich in der weiten Welt ein von andern Wesen gänzlich abgesondertes, für sich allein bestehendes Wesen denken? Wie viel weniger noch der Mensch! Im Keime des Vaters liegen schon seine Eigenschaften verborgen, das, was er gewissermaßen sein kann oder

nicht. Die Hülfe der Geburt, die Milch der Mutter flößt ihm Eigenschaften ein, milder oder roher, nachdem die Mutter entweder sich selbst, oder sie die Umstände oder angebornen Eigenschaften gebildet haben. Und dann, was würde Jedem von uns von sich selbst noch geblieben sein, ohne alle Erziehung, ohne Cultur? Wären wir nicht selbst unter dem Thierstande, wenn wir durchaus keine Erziehung, keine Bildung erhalten hätten? Das Beste also, was wir sind und was wir haben, ist unserer Natur gleichsam durch Tradition der Vorzeiten überliefert worden; nur als fortlaufendes Glied der Kette, nicht als einzelner Ring, sind wir, und sind etwas.

Hierin liegt der Grund aller unserer Gefühle einer Fortdauer, der Ewigkeit unseres Daseins, welche die Schwingen der Phantasie zuweilen über die Grenzen der Natur hinaustragen.

Was könnte also an der menschlichen Natur verborgen bleiben müssen, welche Geheimnisse könnte sie in sich tragen, die hier auf der Erde nicht entdeckt, oder für irgend einen andern Zustand aufbewahrt werden sollten? Das ganze Räthsel der menschlichen Natur entspinnt sich hier, und wird wahrscheinlich keiner andern Auflösung bedürfen, als die durch Anbau und Vervollkommnung unserer Natur und Kräfte zu bewirken sein wird. Je mehr wir die Hindernisse wegräumen, die den Geist des Menschen gefangen halten, je besser Gedeihen wir der Pflanze der Erkenntniß und Vernunft durch unsre Hülfe verschaffen, desto mehr wird sich auch die reine Gestalt der Natur vor unserm Auge entwickeln, desto mehr werden wir Richtung und Ebenmaaß bei ihr bemerken, desto sicherer, bestimmter und gewisser wird uns Alles werden, von dem wir hören, oder was um uns erscheint. Es könnte möglich werden, daß die Menschen noch ihren Himmel auf der Erde fänden, keinen andern Wohnplatz sich wünschten, und sich endlich überzeugt hielten, daß keine andere Welt, keine andere Ordnung der Dinge, sie, ihrer Natur nach, glücklicher und besser machen könnte. Die Widrigkeiten und Unfälle mancherlei Art würden

sie zum Theil als nothwendige Mittel ihrer Selbsterziehung betrachten, zum Theil als unnachläßliche Forderungen der Ordnung der Natur zur Verbesserung, oder als Antreiben derselben, dasjenige hier durch andere Güter und Vortheile zu ersetzen, was uns ein ungünstiger Himmel oder ein minder gefälliger Boden an Genuß und Zufriedenheit raubt. Wir würden jenen eine schöpferische Sonne unter einem mildern Himmel gönnen, wenn uns hier unter einem rauheren Erdstrich, bei gemäßigtern Leidenschaften, und bei stärkerm Antriebe zu Arbeit und Fleiß, die Sonne der Erkenntniß und Wahrheit etwas heller leuchtete, und uns rund um uns den wohlthätigen Einfluß ihrer Strahlen und ihres hellen Lichtes zeigte. Zufrieden mit der Welt, zufrieden mit uns, würden wir keine fremde Auflösung der Dinge erwarten. Die Dornen, durch Dumpfsinn und verkehrte Leidenschaft auf die Pfade unseres Lebens gelegt, würden nicht mehr oder nur sparsam hervorwachsen. Wir würden erkennen, daß die Menschheit als Blüthe oder als Verderben auf dem Gipfel dieser Dinge stehen muß; daß, wofern sie nicht gut werden, sie mehr und mehr abscheulich werden müsse; daß die Natur den Keim ihrer Vernichtung oder Erhaltung nur in Tugend oder Laster enthält; daß leben, beim Menschen, eigentlich gut sein heißen müsse; daß, wenn er auf solche Weise lebt, ihm das Leben nicht beschwerlich und der Tod nicht bitter wird. Und so kämen wir auf unsern ersten Satz zurück: qui sait être heureux, sait tout.

Erkenntniß und Liebe, oder wie man diese beiden Eigenschaften anders benennen mag, wovon die erste unterscheidet und trennt, und die zweite vereint und bindet, sind also die beiden Quellen und Hauptstützen aller menschlichen Glückseligkeit. Natur und Wesen der Dinge zu erkennen, ist die Eigenschaft des Verstandes. Er erwirbt dem Menschen erst die Rechte des Menschen. Die Verschiedenheit der Dinge macht eine Ordnung unter ihnen möglich, und die Ordnung macht eine Welt. Alles, was sich in der Natur bildet, nimmt eine Ordnung an,

oder, anders zu sagen, jede Bildung bewirkt sich durch Ordnung; es entsteht eine kleine Welt. Durch die Eigenschaften seines Geistes und Verstandes erhält der Mensch eine immer fortschreitende Bildung, und indem er die Dinge sondert und reiht, ihnen Maaß und Gewicht ertheilt, ihre Eigenschaften, Quellen und Folgen erkennt, so entflieht von selbst Verwirrung und Streit, Werth und Eigenschaften der Dinge treten hervor und werden anwendbar, das Unglück, gewöhnlich nur die Folge des Mangels dieser Erkenntnisse, entweicht, und die Natur selbst erhält einen neuen Reichthum, einen unendlichen, stets sich mehrenden Schatz von Endzwecken und Mitteln. So erhält die Natur erst durch die Kräfte des Menschen ihren Werth, und wird eine wahre Wohlthäterin; da sich durch die Unvernunft nur Zweifel und Elend häufen, das Beste verkannt wird, und diese Welt, zusammengehalten mit den regellosen Verlangen und Begierden der Menschen, gar oft ein räthselhaftes Schauspiel oder ein Kerker der Verzweiflung und des Elendes wird.

Eine Eigenschaft, die aus dem Leben der Natur kommt, und das Leben derselben erhält, ist Liebe. Sie ist eigentlich Leben selbst. Sie theilt und vereint, sie trennt und verbindet, und sucht durch einen ewigen Trieb reger Lebenskräfte stets das verwandtere Princip auf. Das ist der Geist der Natur. Hiedurch regt und bewegt, hiedurch erzeugt, befruchtet, wächst und vervollkommnet sich Alles. Mit dem Licht entsprang die Liebe aus jener alten Nacht zugleich, und wo ihr reiner Trieb herrscht, da entzündet sich die Fackel der Erkenntniß auch leichter.

Über Unsterblichkeit.

(1797.)

Leben erzeugt Leben, und der Wunsch nach Unsterblichkeit kommt aus einem Vollgefühle unseres Daseins.

Das Thier weiß nichts vom Tode; der Mensch kennt ihn, aus Erfahrung an Andern, nicht aus eigenem Gefühle. Er zählt seine Tage nach den Eindrücken des Genusses und der Freuden; das Unglück verschwindet ihm wie Schatten; wird seine Dauer zu lastend, so sieht er sich nach irgend einem Heilmittel um, das seine Einbildungskraft ihm darreicht.

Aber nicht der Unglückliche allein, auch der Glückliche sehnt sich nach der Fortdauer seiner angenehmen Gefühle, und kann und mag das Ende davon nicht denken. Die Beraubung aller Gefühle durch den Tod ist ihm schrecklich. Die verzerrte Gestalt, der hinweggerissene Geist, die noch in ihm lebende Fortdauer seines Freundes, seiner Geliebten, Alles macht ihm die Erscheinung des Todes nur zu einer wunderbaren Veränderung, mit der nicht Alles aus sein könne — denn der Lebendige kann sich nur das Lebendige denken.

Wir pflanzen also gleichsam das Leben um uns, je mehr wir uns von ihm entfernen. Der in seinen Äckern, Gebäuden und Feldern, jener in seinen Geisteswerken; man sucht unter seinen Zeitgenossen mitzuleben, man sucht, durch den Ruhm, sein Leben auf die Nachwelt fortzupflanzen. Alles scheut den

Tod, und schon in dieser Rücksicht hat die Natur, durch die Furcht vor ihm, ein reifes und mächtiges Reizungsmittel zu trefflichen und erhabenen Handlungen in uns gelegt.

Aber auch selbst die Furcht vor dem Tode befreit uns, durch dieses Heilmittel, von ihren eigenen Schrecken. Wir erben uns gleichsam selbst wieder in dem Munde der Nachkommenschaft, durch die Thränen der Freunde, durch das Andenken der Zeitgenossen, und es fehlt nicht viel, daß nicht jenes künftige erträumte Leben unserer Einbildungskraft angenehmer werden sollte, als das gegenwärtige wirkliche; zumal wenn dieses mit Schmerzen durchflochten, und zu wenig angenehmen Gefühlen bereitet ist. So hold weiß die gütige Natur zu täuschen, und selbst da, wo sie das Schrecklichste hingelegt hat, den Ort mit süßen Blumen und Gesträuchen zu überdecken!

Die Natur hat also für den Menschen gesorgt, in dem, was sie ihm als das Traurigste scheint beigelegt zu haben, der Kenntniß des Todes. Die Furcht vor ihm reizt uns zu mannichfaltigen Thaten, und wird so ein neuer Keim des Lebens, eines vorzüglichen Lebens, für uns und für Andere.

Es ist aber damit noch nicht Alles gethan. Die Zweige des Lorbeers grünen sparsam, und bedecken selten ganz den Grabhügel. Die entfernteren Gefühle mögen uns nicht immer vor demjenigen schützen, was uns so sehr in der Nähe ist, wie wir uns selbst, und unser Dasein. Die Träume der Illusion wanken, sinken und welken; der Mensch bleibt sich selbst.

Das Räsonnement über die Natur unseres Daseins, unseres Wesens fängt nun an. Woher? Zu was? Wohin? Man will doch auch wirklich sein, mit Allem was man ist. Die kleine Welt unserer Empfindungen scheint uns so angemessen, so behaglich; wir können uns nicht denken, was die Natur dabei gewinnen könne, sie wieder zu zerstören, und am Ende — was ist, kann das aufhören zu sein? Und was scheint mehr Recht auf Dasein zu haben, als das Bewußtsein, das sich selbst sagen kann: ich bin!

Aber noch weit andere, stärkere Schlüsse und Gründe strömen diesem innern Gefühlsschlusse zu. Wir wollen sie nicht weitläufig erörtern. Sie sind allgemein und bekannt genug. Sie sind aus der Natur des Menschen, seinen Anlagen und Eigenschaften genommen; aus der Billigkeit und dem sittlichen Gleichgewichte, und aus tausend Gründen, womit der Mensch die Vortrefflichkeit seines Daseins, und damit die Nothwendigkeit desselben, so gern und mit so vielem Rechte, vertheidigt und ausschmückt.

Was kann uns die Natur zum Troste und zu unserer Belehrung darüber sagen?

Sie sagt: „Mensch, dein Durst nach Leben ist dir Unsterblichkeit! Du verachtest das Gegenwärtige und suchst das Entfernte. Lebe, und du wirst leben! In deine Brust legte ich die Erkenntniß der Natur, die Gesetze ihrer Ordnuug. Sie sind unsterblich, wie sie ist. Alles Andere lebt in der Veränderung, nur die Gesetze bleiben. Indem du sie erkennst und fühlst, bringst du auch von ihrem Wesen und ihrer Fortdauer auf dich und fühlst dich über das Zufällige erhaben. Alles ist ewig, und müßte sich ewig fühlen, wenn es einen gewissen Grad des Bewußtseins erlangen könnte.

Die Wesen entstehen, sind da und leben nur in ihren Massen. Wie du beim Aufgange der Sonne Blumen und Blätter sich nach und nach entfalten siehst, je wie sie der Strahl des Lichts trifft oder die Hitze des Mittags heranrückt; wie du im Frühjahr die Geschlechter der Pflanzen, Blumen, Bäume und ihrer Bewohner in einer fortrückenden Folge und Ordnung sich entwickeln, wieder abnehmen und vergehen siehst, so, daß jedes Gewächs mit den übrigen seiner Art in ähnlichem Zeitraume, unter ähnlichen Einflüssen kommt und wieder abgeht; wie du dieselbe fortrückende Folge und Ordnung, im Abnehmen und Zunehmen, durch alle Pflanzen- und Thierarten, jede nach den Umständen der Lage, der Zeit und der einwirkenden Zuflüsse, auf der ganzen Erde, vom Pole zum

Äquator, und von diesem wieder zum Pole, bemerken kannst, so würdest du sie auch durch das ganze Weltensystem bemerken — und so ist auch der Mensch entstanden. Nicht einzeln, weil nichts einzeln entsteht, sondern in einer Ordnung und zubereiteten Folge. Nach dieser lebt er, nach dieser entwickelt er sich, so wie seine Kräfte, und diese gehören dem Ganzen, der Ordnung, unter welcher er existirt. Vergebens sucht er sich loszureißen, er gehört dem Ganzen, und ist nur ein miteristirender, mitwirkender, mittheilnehmender Theil einer großen Ordnung. Wie diese blüht oder zunimmt, wird auch er blühen und zunehmen, d. h. seinen wesentlichsten Eigenschaften nach — aber in dem Einzelnen liegt die Kraft, sein Geschlecht zu erhöhen, und dadurch zeichnet sich der Mensch vor allen übrigen Geschöpfen aus. Die Natur hat ihn zur Blüthe, zur Krone, ihrer Erscheinungen bestimmt. Er neigt sich in der Fülle seines Wesens wieder zurück auf sie, und vereint und umfaßt das Übrige. Durch was kann sie wirken, als durch die Eigenschaften des Einzelnen, aber merke dir, daß diese bald mehr oder weniger auch die Eigenschaften des Ganzen werden. Sie liegen also in diesem, und entwickeln sich früher oder später in dem Einzelnen. Als die Natur in dem Menschen auf ihrem Gipfel stand, mußte sie herabschauen auf ihre Werke, sie mußte sich selbst erkennen lernen, und dazu war ein hoher Geist vonnöthen. Große Kräfte kamen in Bewegung, und ihr Ziel war die Unendlichkeit; denn wie hätten sie das Unendliche der Natur erkennen mögen, wenn es nicht selbst in ihre Brust gelegt wäre? Daher dein Streben, o Mensch! das du gern auf eine sinnliche Fortdauer legen möchtest, wozu die Natur jedoch keine Formen hat, als ihre ewigen unveränderlichen Gesetze in der ewigveränderlichen Fortdauer des Stoffes. Begnüge dich! Dein Loos ist kein geringes, du holder Erdgeborener! Wie würde dir dein Leben zur Qual werden, wenn du mit der Natur altern müßtest! Denn du verlangst doch nicht in einem und demselben Wesen ewig jung zu bleiben? Oder kannst du dir ohne Abnahme

und Zunahme, ohne Hinwegnehmung dieser Theile, oder Hinzusetzung von andern, etwas Bleibendes denken? Und wenn die alten Theile hinweggeschafft sind, und die neuen hinzugesetzt, so entsteht doch etwas Verändertes! Es sei in Gedanken oder in Bildung. Ewig kann nichts dasselbe bleiben; die Gesetze selber hätten kein Recht mehr darüber; sie, die Alles bestimmen, fänden das Unbestimmbare. Schränke dich also ein, o himmelerzeugter Liebling der Natur! Du hast aus ihren Händen die reichste Schale des Glücks erhalten, die sie nur mittheilen kann. Suche in der Veredlung deines Geschlechts dein ganzes Glück, deine Beschäftigung. Durch sie, die Guten, die Edlen, die vor dir waren, hast du dein Dasein erhöht. Du hast gleichsam ihre Portion des Glücks auf dich genommen. Gib sie nicht unbereichert von dir. Denke, was du für ein Leben führst! Du lebst in der Vorzeit, in der Gegenwart und in der Zukunft. Die Schätze aller Kenntnisse, auch eines großen Theils physischer Erwerbungen, sind dein! Die Welt öffnet sich. Meine Stimme, die Stimme der Vernunft, wird hörbar. Lebe in dem gleichen Geschlecht, durch Erkenntniß des Wahren, durch Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten. Nur dieß ist Unsterblichkeit. Willst du ewig essen und trinken, du, dem der Gaumen schon stumpf wird, und die Zunge gebricht. Lebe in deines Gleichen wieder auf! Genieße jünger durch sie! Enthalte ihnen den Platz nicht, der auch dir ist geräumt worden. Fühle ganz, was es heiße, mir, der Natur, leben! Du hast Beispiele dazu! Du wirst es gewahr werden, daß jedes meiner Gesetze Wohlthat und Milde ist für den, der in dem Geiste dieser Gesetze lebt, und daß Gutsein überall die reichste Erndte der Zufriedenheit und Glückseligkeit ist."

So die Natur. — Und hat sie Unrecht, wenn sie uns auf das gegenwärtige Leben hinweist, und die Aussichten auf ein anderes in Schleier verhüllt?

Tagebuchsblätter

und

Denkbücher.

Digitized by Google

An meine Schwester Henriette.

Am Petri-Pauli-Tag 1784.

Ich bin meiner Henriette auch in der Abwesenheit Nachrichten von mir schuldig, und ich will heute, als an Ihrem Geburtstage, damit anfangen.

Meine erste stille Sorge ist, daß mein Leben so bestehen möge, daß es einigen Vortheil und Erquickung für sie gibt; und die zweite, daß der Himmel es so lenken möge, daß wir es Beide zusammen genießen können.

Wir wollen der Sorge des Himmels, als des besten Vorsorgers, die Ausführung und Vollendung davon überlassen, und indessen so zu leben und zu sein uns bemühen, daß, wenn derselbe Tropfen des Segens auf uns herabfließen läßt, wir fähig sein mögen, solche im Herzen aufzunehmen und zu genießen.

Henriette sagte mir diesen Morgen, daß ihr Geburtstag ein Siegel und eine Erinnerung für sie sei, daß der Himmel, der ihr das Dasein gegeben, dabei sich etwas müsse gedacht haben. Dieß sei ihr genug, und eine Ursache der Freude und Zufriedenheit an diesem Tage.

Waltershausen, am 2. Juli 1784.

Meine bisherige kleine Geschichte wirst Du bereits aus den Briefen wissen, die ich mir Gelegenheit genommen habe, durch die beiden zurückkehrenden Kutscher Dir zuzuschicken.

Der Tag, da ich Dich verließ, nämlich der 30. Juni, war mir nicht traurig. Ich reiste in stiller Hoffnung und Beilegung meines und Deines Schicksals. Über das vergangene Übel nahm ich mir vor, Vergessenheit auszubreiten, als die einzige Heilungsart von so vielen Beschwerden. Ich dachte, die Alten, die auch dieses erwogen, hätten deßhalb den Todten aus dem Fluß Lethe zu trinken verordnet, ehe ihnen der Übergang in die elysischen Felder verstattet werden konnte — weil kein reiner Genuß ohne Vergessen leicht stattfinden mag.

Ich rief den Himmel an, meine Wege und Schritte zu leiten. Er wird es auch thun! —

Den Abend in Bamberg war es ganz stille in mir, und die elektrischen Bewegungen der schönen Frau von Oberkamp brachten mir keine Unruhe. Ich dachte mir, daß die geistigern Organe der Seele auch ihre runde Bewegung hätten, mit einem gewissen Lebensöl angefüllt, wie die sinnlichen Organe des Körpers, und daß jene zu erhalten eigentlich mein Geschäft sei, welche als Rivalen mit den letztern streiten.

Der Morgen von Bamberg aus (den 1. Juli) war etwas kühl und regnerisch. Ich war wohl zufrieden mit Frau von Rothenhahn in Sentweinsdorf, mit der ich dejeunirte und in dem wohlangelegten Garten spazieren ging. Die derben Charaktere halten aus. Wenn sie nicht sehr steigen, so sinken sie auch nicht so leicht.

Von Ermetshausen nach Birkenfeld ging ich Mittags, während wir fütterten, zu Fuß, um die Gegend und das von Herrn von Hutten erbaute Haus und den angelegten Garten zu besehen. Das Schloß oder Wohnhaus sollte sich zur Gegend verhalten, wie ein wohlgewähltes Band oder Schleife zum Kleid. Das von Herrn von Hutten angelegte ist ein

zitronfarbenes altmodisches, zu einem feinen apfelgrünen Stoff. Auch verstecken die hohen Büsche und Bäume des Gartens die ganze vorliegende süße Landschaft.

Ich kam Abends sieben Uhr hier in Waltershausen an, und konnte unterwegs nicht viel denken. Das ordentliche Denken ist auch ein Studium oder eine Wissenschaft, und verlangt einen lebendigen Vorrath in der Seele.

Ich wurde hier wohl aufgenommen. Die Gegend ist angenehm. —

— Das Wetter ist kalt und unangenehm; die nahen Berge scheinen auch schon die Wolken mehr an sich zu ziehen.

Der Herr des Hauses läßt Vieles am Gebäude und Garten ändern, und scheint überhaupt für die Bequemlichkeit geringer Partien mehr besorgt, als für die Wohlfahrt des Ganzen. Die Frau des Hauses ist ein Lamm von Herzen und Unschuld. Schade, daß sie so wenig Anreizungen zu äußerer Thätigkeit findet. Ihr Charakter ist zu hold, zu bescheiden und furchtsam, um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von außen, um zu süßer Fruchtbringung hervorgelockt zu werden. Dieses fehlt ihr — und wo fehlt es den ähnlichen Geschöpfen nicht? Die thätigen regenden Charaktere treten hervor, oft mehr aus Ruhmsucht, aus innerer Unbehaglichkeit und Eitelkeit, als aus überlegtem Verlangen, Gutes zu erwecken und wohlzuthun. Sie sind sogar neidisch auf die Versuche Anderer. Wo ist der Mensch, der sich in dem Guten fühlt, das er auch nicht mit eigener Hand gethan hat, und deßhalb doppelt der Urheber davon ist, weil er Andere dazu veranlaßt? — Dieser Menschensinn fehlt beinahe überall. Er ist der Wohlthäter des Menschengeschlechts, weil es durch ihn glücklich wird.

So viel Willkürliches in unserm Leben und Schicksal scheint, so finden sich doch von Zeit zu Zeit, und zumal in

der Übersicht von ganzen Perioden, so klare Spuren einer außer der Werkstätte unserer Ideen gebildeten Zusammenordnung und bestimmten Willensabsicht, daß wir uns in Fällen, wo wir uns selbst nicht mehr zu rathen wissen, keck auf die Führung einer unsichtbaren Hand einer für uns bestimmenden Willenskraft zufrieden stellen und beruhigen können. Und nur unter dieser Gemüthsdisposition werden die Sachen am vortheilhaftesten für uns gehen und die beste Wendung zu unsrer Wohlfahrt nehmen.

W. den 5. Juli.

Wir hatten gestern eine von den gewöhnlichen Visiten hier, den General Rettwiz von Königshofen, anderthalb Stunden von hier, seine Schwägerin, geborene Auffers, ihre Stieftochter und ihren Stiefsohn, letzterer Lieutenant in Bambergischen Diensten. Der General unterschied sich von seinem Neffen sehr merklich, in festern angespanntern Gesichtszügen und angemessenem Betragen; doch, sagt man, er sei geizig und verliebt, und zu scharfen Leidenschaften scheint er geneigt. Er war ehemals Hofmann und Favorit am Bambergischen Hofe, und die einträgliche Commandantenstelle von Königshofen besitzt er jetzt als Pension.

Die übrige Begleitung hätte keinen Eindruck auf mich gemacht, als durch das auffallende Negative. Das Unwahre, Unmoralische ist manchen Gesichtsbildungen so deutlich anzusehen, zumal in Vergleichung mit entgegengesetzten.

Obgleich die Gesichtsbildung der verwittweten Frau von Rettwiz nicht stumpf noch unbedeutend ist, so ist doch das Beste und zur Sittlichkeit Bedeutendste davon unter gewissen derben und fetten Muskeln gleichsam zurückgedrückt und verschlemmt, und man fühlt, daß sie keiner größern Feinheit und Bemerkungskraft fähig ist, als zu der gewöhnlichen Schicklichkeit des Umgangs und zu einer sinnlichen Menschheit erfordert wird.

Das Fräulein von *** ist ein abgezehrtes, etwas verwachsenes Wesen, das nur zu heftiger Sinnlichkeit gespannt zu werden scheint, übrigens in der Gesellschaft schlapp und meist stumm war.

Bei dem Herrn Lieutenant von Rettwiz erscheint jedes feinere Verhältniß der Bildung in den stumpfsten Winkeln. Kein etwas edleres Gefühl kann in solchem Charakter und Bildung zu irgend einer Schärfe oder Bedeutung kommen. Übrigens ist er ein großer Beau, Unterhalter und Redner.

Ich war bald übersättigt von dem Besuch, und wir gingen Abends spazieren.

Noch ein Wort von der Bildung der Frau Eleonore von Kalb! Reine kindliche Wahrheit und Gutesverlangen hab' ich nie auf einem Gesichte mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu, und ist voll dieses Ausdrucks. Von allen Gestalten und Gesichtern an unserm Mittagstisch war es bei weitem das einzig edelste.

W. den 7. Juli. Morgens, im Angesichte der Natur, — im Flügelhäuschen.

Ein wenig Schmerz führt mich früher hieher. Es ist um Dich, meine liebe Schwester! Dein gestern Abend erhaltener Brief beunruhigte mich etwas. So wenig es war, was mir an Schmerz um Dich daraus hätte zufließen sollen, so ist mir das Wenigste schon genug. Es sind Gedanken, die mich trösten, und die mich diesen Morgen schon frühe erweckt haben. Ich wollte, ich könnte sie gebrauchen, auch Dir Trost damit zu geben. Aber was die Vernunft geben kann, hast Du bereits; das Übrige hängt von der Güte des Himmels ab, die gewiß auch wohlthätig für Dich wachen wird!

Fahret hin, ihr zärtlichen Sorgen, und vereinet euch mit dem Geiste dieser allgemeinen wohlthätigen Natur zum Segen meiner Lieben und meiner Schwester! Wie sie mancherlei Mit-

tel braucht, um Gutes hervorzubringen, so möge die bittere Mischung, die in das Dasein dieser Theuern gekommen, sich mit heilsameren Kräften und Wirkungen vereinen, um auch wohlthätig für sie zu werden, und sie mit Glück und Leben zu erfreun. Blicke du, Geist, der du Alles beherrschest, gütig von deiner Höhe; laß mein Leben still folgen, wohin du es lenkest, und gib ihm Gedeihen; laß mein bestes Glück mit dem Glück meiner Lieben zusammen bestehen, denn ohne sie würde mir jeder Trost schwer fallen! — —

Die Geschichte meiner beiden vergangenen Tage vereinigt sich in Wenigem. Die Sonne hatte bei meinem vorgestrigen Morgenspaziergange auf dieser Höhe die Adern meines Kopfes zu stark ausgedehnt; dieß verursachte mir sogleich nach Tische Schlafbegierde, und spannte mich ab zu trauriger freudenleerer Empfindung — noch mehr abgespannt und ermattet durch jeden Umgang. Mit der Freude fliegt Hoffnung und Trost und Verlangen des Guten aus unsrer Seele. —

Bei der morgendlichen Vorlesung aus Herder's Buche, an Frau von K. und Fräulein A., wo beide Wesen in ernster Aufmerksamkeit angespannt waren, bemerkte ich, daß die Züge der Erstern sich verschönerten und verlieblichten, die Züge der Andern hingegen sich zum Unangenehmen verzogen. —

Wir gingen Abends einen schönen Spazierweg gegen Römhild zu, und mein Gemüth ward heiterer. —

Gestern fing ich an, aus des Kaisers Marcus Antoninus Betrachtungen in mein Buch zu übersetzen. Es dünkte mich schwer, weil ich der Sprache auch nicht sehr mächtig bin. —

Die Gedanken des Kaisers sind mir Gesetze der Moralität und des tugendhaftesten Betragens. Welche Seele, die das zu der innern Seelenwelt war, wozu sie der Stand zu der politischen Welt erhoben hatte! Welches hohe Modell für die ganze denkende Welt! —

Es bestärkte sich mir die Bemerkung, daß der Mensch ein Wesen zur Erziehung sei. Derselbe Mensch, unter einerlei Ga-

ben und Eigenschaften, kann unter aufmerksamer Erziehung das beste, und unter widriger oder Verzogenheit das schlimmste Geschöpf werden. Die Erziehung, die ein Mensch dem andern gibt, ist eigentlich nichts Anderes, als daß dieser Mensch Trieb, Kraft und Gelegenheit finden möge, sich selbst zu erziehen. Der Himmel thut das Beste, und setzt seine Lieblinge in die Umstände, die am meisten zu ihrer innern Erziehung beitragen. —

Abends kam Frau von Rothenhahn mit ihren beiden Schwägerinnen. Wir gingen spazieren, und mein Herz war öfters in Gedanken und empfindlicher Theilnehmung gegen meine Schwester gewandt, bis ich beim Abendessen den Brief von ihr erhielt. — —

W. den 8. Juli.

Die Luft ist schwüler diesen Morgen. Ich war gestern nicht ganz wie die vorigen Tage gesund, geneigter zu freudenloser Stimmung, und mit Phantasien der Zukunft beschäftigter. Doch erhielt sich's.

Wir hatten Nachmittags den Besuch vom General Rettwiz und von den Seinigen wieder. Abends ging ich mit den Damen in den Garten. Frau von Rothenhahn hatte den artigen Gedanken, daß man unter gewissem stummen Stolze ein hübsches Incognito halten könne.

Meine Bemerkungen werden seltener, und meine Seele unfruchtbarer. Woher kommt's? — Die Seele haßt nichts so sehr, als Leerheit und Unfruchtbarkeit, daher sie oft sich neue Reize von außen zu verschaffen sucht, die sie meist ärmer machen.

Halte den Boden umgepflügt und rein, wenn du ihn nicht mit gutem Saamen zu bestreuen weißt, sonst verzehrt er seine Kraft in Unkraut!

O die weise Haushaltung der Seele mit sich selbst! Von ihr besteht unser ganzes Glück. — —

Das Laster ist eine acquirirte Sache, keine natürliche. Es entsteht durch Fäulniß der Ideen und des Umgangs. —

Den 11ten, Mittags.

Die beiden Tage waren etwas abgespannter, verwirrter, unruhiger; doch half sich die Seele wieder, daß sie ihren Pfad so ganz nicht verlor.

Mein Herz kämpft mit der eignen Schwachheit. Vorsichtigkeit gegen mich selbst ist beinahe die einzige Maaßregel, die ich zu nehmen habe. Die größte Veränderung und der tiefste Fall versteckt sich bei mir in dem geringsten Anlaß. Er wächst mit ungeheurer Schnelligkeit, mich zu verderben.

Ich fühle das Glück der Selbstbeherrschung, aber ein Wind reißt mich von der Höhe wieder hinweg, die ich erst langsam und mühsam erklettert.

Der vorgestrige etwas träge Tag schloß sich mit einem freundlichen Spaziergange auf der Höhe und in den Wäldern. Ich las daselbst dem aufmerksamen weiblichen Trupp ein paar Gedichte vor, von denen, die Klopstock von den seinigen ausgesondert. Die Stelle:

Laura war jugendlich schön — Ihre Bewegungen
Sprachen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens —

schien mir in vorzüglichem Grade auf Frau von K. zu passen. Wir waren ganz heiter, wohl und reingestimmt.

Abends kam der Actuarius Wagner an den Tisch. Seine Bildung, Festigkeit, sein Geist um Auge und Stirne, frappirten mich — sie demüthigten ein wenig, und machten mir daher eine gemischte Empfindung von Gefälligem und Mißbehaglichem. In den unteren Theilen des Gesichts fand ich nachher etwas Schwäche und etwas weniger Edles — doch ist's kein gemeiner Charakter.

Gestern Morgen unterhielt ich mich lange mit Frau von R. auf meiner Stube. Ich las ihr Einiges von meinen kleinern Sachen vor, und machte nachher einige Zeilen zum Lob dieser weiblichen Gesellschaft, die ich ihr gab, mit noch einigen meiner Sprüche, die sie verlangt hatte.

Nach dem Essen übereilte mich bald eine Leidenschaft. Ich ritt Nachmittags mit Kalb spazieren, und wir versammelten uns Abends in der Papiermühle, von wo wir zu Fuß nach Hause gingen. Mein Gemüth war diesen Morgen von der leidenschaftlichen Bewegung noch verwirrt und unruhig, und bei dem geringsten Anlaß in Gefahr, sich zu verlieren.

Die Vorstellungen der Seele sind dabei das Gefährlichste für sie — und die gute Ermahnung meiner Henriette, sich am besten lieber gar keine zu machen, als solche, die beunruhigen, paßt auch hier trefflich.

Ich folgte dem Rufe der Damen, wozu ich gestern selbst Anlaß gegeben hatte, und ging ihnen nach in die Kirche. Dieß hatte eine sehr heilsame Wirkung. Bei einem kurzen erbaulichen Gottesdienste, wobei die Leute gar ordentlich und sittsam waren, auch meistens wohlgekleidet, hörten wir eine gar wohl durchdachte, mit wahrer moralischer Innigkeit und Bescheidenheit vorgetragene kurze Predigt. Die Materie und der Vortrag des jungen Geistlichen rührte mich ungemein. —

Abends machten wir einen Spaziergang durch den Garten des Predigers, welcher ein sehr schöner, meist mit Bächen und Gebüsch durchschlungener Wiesengrund ist. Er zeigte sich dabei nicht gemein, wie so mehrere seines Standes, sondern ließ innerliche Zufriedenheit bemerken. Auch bei der Frage: wie hoch sein Gehalt wäre? sagte er: 300 Gulden, welche ihm hinreichten, da man auf dem Lande nicht eben viel brauche, und er sei nur froh, daß dabei Alles fix und nichts auf Zehnten noch Feldern beruhe. Er ist dabei sehr ordentlich und beinahe etwas elegant gekleidet, und ich muß noch bemerken, daß er, als er deßhalb befragt wurde, vorgab, daß er nur wenig französisch

verstände, noch viel weniger solches sprechen könne. — Ich gab ihm Herder's neue Schrift zu lesen.

Weimar, den 17. Juli.

Ich habe lange genug gefeiert, und das Wenigste der Eindrücke wird dieß Blatt getreu genug wiedergeben können, da sich so Vieles im Fortgange verlöscht; ich werde mich deßhalb dicht an das Historische halten müssen.

Den 14ten Morgens reiste ich in Begleitung von Herrn von Kalb, Frau und Schwester, von Waltershausen ab, wo ich im Ganzen sehr stille Tage und von solcher Heiterkeit und Ungetrübtheit genossen, wie sie die Lage des Orts und die Stimmung friedlicher Menschen mit sich bringt. Auch that mir die Achtung und das Zutrauen, in welchem ich bei dem weiblichen Personale stehe, gar wohl, und erregte in mir hinwiederum die Empfindungen des Danks und die Beobachtung des reinsten Verhältnisses gegen sie.

Der Morgen war schön, da wir von Waltershausen fortreisten, und schöne Thäler und Gegenden umgaben uns, bis wir nach einer Fahrt von zwei Stunden in Römhild ankamen. Hier sah ich die beiden Gleichberge, von welchen man vor ein paar Jahren träumte, daß sie Feuer zu speien anfingen, und die von unserm Uz besungene Hartenburg.

Nach einem empfindlichen Abschied, besonders von der guten Frau, fuhr ich um 10 Uhr weiter, und kam, durch nicht so angenehme Wege und Gegenden, um 2 Uhr nach Schleusingen.

Dieser Ort liegt ganz schön. Die Bereitwilligkeit und Gefälligkeit des jungen wohlaussehenden Postmeisters fiel mir auf. Ich konnte ihn unter keine Gattung gewöhnlicher bürgerlicher Menschen rangiren, da er in der That das Amt eines Postmeisters mit vieler Gegenwart zu seinem Dienste beobachtete, dabei aber das Air eines freien unabhängigen Menschen

hatte, der von einem Gute sprach, das er unfern des Ortes hätte, und in der That hier nicht zu Hause schien. Eine Schwester, die zum Besuch bei ihm war, saß in der Stube. Er selbst ist unverheirathet. Jene schien Ehrfurcht vor ihrem Bruder zu haben, und wenn er in der Stube gegenwärtig war, sprach sie nicht, doch suchte sie den Discurs anzuspinnen, sobald er solche verlassen hatte. Ich ging um drei Uhr weiter. Schöne schweizerähnliche Gegenden bis an den Fuß des Berges, der eine gute halbe Stunde in die Höhe geht, und überall wohl bewachsen ist. Es wurde trüber am Himmel, und fing an, etwas zu regnen. Wir kamen über Frauenwalde rc. gegen acht Uhr in Ilmenau an. Unterwegs gegen Ende der Fahrt fand ich wenig vergnügte Rückerinnerung der Zeiten, die ich hier auf der Jagd und sonst zugebracht. — Endlich wurde ich etwas ungeduldig, Weimar zu erreichen. Wir kamen nach acht Uhr vor dem Thore an, nachdem ich wenig Trost aus den kahlen, steinichten Bergen geschöpft hatte, nur lud mich das Thal und die öfter in der Einsamkeit besuchte Gegend gefälliger ein. Ich stieg ab, eilte hinterwärts nach dem Stern, wo ich Vieles verändert fand, und die Seele in sonderbarer Vereinigung des Gegenwärtigen und Vergangenen, in dem Zukünftigen gleichsam pausirte. Ich suchte vergebens Jemand in den obern und untern Gängen zu erkennen, und begab mich endlich in den Garten von Goethe, wo mir nach einigem Umgehen Frau v. Schardt und ihr Mann entgegenkamen. Ihr Empfang war innig und gut.

Den Abend blieb ich verborgen, und gestern Morgens eilte ich beim schönsten Wetter und ziemlich früh nach Tiefurth. Die Veränderungen daselbst erregten mir Gefallen. Die Lage ist und bleibt immer noch die schönste. Zauberndes Wohlgefallen und Weichheit — fast zu weich für die gegenwärtige Lage meiner Seele. Dazu der Tisch und die Lebensart der Fürstin — würden mich bald wieder aus diesen Gegenden verjagen, die zu irdisch glücklich für mein Herz und für die Umstände sind.

Wieland, die Frau v. Seckendorf, und Einsiedel kamen Mittags. Von Allen wurde ich mit einer besondern Güte empfangen, einer Aufbewahrung wohlmeinender günstiger Gesinnungen, welcher nichts gleich kommt. Überhaupt ist die hiesige Welt in einer Abwesenheit von zwei Jahren und acht Monaten, zu einem kritischen Zeitpunkte um nichts schlechter geworden, hat sich zum Theil noch, so weit ich sehe, gebessert — und das will viel sagen.

Abends ging ich zu Fuß nach Hause. Auf der Straße begegnete mir Lichtenberg mit seiner Frau, die mich in meinem Quartier suchen wollten, und ich ging noch auf eine Stunde mit ihnen in das ihrige.

Weimar, den 22. Juli.

Der Trieb zur Beschäftigung mit mir selbst nimmt ab, je mehr mein Leben sich in Gesellschaft und Unterhaltung mit Anderen verbreitet.

Ich habe seitdem die Bekanntschaft mit Herder und Goethe erneuert, und Vieles ist mir von meinen Betrachtungen unterwegs entfallen, indem ich durch die Aufmerksamkeit auf meine Begleiter mich selbst vergaß. Doch ist dabei kein Schade; die Aufmerksamkeit, die wir auf höhere Existenzen wenden, erhöht unser Dasein, und macht uns so viel weiter fortrücken, indem wir die Schritte, die wir thun, vergessen.

Herders erneuerte Bekanntschaft, die ich am vorigen Sonntag bei der Herzogin in Tiefurth machte, indem ich vorher mit ihm und seiner Frau und Einsiedel hinausgefahren war, war sehr wohlthätig für mich. Es wischten sich alle Flecken der Vergangenheit — die schon seit Lesung seiner letzten Schrift keinen Halt mehr hatten — gänzlich von meinem Herzen, und ich erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme seines Daseins und seines Herzens.

Seine Frau ist nicht minder lieblich und vereint Zartheit des Gefühles und Verstandes mit Wärme.

Wir sonderten uns Nachmittags einmal zu wohlthuender Unterhaltung ab; der Gegenstand betraf sein neues Werk und die Folge desselben. Ich fand bei jedem Umstande die zugenommene Cultur und die vollkommnere Kraft und Richtung in Herders Geist.

Den Montag, nämlich den 19. dieses, kam Goethe wieder, und er schickte den folgenden Morgen zu mir, mich zu sich, in sein Haus, bitten zu lassen. Die Zeit im Wirthshause wurde mir in der That schon lang, und ich wünschte, daraus errettet zu sein — zumal da es sehr schlecht ist. Ich ging zu ihm, fand ihn äußerlich wenig geändert, und bestellte, meine Sachen in sein Haus zu bringen. Mittags fuhr ich mit Einsiedel nach Tiefurth, nachdem ich zuvor der Herzogin Haus hier in der Stadt besucht und die schöne Vestalin besehen hatte. Wir brachten den Nachmittag so zu, ich las etwas vor, und gegen Abend kam Goethe. Wir soupirtèn, und ich ging zu Fuß mit Einsiedel zurück.

Gestern las ich **Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire**, aß zu Mittag mit Goethen, besuchte Wieland und Herder, welchen erstern ich etwas unpäßlich fand, und soupirte in Goethe's Garten.

Dieß ist das Skelet von meinen Tagen; zu deren Ausfüllung gehört viel — aber die Sinne sind mir jetzt dazu noch zu beschränkt und eingewickelt. Eine bessere Zeit mag es thun! — —

Den **24**. Juli.

Führe mich, Herr, deine Wege, und lehre mich deine Steige! Lehre mich deine Wahrheit, und erhalte mich!

Das Leben rennt leicht auf eine unbedeutende Bahn hin, auf seichte Tiefen und Sandbänke. Halte es, du Einziger, der du dich an menschlicher Tugend ergötzest, und die Tugend

zum Element der Freude besserer Sterblichen bestimmt hast. —

Mein Leben fährt fort, wichtiger zu werden, durch Erkenntniß und Umgang, und nimmt zu gleicher Zeit ab an innerm Trieb und Beschäftigung. Dieß ist eine böse Klippe. Laß uns wachsen in der Wahrheit! —

Weimar, den 3. August.

Nicht stumm ist's in meiner Seele, noch finster aber wie von zu vielem Lebensglanz übergossen, richtet sich der Zeiger nach keinem bestimmten Flecke, und sehnt sich nach schrägeren und gelinderen Strahlen, um eine richtigere Bestimmung zu nehmen, da er die volle Mittagshöhe nicht ertragen kann.

Was habe ich, seit ich hier bin, gesehen, was gehört? — Und das Größte neben dem Kleinen; das Volle neben dem Leeren — Beides, ohne daß es konnte mitgetheilt oder daran Theil genommen werden. Jenes zog meine Seele empor, daß sie beinahe das Gleichgewicht verlieren konnte, das sie ihrer eigenen Natur nach an dieß Irdische bindet, jenes demüthigte sie, indem es ihr zugleich die eigene Unvollkommenheit und Schwäche zeigte, wodurch sie noch mit den Dingen dieser Welt zusammenhinge.

Rath und That ist immer noch so getrennt. Was zu thun ist, und was kann vollbracht werden. —

Den 18. August.

Ich habe seither einige glückliche Abende der Gesellschaft genossen. Jüngst bei Herder, wo Herr Moldenhauer zugegen war, der kürzlich eine Reise durch Spanien, England rc. gemacht, und Reichthümer von Kenntnissen und Sammlungen mitgebracht hat. Wir waren glücklich in seinen Erzählungen,

in seinen Kenntnissen, in seiner Bescheidenheit und sichtbaren Tugend und Wärme des Herzens. Er war besonders auch Herdern eine höchst liebliche Erscheinung.

Frau v. Berlepsch, welche eben zu derselben Zeit auch zugegen war, gab uns das Bild einer geistigen Frau, die mit äußerlicher Grazie Überlegung und Feinheit der Sitten verbindet. Die Schwächlichkeit ihrer Constitution macht sie der Gesellschaft weniger vortheilhaft.

Auch der alte Öser ist seit beinahe vierzehn Tagen hier, und erheitert vorzüglich die Abende in Tiefurth durch seine drollichten und zugleich höchst malerischen Erzählungen. In ihnen ist er ganz der Maler, wozu ihn die Natur gebildet, doch scheint es darnach, daß solche ihn mehr zu einem scherzhaft launichten und in Scenen der Natur zu einem innigen, warmen, als zu einem hohen tragischen Künstler bestimmt habe. Ein angenehmes Sonnenlicht von ächter Menschenweisheit erheitert indeß all' sein Thun.

Die Herzogin Mutter ist hierbei gar gütig und gut. Bei ihr in Tiefurth ist eine Freiheit, die bei keiner Privatperson wohlthuender sein könnte, und die dennoch daselbst nicht gemißbraucht wird. Auch trägt Thusnelde *) viel zur Heiterkeit der Herzogin und des dasigen Lebens bei.

W. den 22. August.

Der heutige Sonntag soll auch mit meiner Henriette bestem Andenken gefeiert sein! —

Ich bin des hiesigen Lebens schon müde. Nicht ausgerüstet von der Natur, noch stark genug, die Kräfte in immer gleicher Wage zu erhalten, legt sich in die schon sinkende Schale leicht ein Körnchen Überdruß, und ich hänge zu Boden. Selige

*) Fräulein von Göchhausen.

Innigkeit, dich verliert mein Herz, oder es erwächst dir daraus bitterer Schmerz! — Nein, dieß Leben ist nicht für mich. Und welches denn? — Laß mich im stillen Genuß, mit wenigen Freunden, mit treuer Innigkeit umgeben, mein Leben verleben, du gütiger Himmel! — —

Weimar, den 22. October.

Wie viel fällt fast täglich von der Seele ab, und wie wenig wächst ihr dagegen zu! Sollen Zärtlichkeit und Liebe wie leichte Blumendecken von dem Stiele des Lebens abfallen, was bleibt noch dem Leben? Eine saure unreife Frucht, die der Himmel nicht begünstigt hat, und die von Menschenhänden schlecht erzogen worden.

Neustadt an der Orla, den 24. Juni 1785, früh.

— Mein lange unterlassenes Geschreibe soll mit diesem Morgen wieder anfangen.

Wir gingen gestern eilf Uhr Mittags von Jena weg, Goethe und ich, und nahmen zwei Bedienten mit uns. Mit dem meinigen war ich noch vor der Abreise und während derselben unzufrieden, weil ich in Jena noch ganz zuletzt einige neue Schulden für ihn zu bezahlen hatte, die er mir verschwiegen, und ich sowohl innerlich um das besorgt war, was ich von ihm erlitten, als auch um das, was ich nicht durch ihn würde bewerkstelligen können. Wie wenig Menschen sind andere zu erziehen fähig! Ein zur Heftigkeit geneigter Charakter bewirkt selten viel Gutes, und unsere Lage entfernt uns zu weit von der unsers Bedienten, als daß wir, wo genauere Aufsicht nöthig, viel dauerhaftes Gutes auf sie wirken könnten. Wenn wir also ihrer Hülfe bedürfen, so ist es besser, daß wir, auch mit etwas mehr Unkosten, ältere geübte Leute uns aufsuchen,

als daß wir uns einbilden, junge, muntere, zu unserm Dienst erziehen zu können.

Mein leicht entzündbarer Charakter beschäftigte und verzehrte sich mit dieser dazu nicht genug erheblichen Sache beinahe auf der ganzen Reise von Jena aus hierher.

Der Tag war trübe, es regnete mitunter, doch war es nicht unlustig. Mein Reisegefährte war stillern, ruhigern Muthes als ich. Er suchte viele vertrauliche Reden hervor, und ich war dagegen nicht unfreundlich. Unterwegs, als wir im Wagen hielten, zeichnete er das Thor und die Einfahrt von dem Hause des Herrn v. Schmerzing in Hummelshan, das er Abends, als wir hier ankamen, gar hübsch mit der Feder ins Reine brachte. Eine kleine Weile darauf, bei Gelegenheit einer Pfeife Tabak, die ich aufs Neue anstecken wollte, bat er mich, solches zu unterlassen, weil er von dem Tabaksrauche Erhitzung spüre. Ich unterließ es, wunderte mich aber über die leichte Reizbarkeit seiner Nerven von einer so geringen Ursache. Das Übel nahm bei ihm zu, und er mußte sich wirklich mit Frost und einem besonders krampfhaften Zustande, der ihm starken Schmerz erregte, zu Bette legen. Diesen Morgen hat sich das Übel noch nicht gegeben, und wir werden wohl heute hier bleiben müssen.

Ich bemerkte, wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dieß trifft in vielen Stücken bei ihm ein.

Neustadt an der Orla, den 25. Juni, früh.

Wir bleiben hier, wegen der Unpäßlichkeit Goethe's.

Als wir vorgestern in die Stadt hereinfuhren, fielen Goethen, bei dem Regen, den wir hatten, die Pflastersteine auf. Gestern Morgen, bei einem Spaziergange, den ich machte,

nahm ich einen der hier um die Stadt herumliegenden blau-schwarzen Steine mit, aus dem ich nicht recht wußte, was ich zu machen hatte, da er mir für Thonschiefer zu rauh und griesicht war, auch quarzichte und röthlichgelbe Punkte führte. — Goethe erkannte ihn aber sogleich, als ich ihn zu Hause brachte, für Lava. Die Erscheinung in dieser Nähe war uns etwas neu. Wir ließen einen Maurer fragen, ob von dieser Art Steine Steinbrüche in der Gegend seien, und wir erhielten zur Antwort: sehr viele. Ich war also im Begriff, sogleich nach dem Mittagsessen solche zu besichtigen, und als ich schon auf dem Wege zum Thore war, begegnete mir ein Wagen, worin Frau v. Seckendorf und Fräulein Caroline Ilten sich befanden. Ich kehrte also mit diesen zurück, und nun fing unser Aufzug hier an, eine romanhafte Malerei zu bekommen. Zwei fein-gekleidete hübsche Damen wurden von mir aus dem Wagen gehoben, und ich führte sie in Goethe's Zimmer, den sie sehen wollten. Goethe's Schmerz wurde vergessen, und wir lachten wechselsweise über das artige Ansehen der Zusammenkunft. Die Leute im Hause und an den Fenstern gafften und staunten noch mehr. Es wurde ein kleines Mittagsmahl gehalten, und, nach Damen Weise, auch sogleich Thee getrunken.

Die Dämchen waren artig und gefällig. Carolinchen erzählte uns ihren goldenen Traum, wie sie in voriger Nacht in Afrika gewohnt habe, wo die Häuser mit Gold bedeckt gewesen seien. Die Seckendorf war süßverbindlich und aufmerksamartig. Sie band Goethen ein aus ihrer Tasche hervorgeholtes reinliches, rothgestreiftes Schnupftuch um den Kopf, und bat ihn nachher, solches zu behalten. Sie legte sich auch auf das Canapee, auf den Sitz des Kranken, und hüllte sich in seinen Mantel, und war überhaupt anmuthig. Da sie sahen, daß Goethen eben nicht mit ihrem Hiersein länger dürfte gedient sein, ließen sie einspannen, und begaben sich den Abend noch nach Schleiz.

Ich eilte mit unserm Botanikus und meinem Maurer-

meister, die Basaltberge zu besuchen. Kaum eine kleine Viertelstunde von der Stadt, auf der Mittagsseite zu, fanden wir sie. Ich sah die in länglichen Vierecken abgeformten Säulen von schwärzlichem, bald lichterm, bald dunklerm Gestein, die in blättrichtem Schiefer, ihrer perpendikulären Richtung nach, gleichsam abgesetzt und darin fest eingeschoben waren, horizontal aber, in der Distanz von einigen Schuhen, in abneigender Linie von Mittag gegen Mitternacht, durchschnitten wurden. Ihre Breite war sehr verschieden, ungefähr von sechs Zoll zu zwei bis drei Schuh, und wo sie verwittert waren, schienen sie in Thonschiefer überzugehen. Ich untersuchte die vielen kleinen neben einander abgesetzten Hügel mannichfaltig, und fand, außer einem mit Kalkspath-Adern und Drusen durchsetzten Stinkstein, in dem auch starke Gänge von Schwerspath sich befanden, verschiedene Abänderungen dieser schwarzen Lavamasse, bald weißlich, bald ins Röthliche fallend, mit eingebackenen Kieseln, und hier und da einer wahren grauen Wacke ähnlich. Ich glaubte auch einen Krater zu entdecken. Wenn man nämlich von der höchsten Spitze vor der südlichen Seite der Stadt, worauf des Amtmanns Gartenhäuschen liegt, heruntersieht, so sieht man unter sich gegen Mittag einen Teich, der wohl der Krater gewesen sein könnte; doch nahm ich mir nicht Zeit genug, solches genauer zu untersuchen.

Diesen Morgen habe ich die Gegend weiter westlich gegen Neuhofen zu besucht. Der lavaartige Stein geht bis dahin, und scheint zuletzt völlig in feinen blättrichten Thonschiefer überzugehen. In dieser Gegend hat man hier bei Neuhofen einen Schacht angelegt, wo sie ein Kupferflötz zu finden glauben. Ich nahm auch von ihren Anbrüchen mit, aber es scheint ein unordentlich zerstörtes Werk, das in keiner sichern Richtung sich folgt. Stinkstein ist hier häufig. Ich fand in solchem kleine Drusen von Bleiglanz, vielen Schwerspath mit Kupferlasur und noch andere Merkwürdigkeiten. Die Schmelzung und Zerstörung vom Feuer ist aber überall mehr oder weniger sichtbar.

Als ich nach Hause kam, fand ich Goethe's Backen geschwollen, und also sein Übel im Ausbruch. Dieß freute mich, und gab mir Hoffnung zu unserer baldigen Abreise; doch blieb er diesen Tag zu Bette.

Montag, den 27. Juni.

Wir führen unser Leben hier fort, das freilich anfängt, etwas langweilig zu werden. Man glaubt, man könne sich bei nicht unholder Gegend und Wetter, unter Büchern und den übrigen gemeinen Bedürfnissen des Lebens wohl überall behelfen, wenn man aber an einem gefaßten Vorhaben aufgehalten wird, so macht sich dieß doch schwer.

Goethe's Befinden ist immer noch zu unserer Weiterreise mißlich. Ich habe dem Hofrath Loder gestern geschrieben, und ich hoffe, daß er diesen Morgen kommt.

Die Zeit vertreibe ich mir mit Lesen und Besuchen der Gegenden. Goethe war gestern Abends sehr munter im Gespräch, hat aber diese Nacht desto schlimmer zugebracht. Wir lasen und sprachen viel vom Hamlet des Shakespeare, den wir zugegen hatten.

Frau v. Hendrich und Fräulein Staff besuchten Goethe, da ich Nachmittags abwesend war.

Dienstag, den 28. Juni, Morgens.

Ich lebe in einem wunderlichen prosaischen Zustande, der sich umsonst seit einiger Zeit zu etwas Poesie heraufschwingen will. Ich merke dieß sogar an meinen Träumen, die gleichen Zustand verrathen.

Diesen Morgen bin ich etwas heiterer erwacht, und der reine Himmel deutet mir auf meiner Henriette nahen Geburtstag.

Nun wirds ein Jahr, daß ich sie verlassen; unter welcher Gestalt wird sie mich, werd' ich sie wieder sehen! O laßt den Traum des Lebens nicht ausgehen, mitleidige Götter! Laßt stärkende Tropfen der Liebe in unsere Tage fließen, den Strom des Lebens froh und begeisternd zu seiner Ausfurth zu bringen!

Gestern kamen Hofrath Loder und Büttner von Jena herüber. Ich freute mich, den Alten wieder zu sehen, und nachdem wir Erstern consultirt hatten, stiegen wir zusammen zu den Basaltbergen. Nachmittags fuhren sie wieder fort, und Goethe machte nachher mikroskopische Belustigungen. Er wird besser, und vielleicht können wir morgen reisen.

Wunsiedel, den 2 Juli.

Den 29. Juni, an meiner Henriette Geburtstag, machten wir uns endlich von Neustadt an der Orla los. Wir gingen über Schleiz und Gefell nach Hof, wo wir überall unterwegs die Thonschiefergebirge in ihrer mannichfaltigen Abwechselung antrafen. Das schwarze Gestein bei Neustadt a. d. O. hatte Goethe Tags zuvor, bei eigener Besichtigung der Berge, nicht mehr für basaltisch erkannt, sondern hielt es für Thonschieferlagen in ihrer besondern Art, welches nachher immer mehr und mehr wahrscheinlich wurde, da wir auch nichts, was ein basaltisches Gebirge anzeigen konnte, weiter fanden; auch die zu große Entfernung von dem Grundgebirge das Gegentheil muthmaßen ließ. Die Ausdehnung und Abwechselung der Schiefergebirge dieser Gegend ist unglaublich, welches auch überhaupt der ganzen Landschaft oder dem sogenannten Voigtlande ein sehr einfaches Ansehen gibt, da wenig reißende Wasser und frische Quellen sich darin befinden. Nicht weit von Hof trafen wir den sogenannten Mandelstein, oder einen mit Kalkpunkten vermischten blauen Schiefer, ein paar Lachter hoch, gegen Mittag über der Erde ausstehend. Dieß machte artige Felsen, die

größtentheils in vor- und rückstehenden horizontalen Platten verwittert waren.

Wir kamen gegen neun Uhr Abends nach Hof. Das Städchten wird immer ansehnlicher und reinlicher. Auch Goethen gefiel es dort. Es ist viel Gewerb, Leben und Wirthschaft unter den Menschen, auch ein artiger Handel, und man kann Vieles leicht erhalten, welches uns in Thüringen als etwas Fremdes erscheint.

Wir waren den andern Morgen, als den 30. Juni, mit Vergnügen erwacht, fanden die ganze Gegend des Marktes vor unserm Gasthof schon im Leben, und machten nun Anstalt zur weitern Fortreise.

Nach acht Uhr reisten wir ab, unter fröhlichem Sonnenschein, und glaubten nun, indem wir uns den Grundgebirgen näherten, überall Merkwürdigkeiten anzutreffen. In der That fanden wir überall an unserm Wege artiges und merkwürdiges Gestein. Keine kleine halbe Stunde von Hof sahen wir aufgerichtete Steine an der Chaussee, von weißer schimmernder Gestalt. Wir ließen einige herbeiholen, und fanden, daß es weißer Quarz mit silberweißem Glimmer war, der ein sehr blendendes Ansehen hatte, und vermuthlich aus der Gegend zur Chaussee herbeigeholt sein mochte, denn wir fanden nachher nichts mehr von diesem Gestein. Artige durchäderte Quarze in Menge, auch röthlich jaspisartigen Eisenstein; doch verfolgte uns der Thonschiefer bald wieder, und wir fanden erst in der Gegend von Markleuthen den ersten mächtigen Granit, von weißem Feldspath, mit untergemengten Zoll langen und größern Stücken, violettfarbigem Quarz und schwarzem Glimmer. Dieser Granit nimmt sich sehr schön aus. Wir versahen uns auch mit mehrern Stücken.

In Markleuthen speisten wir, wo treffliches Bier ist, und wir gut bewirthet wurden. Den Granit trafen wir nun daselbst aller Orten, und es wird viel davon gearbeitet. Gut genährt und beseelt von dem Einflusse des starken Bieres, an

dem heißen Tage, machten wir uns weiter; fanden aber bald wieder unsern alten Schiefer, der uns bis Wunsiedel begleitete, wo wir Abends fünf Uhr ankamen.

Dieser Ort, dessen Lage ziemlich hoch ist, hat dennoch eine ziemlich reiche und lebhafte Vegetation. Überhaupt bewunderten wir solche auf unserm ganzen Wege durch den Fichtelberg her. Es mag sein, weil er sich in ausgedehnteren Bezirken gleichsam erhebt, um welche die hohen Spitzen sich allmälig emporstrecken, und nicht so steil und abgerissen ist, daß sich eine sanftere Luft in diesen hohen Thälern länger erhält. Wir fanden überall ziemlich gutes Wachsthum der Früchte. Die Stadt selbst ist, für eine solche Bergstadt, ziemlich reinlich und proper; doch die Gegend umher nicht so romantisch, als wir uns vielleicht vorstellten.

Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, begaben wir uns mit unserm Wirth auf den Katharinenberg, der zunächst an der Stadt liegt, und wo noch eine alte Kirche steht, deren Thurm noch bis jetzt in einer Art von baulichen Würden erhalten wird. Wir ergötzten uns einige Zeit an der Aussicht, und da ich die Luchsburg und neben ihr Sichersreuth liegen sah, so bekam ich Lust, noch diesen Abend einen dieser Orte zu besuchen. Wir entschieden uns für Sichersreuth, das eine gute halbe Stunde abliegt, gingen dahin, besahen das neuangelegte Haus von dem Minister Seckendorf, dessen Größe uns zwar in die Augen fiel, dessen innere Einrichtung aber auf sehr verträgliche Gesellschaft kalkulirt zu sein scheint; versuchten von dem Brunnen, dessen Stärke und Geschmack uns vortrefflich vorkam, und mir besonders sehr wohl that, und kehrten etwas spät Abends wieder hierher zurück.

Gestern, den 1. Juli, machten wir den ersten Ausflug in die Berge. Wir marschirten Morgens gegen acht Uhr hier aus, und begaben uns nach Zinnwasche auf den Seeberg. Wir marschirten gute drei Stunden, und trafen unterwegs

abwechselnd erst noch derben Thonschiefer, dann Gneis, dann vor Leupoldsdorf einen Berg von purem Quarz an, worauf wir bald wieder an Gneis kamen, den wir bis auf die Höhe des Seebergs behielten. Hier machten wir etwas Rast, besahen die Zinnwasche, ließen uns etwas Zinn aus dem gelblichen mürben Thon, worin es gefunden wird, auswaschen oder sichern, wie sie es benennen, und nahmen einige von den kleinen Zinngräupchen, die daselbst gefunden werden, mit. Die Gegend, wo dieses Zinn gewaschen wird, ist eine lose Bergart, und scheint von dem Grundgebirge, das dicht daran stößt, nämlich dem Granit, zusammengeflößt und in diese Stelle gleichsam hinabgewaschen. Es besteht aus rollichtem Gestein, verwittertem Granit und Gneis, und enthält dazwischen schichtenweise gelblichen Thon oder Letten, der die Auflösung von beiden eben erwähnten Gesteinarten scheint. Die Art, das Zinn zu waschen, ist folgende. Sie umgraben das Gebirg auf etliche Lachter tief, gleichsam in einem halben Zirkel, und machen unten eine Aushöhlung oder Graben, ungefähr zwei Ellen breit. In diese wird der zinnhaltige thonichte Sand herabgeschürft. Dann wird aus der Höhe ein Bach darüber hergeleitet, der von der Höhe des ausgegrabenen Erdreichs über das Zusammengeschürfte herunterfällt und es auf diese Art, immer das äußerste zuerst, dem zu Folge auch der Bach so geleitet wird, durchwäscht, wobei die Arbeiter den Thon fleißig im Wasser durcharbeiten, daß die schwereren Zinntheilchen endlich am Grunde des ausgehöhlten Baches sämmtlich sich niedersetzen und liegen bleiben. Die Zinnkörner sind größtentheils so fein mit dem gelblichen Erdreich vermischt, daß man sie mit bloßem Auge nicht herausfinden kann. Dennoch haben wir einige größere Zinngräupchen, auch einige Krystalle, die man daselbst gefunden, mitgenommen.

Wir fanden an der Quelle des Mains, der dicht hier beim Hause entspringt, und hier den Bach zur Zinnwäsche ausmacht, viele tridentaria europaea, die überhaupt auf diesem

Gebirge sehr häufig sind. Das Wasser der Quelle des Mains ist sehr vortrefflich und schmackhaft.

Vom Seeberg gingen wir weiter nach dem Ochsenkopf zu. Dieß ist noch ein Weg von guten anderthalb Stunden. Wir fanden bald auf unserm Wege große Stücke zusammengerollten Granits, die wie ungeheure Leichname umherlagen. Wir erstiegen die höchsten Felsen des Ochsenkopfes, und kosteten unterwegs von der trefflichen Quelle, dem sogenannten Fürstenbrunnen. Wir ergötzten uns auf diesen herrlichen Granitmassen, sahen unter uns abendlich Bischofsgrün liegen, und gegenüber, nur etwas höher als wir selbst standen, den Schneeberg, rechts von ihm den Nußhart. Wir eilten bald unsern Weg wieder vom Ochsenkopf herunter, über den Seeberg weg, dem Nußhartsberge zu. Das vortrefflichste Granitgebäude von breiten, größeren und kleineren, horizontalen Massen, mit dazwischen vorkommenden senkrechten Spaltungen zeigt sich daselbst, und mag vielleicht nur von den auf dem Rudolphstein übertroffen werden, zu dem wir uns aber nicht mehr hinzuwagten, weil heftige Gewitter die Hälfte des Himmels belagert hielten, und uns den weiten Heimweg hätten versperren können. Wir machten uns also unter abwechselnden kleinen Gewitterstreifen davon, und kamen Abends zehn Uhr nach Hause.

Wunsiedel, den 3. Juli.

Lieutenant Schütz kam gestern, uns zu besuchen, von Arzberg. Wir blieben in der Stadt, besuchten die Zeugfabrik des Herrn Brandenburg und seinen Garten, bestiegen den Thurm, und Abends las mir Goethe die neuesten Kapitel seines Wilhelm Meister vor. Wir hatten meist Gewitterregen den Tag.

Diesen Morgen fuhren wir, unter starkem Gewitterregen, nach der Luxburg. Wir bestiegen die prächtigen Granit-

felsen, die daselbst noch in zerstreuten und aufgethürmten Trümmern liegen. Sturm und Regen nöthigten uns, wieder herunterzugehen, und ich ging allein mit meinem Burschen, indeß Goethe zeichnete, über Sichersreuth wieder zurück. Wir kamen erst zwei Uhr Nachmittags an.

Den 4. Juli.

Morgens sieben Uhr verließen wir Wunsiedel und kamen ein Uhr nach Eger. Unsere mineralogische Tour schrieb ich daselbst auf. Wir gingen Abends noch nach Zwota, wo wir ein neuzubauendes Haus, prächtige Wirthin, und ziemlich schlechte Wohnung trafen.

Den 5. Juli.

Wir machten uns um sechs Uhr von Zwota auf. Wir hatten Gewitterwolken und es war heiß. Gegen ein Uhr Mittags trafen wir in Karlsbad ein. Wir setzten uns sogleich in bessern Frack, und machten die gewöhnlichen Visiten. Abends waren wir auf der Promenade.

(1788.)

Jena, den 8. October.

Diesen Nachmittag bemerkte ich bei einem Spatzierritt, den ich ungefähr zwischen vier und fünf Uhr vornahm, daß, wenn ich durch die frischgeackerten braunen Felder ritt, mein Schatten auf dem Boden sich mit einem sehr klaren Schein umzog, der mich begleitete, so wie ich meinen Weg weiter nahm. Auf den ungeackerten Feldern war er nicht so klar zu sehen, und auch dießmal nicht auf den grünen Blättern der Feldfrüchte, noch auf dem Grase. Unterdeß konnt' ich ihn doch überall bemerken, und sogar, als ich nachher am Flusse an Hecken vorbeiritt, selbst an den Thüren der Häuser, doch nur sehr schwach.

Da vor einiger Zeit in dem deutschen Merkur Bemerkungen über diese Erscheinung sind gemacht worden, und ich mich nicht mehr recht erinnere, wo sie hinausgelaufen sind, so will ich meine Bemerkungen über die Ursache dieser Erscheinung hier aufzeichnen, weil ich glaube, daß solche die wahren sind, und weil mich der sonderbare Zufall, dieselbe bei einer solchen Tageszeit zu sehen, dazu ermuntert.

Dieß Phänomen zeigt sich nämlich sonst gemeiniglich nur an heiteren frischen Morgen, wenn durch die Kühle der Luft und die darauf anwachsenden Sonnenstrahlen, die Dünste anfangen, niedergeschlagen zu werden. Sie schweben alsdann noch zum Theil über dem Boden, welcher durch seine Kühle sie

anzieht, bis die zerstreuende Sonne sie auflöst. Je näher sie dem Boden kommen, desto mehr verdicken sie sich, wo sie nachher den Thau bilden, zuvor aber als kleine Wasserbläschen die Luft erfüllen. Als solche sind sie eines stärkern Reflexes der Sonnenstrahlen fähig, als die gewöhnliche Luft; welches man auch beim Nebel wird beobachten können, wenn man mit einem starken Lichte oder einer Fackel darein leuchtet. Gleiche Bewandtniß hat es hier, und die von dem Körper zurückprallenden Sonnenstrahlen spiegeln sich gleichsam in den zarten Bläschen des Nebels oder Dunstes, und fallen von da wieder zurück, so, daß es ein wirkliches stärkeres Licht ist, welches den Körper umgibt, und welches wir auf dem Boden neben unserm Schatten vorzüglich sehen, weil es da die kleinen Schatten, welche der Dunst gibt, aufhebt, und sich oftmals noch in den hellen Thautropfen, die auf dem Grase liegen, spiegelt.

Ich habe noch keine Versuche darüber angestellt, ich bin aber versichert, daß ein helleres Gewand einen weitern weißen Schein gibt, so wie auch ein helleres Pferd, und dergleichen. Daß wir selbst keinen Dunst um uns bemerken, thut hierzu nichts (ob ich gleich hierüber noch keine genaue Bemerkung angestellt), aber die Vermehrung des Lichts, neben dem Schatten, ist allerdings auf dem Boden bemerklicher.

Ich wurde diesen Nachmittag auf diese Beobachtungen gebracht, weil, nach einem lange warmen und gelinden Wetter, obgleich es vorgestern beinahe vierundzwanzig Stunden geregnet hat, auf einmal, bei ziemlich kaltem Nordwinde, der Himmel heiter und rein geworden ist. Nun verdickte die kalte Luft die Dünste, die von der Erde aufstiegen, und ließ solche nicht genugsam sich vertheilen. Dieß brachte an einem Nachmittag (wo es sonst sehr selten ist, doch erinnere ich mich, unter ähnlichen Umständen, einer plötzlich kalten Luft bei heiterm Wetter, Ähnliches bemerkt zu haben) eine Wirkung hervor, die sonst nur bei der Kühle eines heitern Morgens gewöhnlich zu sein pflegt.

(Ohne Jahreszahl.)

14. Januar.

Es gibt in gewissen Köpfen eine Art etablirter Irrthümer, gegen welche die Vernunft keine Waffen hat. Wenn mir ein Römischkatholischer im Ernste sagt, daß er das Ansehen der Kirche und des Papstes auf die Worte baue: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde ꝛc.", so kann ich nichts darauf antworten. Diese Machtsprüche kommen noch öfter im Leben vor, als man es denken sollte. Wie gern mögen die Menschen ihre Standhaftigkeit am Unsinn beweisen.

---

15. Januar.

Eingehüllt. Es geht ein gelinder Thauwind. Reiche Naturen, wie wenig Gestalt gewinnen sie dennoch, ohne äußere Bildung und Umstände. Ich bemerkte dieß an der Bürgermeister Bohlin, die mich diesen Morgen besuchte. Sie kehren dann zurück zu sich selber, und haben wohl die Spur, wo zu suchen ist, können aber dennoch nur selten das Gehörige finden.

Eine weit ärmere Natur, von zu vieler äußerer Bildung, fand ich Abends bei Fräulein Waldner. Die Kleinlichkeitsjagd ermüdete mich und machte mich traurig.

Meiner Schwester volles Herz und Sinn tröstete mich wieder später.

---

16. Januar.

Der Neger wird verkauft, denn er läßt sich in seinem eigenen Lande zum Sklaven machen und verkaufen.

Der Mensch, der sich von seinen eigenen Vorurtheilen und Leidenschaften behandeln und regieren läßt, muß auch von Andern behandelt und regiert werden. —

---

17. Januar.

Ein kleiner Geist gewinnt die Oberhand an unserm Hofe. Aus Mangel an ächten Prinzipien möchte man gar keine haben, und da die Masse zum Wirken zu klein ist, so kommt Armseligkeit und Unverstand zum Vorschein.

Die Herzogin suchte mich nach Tische für diese Gefühle schadlos zu halten. Sie kann in sich zurückgehen, auf Andere schließen, und ist daher doppelt liebenswürdig. Ihr Charakter ist es allein noch hier, der die Herzen halten kann. —

Ich war Abends bei Herder. Ich fand ihn nie noch in so schönem Besitz seiner selbst, in so ruhiger Fülle von dem, was er ist. Doch ist er noch immer krank.

---

18. Januar.

Wann wird das Herz seinen vollen Fluß erlangen? — Oder vielleicht nimmer? —

Ich hatte diesen Nachmittag einen kleinen Versuch davon, als ich der jüngern Frau v. Kalb die Gefühle meines Bruders erzählte. Aber es bezieht sich nicht genug auf das übrige Leben, und ist dennoch nicht ganz rein.

Es kommt mir vor, als wenn das der höchste Genuß des denkenden Wesens sei, in der gefühlten Consequenz aller beziehenden Theile, wie die Spinne in ihren geometrischen Fäden zu hängen. Es ist eine Allgewalt in der Folge, welche die mächtigste gegenwärtige Erscheinung nicht lange halten kann.

Der Maler Schröter aus Braunschweig war Mittags bei Frau v. Kalb mit am Tisch, und scheint mir auch seinem Charakter nach ein Miniaturgemälde in Pastell zu sein.

---

19. Januar.

Wenn man jung ist, so sieht man sich als den Mittelpunkt aller Dinge an; man ist beschränkt in Einsicht, und angefüllt mit Lebenskräften, beide Ursachen bringen diese Wirkung hervor. Je mehr wir an Einsicht und wahrem Gefühl für die Dinge zunehmen, desto mehr finden wir, daß wir nur ein sehr geringes Segment des ungeheuern Zirkels sind. —

---

20. Januar.

Das Mittagsmahl bei Hofe machte mich sehr unglücklich. Ich kann nichts weniger vertragen, als rohe Grobheit, und öde Langeweile dazu, mit Respect aufgestutzt, ist eine Situation der Hölle. So eine Hofgesellschaft ist etwas Abscheuliches. Die Herzogin saß unter ihnen, und fühlte Ähnliches, und hatte die Großmuth und Güte eines Heldenengels.

Ich machte Besuche, und blieb bis nach Mitternacht auf der Redoute.

---

21. Januar.

Was soll es werden mit mir? Ein vulkanisches Feuer tobt und zehrt so oft in meinem Busen, und wenn es gleich nicht zum Ausbruch kommt, so frißt es dennoch desto mehr die Kräfte. Es entstellt die Gestalt von außen, und wendet die Gemüther von mir ab. Wie werd' ich dieß ertragen? Ohne Ruhe, was ist ein Herz, wie das meinige! — Schweige, du bist krank! Angeborne Leidenschaften steigen noch in dir bis zu gefährlichen Ausbrüchen.

Was gab Ursache? Die gestrige Mahlzeit, die du nicht verwinden kannst? Die Redoute war ein gefährlicher und

beschwerlicher Trank auf sie. Sie schwächte wenigstens deine Gesundheit!

Halte dich! Vergiß! Gewöhne dich wieder zu dir! Sei kein Kind, du Alter! Um was? — Der Gesang der Lauten that dir heute wohl — und doch konnte er dein Herz nicht ganz beruhigen! — Entsage jeder Leidenschaft, wenn du nicht einen Krater von Elend dir aushöhlen willst! — — —

---

22. Januar.

Meine Schwester schickte diesen Morgen zu mir, um mich zum Spatziergang einzuladen. Ich bemerke ihre zärtliche Sorgfalt. Sie fühlt, ich sei etwas krank, und will mich daher erheitern. — Die Bosheit mag es ihr auch ärger gemacht haben. Laß sie gehen! — —

— Ich war bei ihr, und es war nicht so. Sie hatte wirklich Verlangen zu gehen; wir gingen, und es war luftig, heiter und schön.

Ich war Abends bei Herder, den ich nie so wohlgestimmt noch fand. Er las mir seine Einleitung über die Alterthümer der Welt, und mich deucht, es wäre das Beste, was ich noch von ihm gehört. Spät war ich noch bei Gores.

---

23. Januar.

Ich nahm Glaubersalz, denn ich finde eine Verstopfung in mir, die auf ein Gallenfieber deutet.

Man bat mich nach Hof, aber ich schlug es ab. Der Gedanke dahin ist mir unerträglich. Ich kenne kein elenderes Zusammensein. Das Beste, was da ist, die Herzogin, *fühlt* gleiche Noth, man nimmt Antheil an ihr, und kann *ihr nicht* helfen. Sie macht sich fester damit, daß sie glaubt, solche Existenz erfordere ihr Rang.

Ich brachte den Abend bei der Herzogin Mutter mit Frau v. Kalb zu.

---

24. Januar.

Des großen Königs Tag. Meine Cousine in Berlin, der ich vor einiger Zeit einen Brief mit seinem Bilde gesiegelt zugeschickt habe, schrieb mir jüngst, daß sich der Briefträger so darein verliebt, daß er nur immer darnach frage, wann er wieder einen Brief mit diesem Siegel bringen könne? — So ist das Bild des großen Mannes nach dem Tode werth, und nirgends zeigt sich diese Achtung reiner, als aus dem Munde eines so gemeinen Mannes.

Ich schrieb diesen Morgen an meiner Übersetzung des Lukrez für Herders, und als ich sie ihnen Abends brachte, hatten sie große Freude damit. Herders Kritik, zumal über den Versbau, that mir sehr wohl, und ich arbeitete noch in der Nacht daran, die getadelten Stellen zu verbessern.

---

26. Januar.

Eine Sache ist mir höchst zuwider. Diese ist, wenn man nach jahrelangem Rechten, nach innerm Zwist, und stolzer Behauptung seines Vortheils, endlich auf einmal banquerout macht, und mit blöder Entschuldigung das entgegengesetzte Recht des Andern eingesteht. Je höher der Werth war, um welchen der Streit, je vorzüglicher die Person, die sich einer fremden Meinung anmaßte, je widriger ist der Fall, und es hält schwer, die Hochachtung ferner für dieselbe Person zu erhalten. Deßwegen es vernünftigen Menschen so schwer wird, sich, wie man es heißt, ein Dementi zu geben. — — —

---

27. Januar.

Ich war äußerst abgespannt den Morgen. Ein Glas Wein half mir etwas auf. Die sehr gelinde Luft und der veränderte Gebrauch des spanischen Tabaks mögen dieß bewirkt haben.

Ich speiste Mittags wieder bei Hofe, ob ich mir gleich vorgenommen hatte, die Woche nicht da zu essen.

Auf den Abend war ich zum Spiel bei der Herzogin Mutter gebeten. Die groben Unarten von Wieland, der im Spiel nur stets gewinnen will, beleidigten mich, ob ich mich gleich zurückhielt, und es nicht äußerte. Aber ich nehme mir vor, es sehr zu vermeiden, künftig mit ihm zu spielen.

Ich ging nicht sonderlich vergnügt nach Hause.

---

28. Januar.

Die gestrige Unart von Wieland bewegte mich, diesen Morgen über Höflichkeit etwas, zur nächsten Vorlesung, aufzusetzen.

Abends waren wir im Hamlet. Einer machte die Rolle sehr gut. Das Stück hat den allerlebendigsten Reiz, und schlägt an die edelsten und lebhaftesten Gefühle von allen Seiten an.

Digitized by Google

(1813.)

Jena, Sonnabend, den 24. April.

Wir leben unter mancherlei Unruhen und Gerüchten, wovon ich jedoch nur den Wiederschall vernehme, da ich mich in meinem Eckzimmerchen, im Angesichte der wechselnden Berge und der aufgrünenden Wiesen und Bäume, ziemlich zurückgeschlossen halte. Mein Karl dagegen ist etwas lebhafter, und streift immer mit den theils durchziehenden, theils bivouaquirenden Kriegshorden umher, und möchte gern Theil mit am Streite nehmen — wovon ich ihn jedoch noch für dieses Jahr zurückzuhalten suchen werde.

Wir haben bisher nur meist preußische Husaren und Kosaken gehabt, die täglich, ja stündlich, ihren Aufenthalt verändern, und auch an Zahl sehr ungleich sind. Nach der Affaire bei Weimar hat es auch vorgestern einen Scharmützel an der Chaussée bei Umpherstedt gegeben, wobei einige Franzosen geblieben sein sollen. Diesen Morgen, sagt man, ständen die Baiern und Franzosen gegen Weimar zu etwas zahlreicher, bei Kötschau; die preußischen Husaren hingegen nebst den Kosaken haben sich in der Nacht gegen Kunitz und die Berge zurückgezogen, so, daß es hier in der Stadt, wo ein kleines Brodmagazin liegt, vielleicht heute noch zu einer Affaire kommen könnte. Wir warten Alles mit Geduld ab, doch wünschen wir, daß unsere unruhigen Nachbarn bald weiter ziehen möchten.

Gestern waren gegen hundert Kalmücken hier, die ich zwar selbst, des unfreundlichen kalten Wetters wegen, nicht besucht

habe, die mir aber unser Prof. Voigt, der fleißig zu mir kommt, gar seltsam beschrieben hat. Viele davon, sagt er, sähen gerade wie das kleine steinerne Bild aus, das ich besitze; andere hätten Köpfe wie die Kürbisse, an denen gar wenig Erhöhung zu bemerken sei, sondern Augen, Mund und Nase gleichsam nur wie in den Kürbis eingeschnitten. Es thut mir leid, daß ich sie nicht gesehen habe. Es sind meist kleine, aber untersetzte und gewandte Leute.

So leben wir nun hier mit den Völkern Asiens. Was daraus werden soll, ist schwerlich abzusehen; auch begreift man nicht ganz, warum die Armeen nicht weiter vorrücken.

Von Weimar weiß ich gar nichts, weil die Passage dahin nicht offen steht. Die umlaufenden Gerüchte sind so abwechselnd und verschieden, daß man ihnen keinen Glauben beimessen kann. Daß die Franzosen daselbst starke Requisitionen gemacht, ist wohl gewiß: von dem Weitern erwarte ich Nachricht.

Bei uns hat es in vergangener Nacht geschneit, und noch liegt der Schnee diesen Mittag auf den Bergen. Dieses wird unseren schönen frühen Blüthen kein Gedeihen bringen. Auch hierin müssen wir uns dem Schicksal ergeben.

Gestern Nachts las ich noch vor Schlafengehen die Fâcheux von Moliere; heute will ich den Tartufe lesen. Die Correspondance von Grimm habe ich auch geendiget. Mit dergleichen muß man sich jetzt die Zeit vertreiben; denn Anderes kann man nicht lange zusammenfassen.

Des Morgens treibe ich meist immer die Georgica des Virgil mit dem Karl, das freilich ein göttliches Gedicht ist. Wir sind nun am Schlusse des letzten Gesanges, aus dem wahrscheinlich Dante und mehrere große Dichter ihre besten Erfindungen geschöpft haben.

Sonntag, den 25. April.

Gestern ging es ganz ruhig zu, und es waren, außer ein paar preußischen Patrouillen, keine Truppen hier. Noch, scheint

es, haben die Franzosen Weimar nicht verlassen, und die Preußen halten sich jenseits der Saale, gegen das Altenburgische hin. Doch scheinen dieses nur geringe Corps zu sein.

Der militärische Geist erweckt Alles; die Meisten zu Furcht und Schrecken, Einige aber doch zu einem gespanntern Leben — das denn auch nicht übel ist, so lange nämlich keine größeren Gefahren bevorstehen.

Mein Karl ist sehr erregt, und er neigt sich ganz zum Soldatenleben hin; was mir denn auch — zumal bei jetzigen Zeiten — eben nicht zuwider ist. Er ist den ganzen Tag unter den Truppen, die ankommen und gehen, und möchte gern schon etwas wagen. Sein Charakter hat ohnehin etwas Heftiges und Forttreibendes, das mir oft etwas Sorge und Mühe macht; doch zum Soldaten schickt er sich, denn brav ist er, und auch ziemlich gewandt.

Den 26. April.

Gestern passirte Marschall Ney mit 15,000 Mann hier durch, die größtentheils diese Nacht in der Stadt einquartiert wurden. Preußen sollen an 30,000 Mann bei Altenburg stehen; in dortigen Gegenden bis Leipzig eine große Menge Russen. Wahrscheinlich dürfte es in diesen Tagen zur Schlacht kommen.

Ich besuchte diesen Morgen mit dem jungen Voigt den Markt, um die Franzosen zu sehen, und auch einige Spanier. Letztere unterschieden sich wenig, hatten nur hellere Uniformen. Es ist meist sehr junges und kleines Volk; man sagt, es seien die Cohorten der 9ten Division. Ein Aide-Major, der ein Deutscher und ein Franke war, unterhielt uns lange. Er war sehr vernünftig. — Dann ging ich in den botanischen Garten, die schönen Blumen zu beschauen — den freundlichen Gegensatz, den die Natur uns verleiht, gegen die Übel der Menschen. Auch haben wir seit ein paar Tagen wieder außerordentlich schöne Witterung, und diesen Mittag war es schwül, daß man

ein Donnerwetter erwartete. Der Frost in voriger Woche soll den Bäumen und Blüthen keinen Schaden gebracht haben.

Dienstag, den 27. April, gegen Mittag.

Die Scenen verändern sich jetzt bei uns beinahe stündlich, doch bin ich bisher noch ganz ruhig in meiner Gartenecke geblieben, und genieße — obwohl bei etwas Katarrh — des aufblühenden Jahres.

Diesen Morgen sind die Auftritte etwas bunt. In der Nacht, gegen Morgen zu, brachen die gestrigen französischen Truppen wieder auf, und marschirten jenseits der Saale, vermuthlich nach Bürgel zu. Am Morgen kam schon preußische Cavallerie, Husaren und Uhlanen, hier an, machten einige zurückgebliebene Franzosen zu Gefangenen, und unter andern einen Colonel und noch ein paar Officiere (im Mühlthal), die sie bei Henri erwischten. Den armen Henri selbst haben sie im Schlafrock und Pantoffeln mit fortgeschleppt — und eben höre ich, daß sie mehrere Baiern, die von der Schnecke heruntergekommen, zu Gefangenen gemacht haben. Die Preußen zeigen viele Munterkeit und Muth — nur entscheiden diese kleinen Affairen noch nichts. — Die Franzosen haben sich hier sehr gut betragen, so wie ich auch solches von Weimar höre.

Mittags.

Jetzt ziehen 20,000 Franzosen, Baiern, Hessen, Würtemberger ꝛc., unter General Marchand, von Weimar kommend, hier ein. — Napoleon soll in Weimar sein. Eben wird von hier aus eine Deputation an ihn gesandt. — An 7000 Mann bleiben diese Nacht hier; die andern sind in der Gegend. — Diesen Nachmittag ist es wieder ziemlich schwül. Alle Blüthen sind heraus; manche Bäume fangen schon an abzublühen. —

Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Euch; doch wünschte ich auch nicht, daß Briefe verloren gingen. — Wir sind hier, zum Wunder aller Welt, noch von Einquartierung

verschont geblieben, so, daß es noch immer in meinem Hause ruhig ist. —

Was ich bemerke, ist, daß der Schrecken immer größer ist, als die Gefahr selbst. Vor jenem sollte man sich zu hüten suchen. Nur unsere Einbildungskraft vermehrt und vergrößert die Übel. —

Mittwoch, den 28. April, früh.

Wir haben die Nacht Donnerwetter gehabt, aber ohne Regen. Die Bivouaksfeuer der Franzosen sah man die ganze Nacht durch an den Bergen. Diesen Morgen ist es still; die Franzosen sind noch hier. Man sagt, die Preußen ständen auf den Bergen. —

Unser Herzog soll vorgestern nach Erfurt gegangen sein, Napoleon entgegen. Noch ist dieser nicht in Weimar angekommen.

Freitag, den 30. April.

Du magst Dich nicht wundern, daß ich vorgestern so wenig, und gestern gar nicht zum Schreiben gekommen bin. Ob ich mich gleich für meine Person so ziemlich ruhig verhalte, so ist doch der Anlauf von den äußern Begebenheiten so heftig und zudringend, daß man sich der bewegtern Theilnehmung nicht erwehren kann. Gestern Morgens hatten wir Scharmützel in der Stadt, und während die Franzosen von der einen Seite in Haufen einzogen, machten die preußischen Uhlanen auf der andern Seite einige Gefangene, blessirten auch Einige, u. s. w. Man rechnet an 50,000 Franzosen, die gestern zum Theil hier, nach Auerstädt zu, vorbeizogen, zum Theil auch in der Stadt und der Gegend geblieben sind. Darunter waren viele Hessen, Baiern, Würtemberger, Badener u. dergl. Die Letzteren haben wegen ihres Betragens schlechtes Lob erhalten. Der Mangel fängt an, groß und allgemein zu werden, wie man bei so vielen Gästen sich wohl denken kann. Diesen

ganzen Morgen trommelt es schon wieder; doch heute, sagt man, sei der letzte Durchmarsch.

Die armen verblendeten Menschen, welche sich einbildeten, die Franzosen seien schon aus der Welt, erfahren freilich kräftige Gegenbeweise; ob es gleich wahr ist, daß in den Truppen wenig Freude zum Krieg herrschen mag.

Sonntag, den 2. Mai. (Morgens, bedeckter Himmel.)

— Ein paar Tage der Unruhe sind nun wieder vorüber, und wir finden uns etwas erleichtert. Die italienischen Truppen machten uns vorgestern etwas bange. Sie waren in Menge da — ich weiß nicht, wie viel Tausende — und sie scheinen nicht die zartesten Begriffe von dem Mein und Dein zu haben. Hier, im Paradies, campirten eine gute Zahl, und des Regens ungeachtet, brachen sie Hecken und Zäune durch, und holten, sonderlich was ihnen für ihr Nachtquartier füglich und tauglich schien: Bänke, Breter, ganze Thüren, Holz und Stroh in Menge. So haben sie in kurzem eine kleine hölzerne Vorstadt sich in unserm Paradies erbaut, deren Nähe uns zwar einige Besorgniß erregte, ihnen aber bei der regnichten Nacht sehr wohl bekam.

Gestern sind dafür mehrere Tausend Würtemberger hier eingerückt: ein friedliches, gutes Volk, meist blutjunge Menschen, die es eben mit Niemand — auch nicht mit den Preußen — böse meinen. Diesen ganzen Morgen trommelt es schon, und man sagt, es zögen heute noch 15,000 neapolitanische Truppen ein. So haben wir denn in 8 Tagen hunderttausend Menschen hier bewirthet. Das will etwas sagen; auch weiß Niemand mehr, wo etwas herzunehmen, und die Noth dürfte groß werden. —

Mittags.

Eben erhalte ich einen Brief von Frau von Stein und Frau von Schiller. Beide scheinen ziemlich getröstet, und zu-

mal bei Letzterer ist immer die Vorstellung das größte Leiden; wenn die Sache da ist, fühlt sie bei weitem nicht das Übel so sehr. Frau von Stein hat mir sogar einen charmanten Brief geschrieben, den ich Dir gern ganz mittheilen möchte. Sie wünscht keine Männer in der Welt, damit es keine Kriege gäbe — aber sie bedenkt nicht, daß die Weiber dann auch nicht sehr friedlich sein würden — und manche fürchten sogar die Langeweile ärger, als den Krieg. Sie nennt unsere durchziehenden Krieger unarkadische Schäfer, die ihr leider den Frühling verdürben, u. s. w.

Gegen die Herzogin war Napoleon, der sich nur drei Stunden in Weimar aufhielt, außerordentlich einnehmend. Dem Herzog mag er einige nicht so angenehme Dinge gesagt haben. Sie schreiben mir aber von allem diesem gar wenig. —

Ein Gedanke ist mir diesen Morgen beim Aufstehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten fast immer Ursache finden, sich des Lebens zu erfreuen. Es waltet doch ein guter Geist über uns. Ich habe es vor sechs Jahren am Tage der Schlacht und in den gefährlichen Zeiten geprüft, und jetzt, bei dem ungeheuern Druck, den wir fühlen, bin ich und die Meinigen beinahe ganz unverletzt und ungestört geblieben. Freunde und Freundinnen, die weit mehr Unruhe und Noth hatten, sind dennoch heiter geblieben und haben sich munter erhalten. So war ich gestern bei der guten Griesbach, die immer in ihrem gleichmüthigen Sinn fortlebt, ob sie gleich gewaltige Beschwerden gehabt. Sie schafft herbei, und treibt dieses wie andere Geschäfte; nur bei dem gemeinen Mann zeigt sich freilich hie und da Elend und Noth.

Den 5. Mai. Morgens.

Wir haben wieder ein paar unruhige Tage gehabt, wegen der vielen Durchmärsche; doch heute scheint nun Alles vorüber. Die Nachrichten von einer Bataille, die vorigen Sonntag bei Lützen vorgefallen sein und bis den andern Tag,

als vorgestern, gedauert haben soll, sind noch nicht bestimmt genug. Viele Blessirte sollen in Weimar, in Apolda ꝛc. angekommen sein; selbst den Marschall Ney sagt man todt, und den General Bertrand stark blessirt. —

Das Schicksal nimmt eine wunderbare Wendung. Dieser Krieg fängt ganz anders an, als der vor sechs Jahren. Es scheint gleichsam, als wenn sich das Glück der Franzosen erschöpft hätte: aber die Unruhen werden deßhalb nicht ausbleiben. Wir sehen wunderlichen Zeiten entgegen. Sollte die Franzosen das gewöhnliche Glück verlassen, so ist eine Revolution in ganz Deutschland wohl unausbleiblich; denn Alles stützt sich bei uns auf zu schwache Grundsäulen. —

Wir haben immer Schwärme von russischen und preußischen Kosaken und Uhlanen hier jenseits der Saale zur Seite gehabt, welche den durchziehenden französischen Truppen viel Schaden thaten. Sie waren sogar so dreist, sich des Tags auf unseren Bergen sehen zu lassen, und Nachts setzten sie über den Fluß und machten viele Gefangene und Beute. Karl war so verwegen, sie vorgestern in Roda zu besuchen, wo er an 500 derselben antraf, die, wie er sagte, alle sehr höflich und artig gegen ihn gewesen. Es sollen sehr schöne Leute sein. — Gestern hatten wir den letzten Trupp der neapolitanischen Soldaten, die etwas ungezogen gewesen. Vorgestern hatte ich einen jungen Menschen vom Sanitätscorps bei mir, der sehr verständig und bescheiden war. Er ist in Paris geboren, und brachte jetzt schon sieben Jahre in Italien und Illyrien zu, wo er auch illyrisch sprechen lernte. Seine Equipage wurde ihm hier in der Nähe von den Kosaken geraubt, wobei sie auch den Adjutanten seines Generals gefangen nahmen. —

Dieses Alles scheint mit der schönen Witterung und Jahreszeit etwas zu contrastiren; doch nehmen wir auch an dieser Antheil, und finden in dem Contrast einige Beruhigung. Mehr noch als von den Truppen befürchten wir von künftigen Räu-

verbanden, die sich etabliren könnten — denn die Desertion soll stark sein.

Abends.

Ich habe diesen Mittag bei g. R. R. Müller gegessen, wo allerhand Nachrichten angekommen sind. Man hält die Bataille noch nicht für entscheidend. Marschall Ney ist nicht todt, noch weniger Bertrand; aber Bessières soll todt sein. Man kann auf die ersten Nachrichten nicht trauen. Eine Menge Blessirte sollen nach Apolda, nach Weimar ꝛc. geschafft worden sein. —

Ich las gestern Nacht noch die Hekuba, die ein junger Dichter unserer Prinzessin dedicirt hat. Der junge Mensch ist nicht ganz ohne Talent; doch ein großer Dichter ist er nicht — und allzusehr mit sich selbst beschäftigt. Es ist ihm zu wünschen, daß er eine Stelle bekomme. —

Sonntag, den 9. Mai.

Ich kann den schönen Morgen nicht besser feiern, als wenn ich mir das Andenken meiner Lieben und Theuern näher in's Gedächtniß rufe. Die Natur, die jetzt so ausnehmend schön ist, wendet gern und leicht das Gemüth zu demjenigen hin, was wir auch in der moralischen Welt schön und lieblich finden. So habe ich auch in diesen Tagen holde und angenehme Träume, und mein Gemüth beschäftigt sich im Schlafe Fröhliches und dem Menschen Anständiges zu bilden. Das Geräusch und Lärmen der Menschen und Trommeln, ob es gleich noch nicht aus diesen Gegenden gänzlich verbannt ist, hält doch die ruhige Lage meiner Wohnung etwas entfernter, und mit Einquartierungen sind wir auch, für unsern Theil, eben noch nicht zu sehr belästigt worden.

Den 12. Mai.

Meine Pausen sind etwas lang. Nicht daß ich immer gestört würde, noch daß es mir an Stoff zum Schreiben fehlte,

sondern — weil man sich eben lieber mit Gedanken, als mit Schreiben beschäftigt. Ich höre aus Weimar gar nichts von Dir; also kommen auch daselbst keine Briefe an.

Es ist bei uns nun etwas stiller geworden, indeß wir bis auf den heutigen Tag immer abwechselnd mehr oder weniger Durchmärsche hatten. Man spricht hier von vorgefallenen Bataillen, doch wissen wir darüber wenig Genaues. Wahrscheinlich ist es, daß Napoleon anjetzt seine Feinde bis an oder über die Elbe zurückgedrückt hat. —

Ich, für meinen Theil, halte dafür, daß man in diesen in der That trüben Zeiten sein Gemüth, so viel nur möglich, von fremden Eindrücken zurückhalten müsse, um nicht ganz im Strudel unterzugehen.

Napoleon sagt, sein Stern (son étoile) leite ihn. Hat nicht jedes von uns seinen Stern? Wir müssen uns Mühe geben, solchen zu erkennen, und in der trüben Nacht ausfindig zu machen. Wen seine Pflicht ruft, der finde sich da, wohin sie ihn ruft. Er wird ihn überall erkennen. Das Ende von allen Dingen wäre ja doch nur der Tod — und was ist der Tod? Es gibt Dinge, die schwerer zu ertragen sind. —

Wir müssen für uns sorgen, und dann für das, was uns zunächst angeht, unsere Lieben und Freunde. Hat uns die Welt größere Pflichten aufgetragen, so müssen wir auch diese, nach unserm Vermögen, besorgen. Wer weiter hinaus geht, der übersteigt seine Kräfte, und sein Stern kann ihm hinfort nicht mehr leuchten. Er verliert die Ansicht von diesem. — Untheilnehmend ist man deßhalb nicht an dem menschlichen Schicksal, wenn man nicht über seine Kräfte hinaus geht. Wer allzuviel an zu vielem Theil nimmt, verwirrt sich leicht; er läuft auch Gefahr, allzuparteiisch zu sein. Mit dem Glauben an ein gerechtes Schicksal erhebt man sich über die Dinge; man hat noch Hoffnung da, wo selbst der Anschein aufhört.

Dieses haben die Menschen zu einem Hauptgrundsatz ihrer Religion gemacht, und sie hatten auch Recht daran. Wer nicht

Festigkeit im eigenen Gefühl hat, an die Wahrheit der Ordnungen der Natur zu glauben, der nehme sich einen übernatürlichen Beistand. Die ganze Natur ist ja von der Gottheit durchdrungen. —

Ich habe in diesen Tagen mancherlei Betrachtungen über den Ehrgeiz gemacht. Er endigt, wie alle Leidenschaften, zuletzt in Wahnsinn. Manche Leidenschaften können durch Erschöpfung der physischen Natur gemäßigt werden, der Ehrgeiz selten. Diese Leidenschaft steigt immer höher, je weiter sie kommt, weil sie in der That etwas Edles zum Grunde hat, und endigt in Wuth oder mindestens Don Quichottismus. Le Don Quichot du Nord heißt Karl der Zwölfte mit Recht. Karl den Fünften treibt die Leidenschaft in's Kloster. Bei Beiden hat sie die Übermacht über den Geist genommen. Sie vergaßen das Maß ihrer Kräfte. — — —

Unter allen Lehrern des Alterthums ist mir Horaz in seinen Satyren und Episteln beinahe der wichtigste. Er hat selbst die Leidenschaften gekannt, aber auch ihr Maß erkannt. So gefällig, so richtig, spricht keiner davon. In ihm blüht, wenn ich so sagen darf, der ächte gesunde Menschenverstand.

„Du, o gesunder Menschenverstand, wofern, wie ich glaube,
Du eine Gottheit bist, weih' ich mich gänzlich nur dir!"

sagt Properz.

Sonntag, den 23. Mai 1813.

Vergebens wartete ich die lange Zeit, ein Wort wieder von Dir zu hören oder zu lesen — umsonst! es scheint, als wenn der wilde Krieg auch die zartesten Bande auflösen wollte. Doch bei uns ist es nicht so. Ich bin Eurer Freundschaft so sicher, als wenn Ihr hier auf der Stube mit mir lebtet; nur fühle ich desto mehr die Beschwerlichkeit der Zeit und der Umstände, je mehr man ein freundliches Wort aus einem treuen Munde

anjetzt zu vernehmen wünschen möchte. „Wir werden von den Schicksalen umhergetrieben,“ sagt Äneas im Virgil, „laßt uns den Schicksalen folgen!“ — Von unseren Begebenheiten Dir zu schreiben, bin ich fast zu müde. Alles wiederholt sich so oft, und das Neue bringt eben nichts Erquicklicheres. Ich überlasse es also den Zeitungen, so unzuverlässig diese auch mitunter sein mögen, Dich von den Haupt- und Staatsgeschäften zu unterrichten. Durchmärsche, Trommeln, Einquartierungen ist ungefähr Alles, was wir sehen und wovon wir hören. Die Kinder sind dabei am lustigsten, wenn es nur noch was zu essen für sie gibt; dieses nimmt aber täglich mehr ab.

Wir haben seit etlichen Tagen etwas kalte Witterung; doch dabei abwechselnd Regen, der dem Lande sehr nützlich ist. Sonst ist das Frühjahr schön, und die Natur sucht das Menschenübel etwas zu ersetzen.

Von unseren Freundinnen in Weimar erhalte ich fleißig Briefe; doch sind diese eben auch nicht tröstlicher: nur Frau v. Stein erhält sich, zu meiner Verwunderung, den Geist noch am unbefangensten. Ich schreibe ihr öfters, und sie antwortet jederzeit. Des Kriegs ist freilich Jedermann müde, zumal da er auf eine so verheerende und vertilgende Weise geführt wird.

Wenn ich nur täglich — wenigstens wöchentlich — wüßte, was unsere liebe und verehrte Prinzessin machte! Schreibe mir doch ja ihr Leben auf, damit ich es ganz weiß. Gewiß ist sie immer, die sie ist und die sie war; nur möchte ich sie unter den verschiedenen Umständen auch sehen. Gott wende ihr Alles zum Glück! und lasse ihr vorzüglich auch den kleinen Sohn gedeihen, damit er ihr künftig die Übel der gegenwärtigen Zeit ersetzen möge.

Sage mir nur, was macht das gute und liebe Boschen? — Die ist wohl recht politisch? — Ach, wenn nur unsere frommen Wünsche zu etwas hälfen!.....

Und Du, gute Seele! was machst Du? Wie vertreibt Ihr Euch die Zeit? Hört Ihr fleißig die Nachtigallen? — Ich habe mich jüngst an zwei Abenden in Griesbachs Garten gesetzt, aber nur Eine Nachtigall ein wenig schlagen hören. Der Lärmen verscheucht Alles, und diese zarten Stimmen wollen und können nicht unter dem Geräusch der Trommeln hervorbringen. —

Guten Morgen, meine Lieben! —

Blicke auf unser Dasein.

(1818.)

— Ille velut fidis arcana sodalibus olim
Credebat libris — Hor. Serm. II. 1.

Otium divos rogat — Hor. Od. II. 16.

Den 4. Februar.

Das Höchste, was der Mensch in seinem geistigen Leben erlangen kann, ist doch ohne Zweifel die Ruhe der Seele.

— Omnia placata posse mente tueri,

sagt Lukrez, das sei die wahre Frömmigkeit, und also das höchste Ziel geistiger Kraft.

Alle Stille ist gebieterisch, selbst in der äußern Natur; denn sie trägt das Maß ihrer Kräfte in sich, das sich nicht so leicht berechnen läßt.

Wodurch erlangen wir aber die wahre Ruhe der Seele, als durch Bändigung unserer Leidenschaften, Hoffnungen und Wünsche? Diese aber unter sich zu bringen, zeigt eine große Macht der Seele an, und die ruhigste Seele ist also ohne Zweifel die stärkste.

Wie aber gelangen wir zu dieser Ruhe? — Dieß ist eine große Aufgabe, wie die Sache es selbst zeigt. —

Wir müssen also die Gründe der Unruhe wohl selbst zuerst aufsuchen, um zu zeigen, ob und wie weit, bei deren Wegräumung, wahre Ruhe zu erhoffen ist.

Es ist begreiflich, daß ich bei dieser Untersuchung nicht Gemüther voraussetze, die durch gänzlichen Mangel an Kraft, ohne Theilnahme, in einer leidenschaftlosen Abspannung dahin leben. Solcher gibt es genug, und der größte Theil der Menschheit besteht aus ihnen. Bei Andern erhält die tägliche Arbeit, wodurch sie sich die Nahrung des Lebens zu erwerben suchen, eine gewisse gleichmüthige Stimmung, die einen großen Segen durch das Leben verbreitet.

Wir sprechen hier von derjenigen Ruhe des Gemüthes, die sich der Weise unter allen Umständen und Zufällen des Lebens durch eigene Überlegung erhalten kann und muß.

Vor allem diesem ist es ohne Zweifel das Nothwendigste, daß sich der Mensch einen wahren Begriff von der Bestimmung seines Lebens überhaupt mache. Wie und zu was sind wir in der Welt da? — Dieß ist die erste Frage, die der Mensch sich selbst beantworten muß. — An diese Frage ist das ganze Wissen des Menschen gebunden; denn sie begreift gewissermaßen die Erkenntnisse der ganzen Natur in sich.

Was ist die Welt? — Was sind wir in derselben? — Des Menschen Geist unterliegt dieser ersten Frage. Die Welt ist Alles — aber Alles zu fassen, ist des Menschen Geist nicht fähig; er muß also das Unendliche blos auf den Punkt seines eigenen Begriffes zusammenziehen. Dieser Punkt ist schmal und enge, doch erweitert er sich bei tieferem Nachforschen und langem Denken.

Hier sind uns alle Wissenschaften und Kenntnisse der Menschheit zum Beistande nöthig. Was ist der Mensch? Was weiß er? Und was ist die Natur, die ihm erscheint, um ihn her? —

An diesen Fragen arbeiten, so lange die Welt besteht, schon die Menschen — und nur wenigen ist es gelungen, sie einigermaßen genügend zu beantworten: ja, man möchte sagen, daß der rohe Mensch, das bloße Kind der Natur, sie durch

sein bloßes Dasein oft genügender beantwortete, als fast alle Weisen der Welt.

Wer wird dieß Räthsel lösen? Wer wird uns die wahre Straße zeigen, auf welcher das Glück des Menschen zu suchen sei? —

Wenn der Mensch wie eine zur Thierheit gereifte Pflanze zur Welt kommt, so weiß er noch nichts von seinem Zustande; er lebt blos im Gefühl. Man kann ihn eigentlich nicht glücklich noch unglücklich nennen, weil ihm das Bewußtsein noch fehlt. Wird er älter, so ersetzen sich auch leicht Leiden und Schmerz durch wechselnden Genuß und Freuden. Er fängt erst an, Mensch zu werden, sobald er sich inwendig fühlt und einen gewissen Zweck des Lebens vor Augen sieht. Dann erst fängt das Gemüth an, mit sich selbst zu rathschlagen und bei öfterem Wanken eine sichere Stellung zu erhalten. Dieß kommt aber nicht so leicht. Leidenschaften erheben sich, und treiben das Gemüth von einer Seite zur andern. Müde vom Geschick des Lebens — wenn er nicht untergesunken ist — befragt er sich endlich: Wozu dieß Alles da sei? Wonach er gestrebt? Für was er gelitten? Wie lange die Dauer seines Ungemachs oder seiner Freuden noch währen könne? — Hier wird er auf den Zustand und die Beschaffenheit der ganzen Natur getrieben, indem er in ihrer Bestimmung seine eigene zu finden und zu erkennen sucht.

Mit freiem ungetrübtem Blicke begegnet er nun den Dingen. Er sieht Alles um sich her, wie es kommt und vergeht. Manches dauernder; doch keines so, daß eine beständige Fortdauer in derselben Beschaffenheit von ihm zu denken wäre. Er forscht den innern Eigenschaften dieser Dinge nach, und findet auch da nichts, was ihm ganz unveränderlich und bleibend dünken möchte. Er steht nun deßhalb nicht weiter an, die Veränderlichkeit als ein Grundgesetz der Natur zu erkennen, dem alles Dasein derselben unterworfen ist. Hier ist kein Heute; es ist ein beständiger Abend oder Morgen. Dieses gibt seiner Seele einen neuen Blick. Er selbst ist, wie alles

Andere, demselben Schicksal unterworfen. Sein eigenes Ich, das er so beständig und fest glaubt, ist steter Veränderung unterworfen, und Er selbst ist heute nicht mehr ganz dasselbe, was er gestern war.

Den 10. Februar.

Dieses Grundgesetz der Veränderlichkeit, das wir in allen Dingen erkennen müssen, in den kleinsten wie in den größten, gibt uns den Begriff, daß keine feste Dauer in irgend einem der Wesen zu denken sei, sowohl seiner Gestalt, als seiner Beschaffenheit nach, und daß auch unser eigenes Wesen hievon nicht ausgeschlossen sein könne.

Was ist also die Welt? und was sind wir? — Ein steter Wechsel von Erscheinungen. —

— Was bleibt hievon für unsere Natur übrig? — Daß sie gleichfalls nur eine Erscheinung sei, die wir aber durch die Dauer unserer Zusammenfügung auf eine gewisse Zeit festzuhalten vermögen.

Wenn wir uns nun von unserer Existenz einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir vorerst sehen, auf welche Weise wir in die Welt kommen, und wie wir wieder von derselben abscheiden. Unsere Entstehung ist ohne Zweifel ein Zufall; denn wer könnte sagen, daß wir auf vorüberlegte Weise, durch diese oder jene Eltern, zu dieser oder jener Zeit entstanden sind? Auch von denselben Eltern erzeugt, zu dieser oder jener Zeit, macht ein geringer Umstand oft die größte Verschiedenheit in unserm ganzen Wesen.

Wir sind also die Producte eines Zufalls — nicht einer zufälligen Natur, die nach unveränderlichen Gesetzen fortwirkt, sondern nach zufälligen Bestimmungen eines andern uns ähnlichen Wesens.

So erwächst nun der Mensch nach den bestimmten Gesetzen seiner Natur, gleich anderen Thieren oder Pflanzen, unwissend seines eigenen Baues, noch der Beschaffenheit und des Gebrauches

seiner Glieder. Dieser lehrt sich erst mit dem Wachsthum derselben, nach den Bedürfnissen seiner Natur, ohne vorhergegangene Erkenntniß ihrer Beschaffenheit und ihres Vermögens. Was in ihm wirkt und was sein Leben macht, ist und bleibt ihm ein unbekanntes Werkzeug. Er erhält seine Empfindungen, seine geistigen Wirkungen, nach Maßgabe und Beschaffenheit dieses Werkzeuges. Ist es schlecht gebaut oder verdorben, so zeigt es nur selten Spuren eines reinen und höhern Vermögens; hingegen zeigt sich die vollkommene Geisteskraft meist auch da, wo wir einen regelmäßigern Körperbau erkennen — so weit wir nämlich dessen Natur und Beschaffenheit erforschen mögen. Auch mit den Veränderungen des Alters und der Lebenszeit verändert sich die geistige Natur des Menschen, und wir erkennen in dem Greisenalter desselben kaum mehr die Jugendblüthe des Kindes.

So ist Natur und Wesen des Menschen, so wie aller übrigen Geschöpfe, durchaus von Einer und derselben Beschaffenheit, und was wir Geist nennen, und nur dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen eigen zu sein glauben, ist nichts als eine erhöhtere Kraft, auf Eigenschaften der Natur gegründet, die wir noch lange nicht hinlänglich erforscht haben — vielleicht nie hinlänglich erforschen können — die sich uns aber schon zum Theil in den Wirkungen zeigt, die wir dynamische nennen, und deren Erscheinung uns in Erstaunen setzt.

Eine solche Erscheinung, im höchsten Grade elementarischer Verbindung, ist der Mensch. Er ist die höchste Blüthe der Schöpfung, und man könnte wohl sagen, daß er dadurch nicht nur mit allen geistigen Kräften der Erde, sondern selbst mit den himmlischen Gestirnen in Verbindung stehe.

Ein Wesen solcher Art mag die Grenzen seiner Dauer nur schwer erkennen, weil das, was ihn zu der Höhe des Begriffs von den Dingen gebracht hat, ihm, noch mehr wie die Dinge selbst, dauernd und unveränderlich scheint. Er muß aber dennoch der Gewalt des Schicksals weichen. Der unaufhörliche

Digitized by Google

Strudel der Dinge führt ihn mit sich hinweg, und vermischt ihn mit den übrigen Elementen. Was ist er? Und was war er? — Von dem Letztern bleibt nur noch ein Andenken zurück, wenn er sich solches erworben. Doch auch dieses verlischt früher oder später. —

Das ist unser Aller Schicksal. Was kann unsere Bestimmung in diesem kurzen Raume der Zeit sein? —

Das allgemeine Schicksal der Wesen haben wir bereits erwogen. Kommen und vergehen ist das unveränderliche Loos Aller; ja, man könnte sagen, sie kommen nur, um zu vergehen, und entstehen nur aus dem Vergangenen.

Ewiger Wechsel der Gestalten! Sollte der Mensch allein diesem nicht unterworfen sein? —

Was seine körperliche Gestalt betrifft, so werden wir diesen Wechsel an ihr fast täglich gewahr. Darüber ist kein Zweifel. Was soll sich nun erhalten? —

Man sagt, dem menschlichen Körper sei ein Geist zugesellt, der, von ganz eigener Natur, jeder Auflösung widerstehe, ja dieselbe unmöglich macht, da er selbst nicht aus Theilchen bestehe, sondern, ganz einfacher Natur, der größten Wirkungen fähig sei.

Ob und was man sich bei einer solchen Natur denken könne, darüber ist keine Frage. Einer der größten Denker unserer Zeit (Kant) hat behauptet, daß man sich bei dem Worte Geist nie etwas gedacht habe, noch denken könne. Ich will die Sache nicht weiter ausführen, da so Vieles schon darüber gesprochen worden, nur will ich zu bedenken geben:

1) Ob sich etwas sagen lasse von einer Natur, die jeder Natur, so weit wir diese erkennen, gänzlich widerspricht?

2) Ob es sich als möglich denken lasse, daß es eine Natur gebe, die dieser Natur, die wir erkennen, in jeder Eigenschaft widerspricht, und dennoch auf diese Natur die größten Wirkungen beweisen könne?

3) Ob sich Eigenschaften ohne Veränderung und Mehrheit der Theile denken lassen?

4) Ob die persönliche Fortdauer eines Wesens möglich sei, dessen Theile sich nicht verändern können? u. s. w.

Ich mag die Widersprüche nicht alle widerholen, die sich bei der Annahme einer solchen Natur befinden. Die Natur selbst widerspricht ihr.

Nun, da der Mensch ein durchaus vergängliches Wesen ist, was kann seine Bestimmung für die kurze Dauer seines Daseins sein? —

— Since life can little more supply,
Then just to look about us, and to die —

sagt Pope. Damit ist's aber doch nicht ganz gethan.

Der Mensch fühlt eine Welt in sich, einen Zusammenhang und eine Ordnung der Dinge, die auf etwas Ewiges deutet. In jeglichem Ding, das er seiner Forschung unterwirft, findet er Absicht, Mittel und Zweck aufs Genaueste verbunden, so weit er solches ergründen kann. Dieses zeigt sich ihm im Kleinsten wie im Größten, im Grashälmchen und Wurme bis zur Sonne. Alles hat Maß, Verhältniß, Beziehung auf einander, und fortdauernde Kraft. Er selbst, der Mensch, wandelt wie ein Gott unter diesen Erscheinungen. Alles um sich her sieht er wachsen, blühen und bestehen nach gewissen physischen Gesetzen, die sich zum Theil erklären lassen, seine eigene Natur nur kann er nicht ergründen. In ihm bildet sich das Eine, das Zusammenfassen der Dinge in Einem Begriff, da alle anderen Naturen nur in dem Einzelnen ihres abgesonderten oder individuellen Zustandes fortleben und wirken.

Woher ist aber diese hohe Vorstellungskraft in den Menschen gekommen? Und wodurch erzeugt sich ihm, ihm, der gleichfalls durch mechanische Mittel, wie Pflanze oder Thier (die ihm selbst unbewußt sind), aufwächst und fortlebt, dieses hohe Bewußtsein seiner selbst und der Dinge außer ihm? —

Hierauf müssen wir schweigen. — Denn zu einem ganz

unbestimmten Begriffe, den man Geist nennt, und den wir vielmehr eine Unnatur nennen möchten, da sich Niemand dabei etwas denken kann, und er keine Vorstellung leidet, zu diesem wollen wir unsere Zuflucht nicht nehmen. Wir müssen also unsere Unwissenheit über die Natur der Dinge, und das, was man Materie nennt, frei bekennen, so wenig wir den Grund ihres eigenen Lebens erforschen können. Hier liegt das letzte Ende alles Wissens. Der sinnliche Mensch kann in der Materie nichts Anderes erblicken, als einen rohen Haufen mehr oder minder zusammengefügter Theile. Was Leben heißt, ist ihm unbewußt, und wenn er sich nicht mit mechanischen Mitteln zu behelfen weiß, so nimmt er seine Zuflucht zu geistigen Kräften, wobei er sich nichts Bestimmtes denken kann. Sehen wir aber mit Augen des Geistes auf die Natur hin, so müssen wir ein allgemeines Leben erkennen, ein Leben aller Dinge, jedes nach seiner eigenen Gestalt, Zusammensetzung oder Form....

Den 5. April.

Was ist die Welt? — Die Welt ist, so weit wir uns nur einen Begriff davon machen können, das nothwendige Dasein aller Dinge, so fern sie möglich sind.

Das Nichts läßt sich nicht denken. Es ist ein Widerspruch in sich selbst. Ein schwangeres Nichts ist Unsinn. Es hebt allen Gedanken auf.

Dem gänzlichen Nichts müßte wenigstens der Gedanke vorausgehen, wenn sich der Gedanke ohne irgend einen Gegenstand denken oder begreifen ließe. Da aber der Gedanke selbst nichts als eine Folge und Ordnung der Vorstellungen ist, so läßt sich nicht wohl begreifen, wie sich Vorstellungen machen lassen, wo nichts da ist.

Man sagt, diese Gedanken und Vorstellungen seien von Ewigkeit her in Gott gewesen, wie er eine Welt erschaffen wollen, und dergleichen. — Welch ein Unsinn! —

Also Gott war schon lange — ja, eine Ewigkeit! — vor dem Anfange aller Dinge da. Womit hat er sich beschäftigt? — Ein unendliches Wesen kann ja nicht ohne Wirkung bleiben. — Er hat sich den Bau der Welt überdacht. — Und doch ist er allmächtig? — Aber so große Dinge können doch nicht ohne einen Streit mit sich selbst vollbracht werden, zumal wenn sie so lange Beschäftigung voraussetzen. Dieses unendliche allmächtige Wesen hat also Zerlegungen in sich selbst finden müssen, um dieses so, jenes so zu machen — oder, wie man sagt, die beste Welt herauszufinden? —

Welche Abgeschmacktheit und welcher Unsinn! — Es war ja da, sobald es nur wollte, und in der Wahl konnt' es nicht irren! —

Wenn wir genau den Begriff von Schaffen uns machen wollen, so liegt schon in demselben der Begriff von Folge und Beschränktheit.

Wir verlassen diese Irrungen und Träume, und sagen lieber sogleich: Die Welt ist da! — Anfang und Ende derselben sind uns unbegreiflich. Ihr Dasein ist uns also nothwendig. —

Den 1. October.

— Eine lange Pause hat sich zwischen den Anfang meiner Schreiberei und den heutigen Tag gelegt.

Die Ursache mag wohl sein, daß es mir bedenklich fallen mochte, auf dem begonnenen Wege fortzugehen, wo es am Ende doch vielleicht nur auf eine Philosophie des Prediger Salomo hinauskommen möchte — die ich eben nicht vorzutragen Willens war. Diese Philosophie scheint mir auch hierin nicht ganz richtiger Ansicht zu sein, weil sie auf einen Egoismus hinausläuft, der nicht in der wahren Bestimmung des Menschen liegt.

Wenn wir von dieser sprechen wollen, so müssen wir den

Menschen im Zusammenhange mit der ganzen Menschheit und der Natur der Dinge betrachten — denn der Mensch steht nicht als einzelnes Geschöpf da.

In diesem Zusammenhange der Dinge sehen wir erstlich, daß der Mensch, sowohl in Rücksicht seiner Entstehung, als seiner fernern Bildung, ein gesellschaftliches Thier ist, das nicht ohne seines Gleichen gedeihlich fort zu leben vermag; zweitens, daß er auch unter ein allgemeines Naturgesetz gehört, das jedem Dinge nur eine vergängliche Dauer zusagt.

In ersterer Hinsicht ist also der Mensch an gesellschaftliche Pflichten gebunden — denn wenn er nicht wiedergeben wollte, was er von Anderen erhalten hat, so hörte in Ermangelung der Gemeinschaft die Existenz auf; und was den andern Punkt betrifft, so hat er den Genuß des Lebens nur unter allgemeiner Bedingung aller Naturen erhalten können.

Wenn wir aber weiter auf das Dasein der Menschheit überhaupt hinsehen, so würde es ohne Zweifel fehlerhaft sein, wenn wir nach den Schicksalen des Einzelnen die Bestimmung des ganzen Geschlechts berechnen wollten. Die Natur sorgt nur für die Erhaltung der Gattungen, sagt Büffon; sie mißt nicht die Unvollkommenheiten des Einen oder des Andern, wenn es nur der Fortdauer der Ordnung nicht ganz zuwider ist.

Dieses ist Naturgesetz. Unter diesem lebt auch der Mensch. Er gehört zur ganzen Schaar, und einzelne Eigenschaften können ihn nicht von derselben trennen, noch allzu sehr von ihr absondern. So ist ja auch das Leben des Einzelnen nur ein Übergang von dem Leben des vorigen; die Welle treibt sich fort, sinkt und erhebt wieder eine andere, die sich, nach dem Anstoße, den sie erhält, weiter verbreitet, oder matter nach der angrenzenden ausfließt.

So schwimmt das Meer der Menschheit, in größeren oder kleineren Abtheilungen; aber keine Welle hält allein für sich Bestand. So leben wir auch stets, Einer in dem Andern; entweder durch Druck uns forthelfend und emporsteigend, oder

auch gehindert, wirken wir auf die umfassenden nächsten, und durch glückliche Umstände mag oft Eine Woge das weite Meer in Bewegung setzen, so wie auch durch ungünstige in sich zerfallen. —

— Doch ich mag nicht weiter meine abstracten Vorstellungen fortsetzen, und will mich lieber zu der Absicht begeben, zu welcher ich anfänglich dieses Buch bestimmt hatte, nämlich aufzuzeichnen, was mir zufällig im Leben, in mir oder außer mir, Beachtungswürdiges vorkommen möchte, und ich aufzuschreiben gelaunt wäre.

Unser Leben und unsere Gesinnungen tragen sich aus solchen fragmentarischen Dispositionen oft deutlicher hervor, als aus mühsam zusammengestellten Beschreibungen. Ich wollte, daß ich dieses schon seit längerer Zeit gethan hätte; Einiges ist geschehen, aber immer stellen sich Hinderungen in den Weg, von innen oder außen, die uns, über uns selbst Rechenschaft zu geben, Zeit oder Wille wegnehmen.

Es sei denn! Mehr für mich als Andere!....

Den 2. October.

Oft erzählte mir mein älterer Bruder — der noch im vorigen Jahrhundert im Würtembergischen starb — daß, als er den alten Hofprediger Sack — dessen Predigten wir in der Jugend fleißig gelesen hatten — in Berlin besucht habe, dieser ihm in der Unterredung oftmals zugerufen: „Nur Muth! Nur Muth!" — Mein Bruder, der etwas hypochondrischer Disposition war, mochte ihm wohl Gelegenheit dazu gegeben haben, daß der brave Mann ihn zu stärken suchte.

Diese Worte wirkten damals, ob ich gleich noch sehr jung war, bei der Wiedererzählung tief auf mich, und ich habe sie mir seit dieser Zeit, bei Gelegenheiten, oftmals, wie eine Stimme von oben, zugerufen. — So viel kann ein braves Wort zu seiner Zeit auch auf die Zukunft wirken!.....

Wir brauchen Muth im Leben: nicht nur auf dem Schlachtfelde, vielleicht oft mehr noch im häuslichen bürgerlichen Leben.

Menschen, die uns im Laufe unseres Lebens bei Gelegenheiten den Muth geschwächt oder genommen haben, sind uns nachher immer zuwider geblieben. Man sagt, daß Friedrich der Große einen sonst braven General, um dieses Versehens willen, auf immer von sich entfernt habe; hingegen den General Ziethen deßhalb so vorzüglich geschätzt, weil er bei der Bataille von Torgau, wo der König schon Alles verloren glaubte, ihm Muth zugesprochen und dadurch die Sachen wieder hergestellt habe.

Ohne Muth besteht keine Tugend; ja sie selbst führt ja den Namen daher.

Muth! sollten wir einander täglich zurufen; denn das Leben braucht Muth, zumal wenn es sich, nur auf sich selbst gestützt, über das Gemeine erheben soll......

Den 15. October.

Möchte ich doch des schönen Nachmittags und Abends nie vergessen, wo ich gestern an den Ufern der Saale, jenseits meiner Wohnung, von der Schneidemühle aus bis zu den Hügeln über Wenigenjena hin, spatzieren ging.

Die Stimmung meines Gemüthes antwortete den Erscheinungen, die mir Himmel und Erde vorhielt, und die Natur stand im holdesten Reize vor mir. Selbst die Schatten der Berge wurden zu lieblichen Gestalten, und stimmten ein in das hohe Concert. Himmel und Erde, durch den herrlichen Sonnenstrahl erweckt, schienen in leichter Bewegung, als wenn sie sich in Liebe einander nähern wollten, und das Ganze zerfloß in einen geheimnißvollen Duft. Wer kann die Mannichfaltigkeit in der Übereinstimmung malen? Die wechselnden Gestalten und Erhebungen der Berge, die breiten Senkungen und Rücken derselben in grünlich-goldener Schattirung der Weinberge, Büsche und Hölzer, unter den nackten purpurstrahlenden Flecken und Felsen. Mitten durch die noch grünende Flur schlängelte sich der himmelblaue Fluß, und an seinen Ufern lebten Gestalten der Menschen und ihrer Wohnungen. Alles war Leben, und dem empfänglichen Gemüthe war nichts ohne Bedeutung und Sprache. Leicht flogen die Wölkchen über den reinen Himmel hin, und schienen der beseelten Natur noch mehr Bewegung und Sprache zu geben. Himmel und Erde waren fröhlich, und die Geschäfte der Menschen deuteten unter Liedern und Gesängen den Überfluß des reichen Jahres an. —

Sollte diese gestaltenwechselnde Erde, und der Himmel, der sie umgibt, und die Sonne, die sie erleuchtet und beseelt,

und der nahe freundliche Mond, und die aus dunkler Unendlichkeit herwinkenden strahlenden Lichter, — sollten diese nicht einen Theil der Gottheit auszusprechen vermögen? — Was sucht ihr sie allein in Bildern und Werken von Händen der Menschen verfertigt? Hier ist die offene Schrift, die jedem leserlich ist, mit ewigen Zeichen und Buchstaben geschrieben. Immer ein neuer Text steht euren Augen und Sinnen offen, und wenn ihr die kleine Welt eures innern Gefühles richtig aufschlagt und durchblättert, so werdet ihr jeden Buchstaben, jede Zeile übereinstimmend mit derselben finden. Ist euch denn die Sprache, die des Menschen Wesen und Natur betrifft, so unverständlich? Seht ihr nicht, daß sie den Wechselkreis mit den Dingen allen gehen muß, daß ihr dieser allein anpassend ist, und daß, wenn sie irgend auf einem Punkt stehen bliebe, das Ganze für sie verloren wäre? — Jugend und Alter schreiten fort, um das Maß auszufüllen, welches die Natur darbietet, und wenn das Gefäß zerbrechlich wird, strömt es in andere über, deren Dasein ohne diesen Wechsel nicht möglich wäre. Jedes Einzelne ist nur ein Theil des Ganzen, dessen Dasein ohne Wechsel nicht bestehen kann......

(1820.)

Den 27. April, an einem heitern Sonntage.

In meinem 76sten Jahre dürfte es mir doch endlich erlaubt sein, meine Gedanken frei und ohne Rückhalt für mich niederzuschreiben. Ich verlange kein Buch zu machen, und dieß, was ich schreibe, mag vielleicht nur meinen guten Söhnen künftig einmal zur Beherzigung oder auch zur Berichtigung dienen. Die Sachen haben gar vielerlei Ansichten. Man sieht anders in der Jugend, im Mittelalter und im hohen Alter — worin ich jetzt bin; nur daß man in diesem das Ganze mehr zu übersehen vermag. Auch liegt viel an der Zeit, am Umgang mit der Welt und mit Menschen; vorzüglich auch an der Laune, wie man zu diesem und jenem gestimmt ist. Man bilde sich ja nicht ein, daß man zu jeder Zeit das Wahre allein und richtig fasse, so sehr man auch danach strebt. Nebel und Wolken steigen fast immer an dem Horizont unseres Geistes auf, verdunkeln oder färben die Dinge anders. Demungeachtet gibt es unumstößliche, der Menschheit eigene Begriffe, ohne welche dieselbe alle Rechte der Vernunft verloren hat. Auf diese muß die Hauptgrundlage unseres Daseins und Lebens gestützt sein.

Da ich, wie schon gesagt, kein Buch zu schreiben verlange, so wird man auch Ordnung und Zusammenhang in dieser Schreiberei nicht suchen. Ich werde hinschreiben, was mir eben in Sinn oder Gedanken kommt, oder wozu ich auch die Laune

habe. Ich verlange mein Bild nicht zu verschönern, noch zu verstellen; auch ist nicht jeden Tag die Feder gleich gespitzt. Dazu kommt noch, daß ich nicht gleiche Übung im Schreiben habe; und daß es auch schwer ist, ja öfters unmöglich, die Gedanken, wie man sie faßt, hinzusetzen. Oft ist das Beste, was wir sagen können, nur Hindeutung.....

Damit ich nicht ganz den Faden abreiße von dem, was ich zuvor in diesem Bande geschrieben, so muß ich nur sagen, daß mir eine dogmatische Verfolgung gewisser Ansichten des Lebens bedenklich vorgekommen ist. Wie schon gesagt, das Leben hat gar viele Seiten, und läßt sich nicht ganz methodisch behandeln. Gewisse Grundsätze müssen fest stehen, als Pfeiler desselben; aber was darauf erbaut wird, kann gar mancherlei Gestalt und Ordnung annehmen. Exempel braucht es nicht. Sie liegen vor Augen.....

Diesen Morgen kam Oberst Lynker und unterbrach mich. Wir sprachen von mancherlei das Leben angehenden Sachen. Oberst Lynker ist ein trefflicher, gemüthlich verständiger und rechtschaffener Mann.

Den 28. April.

Jeder Mensch, jedes Geschöpf, trägt die Vorzüge oder Nachtheile seines Alters an sich. Der Weise selbst, wenn er auch wünscht, alt zu werden, verbirgt doch seine Schwächen so viel er kann, und macht sie eben dadurch noch mehr offenbar. Eitelkeit nimmt mit den Jahren zu, und wir verlieben uns in den Glanz der Jugend, der uns anfangs gleichgültig schien.

Den 29. April.

Die Mängel und Vortheile des Alters sind von manchen der alten Dichter und Philosophen beschrieben worden. Es kommt darauf auch an, in welche Position man sich setzt. Im

Wohlstande läßt sich Manches zur Gemächlichkeit ordnen, was nicht in jedem Zustande thunlich ist. Dann kommt auch viel auf die körperliche Beschaffenheit an. Das Schlimmste im Alter ist der Mißmuth. Durch den Mangel an Vertrauen zu sich selbst wird man auch mißtrauisch gegen Andere. Dieß stört die Freundschaft, und löst die Bande des Lebens. Alle andere Mängel und Fehler, selbst der Geiz, entsteht daraus. Man hat das Vertrauen auf die Welt und ihr Schicksal verloren. Manche wenden sich daher zum Aberglauben, und gräuliche Geschichten haben sich schon in dieser Rücksicht bei Großen und Mächtigen kund gethan.

Daher ist auch Muth und inneres Zutrauen bei allen Menschen vorzüglich zu bestärken. Dieser kann sich aber nur auf richtiges Denken und Handeln gründen — und so trägt denn ein moralisches Leben zur Sicherheit und Wohlfahrt des ganzen Lebens bei, und vorzüglich auch in den Jahren, wo wir am meisten des Schutzes von innen bedürfen.

Das Schlimmste im Alter ist, wenn man das Leben gleichsam zu tief einwurzeln läßt, so, daß sich die Fäden desselben zu fest an die irdischen Dinge anschließen. Dieß ist gemeiniglich der Fall, zumal bei noch leidlichen Gesundheitsumständen. Kränklichkeit nützt, um uns von dem Leben loszubinden.

In der Jugend stirbt sich's meist leichter, weil man nicht so fest an dem Leben hängt; auch ist in jedem Betracht die Jugend generöser, das Alter kärger.

Es möchte vielleicht nicht übel gedacht sein, wenn man sagte, daß, da die Natur Menschen und Dinge zuweilen auf willkürliche Art zu behandeln scheine, uns, unter Umständen, auch selbst eine willkührliche Ansicht erlaubt sein dürfte.

Den 30. April.

Gestern fand ich in einer verständigen Anzeige einer verständigen nordamerikanischen Schrift Folgendes über die Frauen.

S. Allg. Liter. Zeitung, Nr. 72, im März. New-York. The Sketchbook of Geoffrey Cragon, etc.:

— „Es ist in jedem weiblichen Herzen ein himmlischer Funke, der in dem breiten Tageslicht des Glückes nicht gesehen wird; aber in der dunkeln Stunde des Mißgeschickes in wohlthätige Flammen ausbricht. Kein Mann weiß, was das Weib seines Herzens ist, bis er mit ihr durch die Feuerprobe der Welt hindurch gegangen ist.“

Den 1. Mai.

Komm, mein Gedenkbuch, und nimm alle Sorgen und Freuden meines Lebens auf! Wem kann ich sie besser vertrauen, als dir? Manches verändert sich schon, indem es über die Lippe fließt, und die Feder lindert und erhöht noch Manches.

Ungetheilte Freuden sind fast keine, und der Freunde, die sie gehörig aufnehmen könnten, sind nur wenige.

Wir sind alle Mißgeschöpfe. Nichts steht so ganz allein — und wenn es so steht, so verkümmert es bald in sich.

Der Mensch, die Stimme der Natur, ist da, um sie auszusprechen. Wälder, Wiesen, Flüsse, Höhen und Berge, der Himmel selbst und die Erde stellen sich dem Menschen dar, um sie auszusprechen, und vereint im Loblied zu preisen.

Wer beachtet ihre mannichfaltigen Gestalten, als der Mensch? und er, sein Geist, trägt er nicht wieder eine andere Welt in sich? —

Wer verzagt an diesem Reichthume? — und doch befallen den Menschen zuweilen kleinliche Gedanken, und erregen ihm Mißmuth gegen sich selbst.

Der Mensch ist nur eine Nummer im Weltlauf — aber doch soll er sich zählen lassen.....

Von sich selbst, an sich selbst.

(1824.)

1.

Alles kommt darauf an, daß der Mensch mit sich selbst Eins wird; daß er weiß, was er mit sich thun kann, darf und soll. Bei abwechselnden Lebensaltern ändert sich das Leben gar sehr. Jedes Alter bringt neue Ansichten hervor, und spiegelt das Leben etwas anders. Jetzt, da ich meinem achtzigsten Jahre ganz nahe stehe, mag es mir erlaubt sein, die Summe desselben zu überschauen, und hie und da einen Schluß daraus zu ziehen.

Vor allen Dingen gebührt sich's, daß der Mensch Herr seiner selbst werde; daß er sich und seine Eigenschaften erkenne; was er thun kann, was nicht; wohin ihn seine Neigungen und sein Vermögen tragen.

Dieses lernt er leider erst in einem spätern Alter. Dazu kommen Umstände, die Manches fördern, Manches versagen. Solchen muß er, wo möglich, auszuweichen suchen, die günstigeren ergreifen.

Dieses ist im Allgemeinen die Lehre; sie in's Werk zu setzen, fällt oft schwer; ja die Erkenntniß seiner selbst gehört unter die schwersten, wie unter die wichtigsten Dinge.

Beherrsche dich selbst! — Es ist leicht gesagt, aber beinahe unmöglich, es gänzlich auszuführen.

Alles geht in der Welt nur stufenweise, und so im Moralischen. Nach und nach kommt man erst zu Erreichung eines Vorsatzes — den man durch andere Ansichten oder Nothwendigkeiten bald wieder verläßt. Das Leben des Menschen ist, wie andere Dinge, ein Gemisch von Gutem und Bösem.

2.

Erwache, meine Seele, und erkenne dich selbst! —

Schau umher, den weiten Umkreis der Dinge. Alles lebt, und lebt sein Leben für sich; dir aber ist es gegeben, sie in eigner Kraft zusammen zu fassen, durch sie zu leben, und sie zu genießen. In dir vereinigen sich die Strahlen vertheilter Lebensgenüsse, und du bist dir eigene Welt, in der Welt.

Da steht die herrliche Blüthe über den weitverbreiteten Zweigen eines edeln Stammes. Alle sind sie duftend, und auch die beschädigten Blätter hindern nicht am Fortwuchs, aber die edlere Blume faßt ihre Kräfte zusammen, und sendet, mit Glanz begabt, die reichen Düfte dem Himmel zu.

Wollte doch der Mensch seinen Vorzug erkennen! von der wahren Seite, nicht von der eingebildeten, schwachen. Er ist vergänglich, wie alles Andere. Ein kurzer Zeitraum ist nur seinem Dasein vergönnt. Aber dieser kurze Zeitraum, wie herrlich ist er nicht erfüllt, und verstattet ihm eine Nachfolge von gleich edeln Gestalten.

Sei mir gegrüßt, du liebliche Hinsicht auf Berg, Wald und Thal! Dein Anblick erweckt das Gefühl von etwas Göttlichem in mir. Ist es nicht ein unnennbares Gefühl, nur einen Augenblick ein Gott zu sein — und Jahre lang hab' ich schon deiner Süßigkeiten genossen! —

Das Leben der Dinge besteht nur in kurzen Erscheinungen. Langes Ausdauern desselben Zustandes ist ihrer Natur

zuwider. Es würde nur Qual und Ekel hervorbringen; denn was ist Leben anders, als eine Reihe sich folgender veränderter Zustände? Da du aber nicht von Stein, noch von Erz bist, so muß sich dein Zustand schneller verändern — und dank' es dem Himmel, daß er dich von zarterer Natur geschaffen hat, als Erz und Steine.

Aber genieße auch des Lebens! Nur durch Anbau und Erhöhung eines geistigen Lebens, das den wahren Menschen ausmacht, kannst du dem Leben seine wahre Blüthe verleihen. Wie die Blume durch Farbe und Geruch den Werth erhält, so der Mensch durch Geist und Kräfte.

3.

„O, wie klagen so sehr die Menschen über die Götter!
„Böses käme von uns, so meinen sie; aber sie selber
„Schaffen durch Unverstand sich Elend, gegen das Schicksal."

Odyssee, B. I. V. 72 u. f.

Dieses sagte der gute Homer — oder läßt es den Vater Jupiter selbst sagen — schon vor dreitausend Jahren; und noch ist die Welt nicht klüger geworden. Irrthum ist der stete Begleiter des Menschen, und um keinen Preis kann er denselben gänzlich los werden. Ja es scheint sogar — Homer mag auch sagen, was er will — daß die Götter selbst ihn, als Erziehungsmittel, dem Menschen beigesellt haben. Wer würde das Rechte jederzeit finden, wenn er nicht das Krumme vorher ausgeforscht hätte; oder wer würde sich bessern, wenn er nicht gefehlt hätte? —

Aber der gänzliche Unverstand, worüber der Gott der Götter klagt, findet doch noch mit Recht seine Anschuldigung, und wird leider noch so oft bei dem Menschengeschlecht gefunden. Mancher Menschen ganzes Leben füllt beinahe der Unverstand aus. Ein klares Beispiel hievon liefern uns die Mönche und Pfaffen. Ich will nichts weiter von ihnen sagen; denn

Heuchelei, Schwäche, oder gar böse Absicht, gehören nicht unter die Nomenclatur des guten Verstandes.

Auch in unseren eigenen Angelegenheiten sind wir blind, und verkennen das, was augenscheinlich das Wahre ist. Wie oft finden sich Menschen, die gegen alle Erfahrung das Wahre verläugnen, selbst wenn ihnen das Gegentheil davon schädlich ist. Den Grund von dieser Verkehrtheit des Menschen will ich hier nicht aufsuchen. Er liegt in gar mannichfaltigen Mängeln, und zum Theil übeln Gewohnheiten. Auch die Natur selbst treibt zuweilen zum Gegentheil. So viel ist gewiß, daß, wenn der Zweck der Natur im Menschen die Glückseligkeit sein sollte, noch viel Unverstand von ihm abgesondert werden muß....

4.

Das Leben der Menschen hat gar verschiedene Stufen, die wohl zu unterscheiden dem Verständigen gebührt.

Wollen wir von dem Untersten anfangen, dem Zustand der Wilden, so unterscheidet sich derselbe nur wenig von den Thieren. Auch die Thiere haben ihren Instinkt, der sie oft zu uns wunderbaren Wirkungen treibt. So könnte man die Art und Weise, wie die Wilden ihre Bedürfnisse zu decken suchen, auch zu dem thierischen Instinkt rechnen. Schon zeigt sich aber bei ihnen mehrere Wahl und Veränderung der Umstände, und das Licht der Vernunft schimmert schon in ihren Bestrebungen hervor.

Eine Stufe höher fängt die gesellschaftliche Bildung an. Die Menschen vereinigen sich nach gewissen Ordnungen und Gesetzen.

Nun steigt es immer etwas höher, und so vereinigen sich die Menschen zu gewissen Zwecken, die auf höhere Wohlfahrt gegründet sind.

Nun kommt die wissenschaftliche Stufe. Hier entwickelt sich der Geist nach seinen mannichfaltigen Eigenschaften und

Talenten. Diese Eigenschaften und Talente sind nun wieder unter sich sehr verschieden, und einer gebührt der Vorrang vor der andern.

Der Mechanikus darf sich mit dem Philosophen nicht vergleichen — und so wieder weiter.

Den höchsten Punkt menschlichen Wissens und menschlicher Intelligenz, so wie geistigen Vermögens möchte ich wohl darein setzen, wenn sich der Mensch mit den übrigen Kräften der Natur in vollkommenes Gleichgewicht setzen kann. Um mich deutlicher zu erklären, sage ich so:

Die Natur, die Mutter aller Dinge, hat sie alle in bestimmter Ordnung und Folge hervorgebracht. Dieses zu erkennen, und nach derselben Ordnung und Bestimmung mit ihr fortzuleben, das scheint mir die höchste Weisheit. — Freilich will dieß Wenige viel sagen, und mag auch nur Wenigen ganz begreiflich sein. —

Der Umfang der Natur ist das Unendliche. — Wer kann es fassen? — Vom Höchsten zum Niedrigsten, vom Fixsterne zur Milbe — Ein Unendliches. — In welcher Position kann hier die Erde stehen? — und auf ihr, der Mensch? —

Dieß sind Betrachtungen, welche vorangehen müssen, ehe wir über unser Loos urtheilen können. —

Was ist nun die Erde? — was ist der Mensch? — Jene ein Blümchen, dieser wohl gar ein Insect darauf. — —

Und nun halte man dessen Prätensionen mit der Wirklichkeit zusammen! — Hier fällt das Resultat etwas anders aus, als wir es gewöhnlich zu machen pflegen. Unser Stolz, der auf Unwissenheit oder Geringwissenheit gegründet war, fällt zusammen.

Endlich doch erhebt er sich wieder, in Betrachtung, was wir zur Erde sind, der wir doch angehören. Hier sind wir die Herrscher und Könige — wenn wir wollen, wenn wir uns nicht unter das Maß drücken, das uns die Natur bestimmt hat.

Hier nun, auf diesem Punkte, ergibt sich der Mensch ganz

dem Sinn und dem Willen der Natur, wie sie es gefügt hat. Dieses zu erreichen, mit Gedanke und That, nenne ich die höchste Weisheit. —

Daß nur Wenige diese Höhe erreichen können, ist klar. Darum sind auch die Abstufungen in dem Urtheile der Menschen selbst nöthig — und sie liegen mir zum Theil in den Kasten der Inder, vom Brahmin bis zum Paria; ob sie gleich in denselben etwas der Menschheit Widriges haben. Der Mensch, der in höheren Verhältnissen des Daseins lebt, ist freilich mit dem nicht zu vergleichen, der sich allein vom Staub und Auswuchs der Erde nährt.....

(1825.)

Den 6. März.

Es ist doch gewiß, daß sich Zufälle und Ereignisse im Allgemeinen und in unserm besondern Leben zutragen, von denen wir keinen anderen Grund angeben können, als der in einer tiefgeordneten, uns aber noch verborgenen, Ursache und Verbindung der Dinge zu erforschen ist.

Dieses, was in der Natur, und vorzüglich im Geiste und Leben des Menschen erscheint, nennen wir das Göttliche; und verbinden damit keinen andern Begriff, als von dem Unaussprechlichen, dessen Zusammenhang und Ursache wir nicht zu erkennen vermögen.

Da des Menschen Begriff nicht über das seinem Wesen Eigene hinausgehen kann, so setzt er, um ein solches höchstes Dasein bezeichnen zu können, demselben die weiteste Ausdehnung seiner ihm eigenen Eigenschaften zu, und benennt es das Allweiseste, das Allmächtigste, u. s. w., ohne zu bedenken, daß diese Benennungen schon etwas Beschränktes voraussetzen. Wer Macht hat, muß Kräfte haben, die er in Anstrengung bringen kann. Wer Weisheit hat, muß den Irrthum kennen, den er vermeidet — alles beschränkte Begriffe, von menschlichen Eigenschaften genommen. —

Es ist ein absolutes Sein, eine Nothwendigkeit der Dinge — und das ist die Welt. — Wie sie aber zu

fassen sei, das ist schwer zu sagen. — Um etwas davon zu begreifen, mögen wir uns vielleicht mit Analogien helfen.

Der Mensch selbst ist Mikrokosmos. In ihm stellt sich die Welt im Kleinen dar. Er besteht aus groben irdischen Theilen, und zugleich aus feineren, die wir die geistigen nennen. Ohne beide kann er nicht als Mensch bestehen. Auf ähnliche Art verhält sich beinahe Alles zu einander; Luft und die übrigen Elemente zur Erde; die elektrische Kraft zu allen Dingen. Wo die gröbere Masse erscheint, zeigt sich auch als Gegensatz die feinere. Ein Band verbindet, wie im Menschen, die groben Körpergestalten mit den geistigen. So herrscht auch, wie im Menschen, Ein Gesetz in der Natur — und das Ganze verbindet sich, in ewiger Wechselwirkung, zu Einem grenzenlosen All, von dem die feinsten Theile auch auf die niedrigsten wirken. — *Ἐν και παν.*

Den 10. März.

Wahr ist es, es ist schwer für den Menschen, das Aufhören seiner Existenz zu denken. — Wenn wir an den Tod unserer Freunde, unserer Lieben denken, so wird es uns kaum möglich zu fassen, daß mit demselben Alles für sie und für uns sollte vergangen sein. — Kein Wesen kann sich selbst als Nichts denken. Es ist ein Widerspruch in der Sache. Deßhalb war es der Ausspruch eines weisen Mannes: Sapiens de morte non cogitat. – Dennoch ist es unmöglich, und in verschiedener Rücksicht sogar auch nicht weise. — Die klügsten Menschen haben sich deßhalb auch dem Zweifel überlassen, um sich doch einigermaßen aus dem Labyrinthe zu helfen. —

Dem Manne, der sich damit nicht befriedigen kann, bleibt nur Ein Weg zur Beruhigung: dieser ist, der große Blick auf das Universum, die Ewigkeit, vorher und nachher. Er ist nur ein Schaum, auf dem unendlichen Meere der Zeit durch Zufall entstanden. Des Alls muß er sich im Geiste bemächtigen; er muß inne werden, daß dasselbe nur durch be-

ständige Umtauschung und Verwechslung der Formen und Gestalten besteht und bestehen kann.

Diese Seifenblasen auf dem Meere ewiger Zeit — sie kommen und gehen — sie gehen und vergehen; das Meer bleibt. —

Wäre dieser beständige Wechsel und Umlauf nicht, so wäre auch mein Ich — das ich jetzt so lebhaft empfinde — nicht zur Erscheinung gekommen; denn es ist ja doch nur eine Erscheinung der Zeit. So wäre Alles, was jetzt ist, nicht zur Erscheinung gekommen. — Es wäre keine Welt; denn Welt ist ja nur Erscheinung des Gegenwärtigen. — Was außer der Zeit ist, ist nicht. — Übrigens, wäre mein Vater nicht gewesen, so wäre ich auch nicht; wären die Dinge nicht einem beständigen Wechsel unterworfen, so wären wir Alle nicht — so wäre die Welt nicht. —

Wer dieses in ernster Betrachtung überlegt, muß sich mit dem Dasein der Dinge, so wie sie wirklich sind, zufrieden geben.

Er muß also nur in Erwägung nehmen, was aus dieser Wirklichkeit der Dinge für Folgen ihrer Existenz zu ziehen sind.

Wir sind eigentlich nur für diejenige Ordnung der Dinge, in der wir uns gegenwärtig befinden, da. Für diese sind wir nur, nach Vermögen unserer Eigenschaften und Kräfte, bestimmt. Unser Dasein hängt mit den übrigen Wesen nur durch zufällige Nothwendigkeit zusammen; so wie der Baum oder die Pflanze entsteht, wenn ihr Saame richtig gelegt worden. Der Act des Legens ist zufällig, das Entstehen oder der Wachsthum des Baumes nothwendig; so wie auch die Abnahme und Verwesung desselben Baumes. Was er leisten kann, zeigt die Folge. Dem allgemeinen Gesetz ist Alles unterworfen. Blicken wir weiter hinaus, so ist es der menschlichen Natur, die nach etwas Höherem strebt, nicht unangemessen, ja ergötzlich. — Wir müssen aber unsere Kräfte in der gegenwärtigen Beschaffenheit fest halten und bestimmen....

Den 2. Juni.

Wenn man mich nach meiner Religion fragt, so schlage ich das Fenster auf, und zeige nach dem Sternenhimmel. Dort steht sie geschrieben, leserlich allen Menschen, aber verständlich den wenigsten.

Siehst du in den unendlichen Raum, und die Pünktchen, die darauf schwimmen? — Diese sind Sonnen und Erden, wie diejenige, worauf du stehst. Nicht wahr, der Umfang dieser Erde ist groß, ungeheuer für dich? — Diese ist vielleicht das kleinste von allen diesen Lichtern, die du siehst. — Was denkst du dir hiezu? Und wenn du zur unendlichen Höhe und Weite dieses Weltraums gekommen wärest, so siehst du wahrscheinlich eben solche Lichterchen wieder über dir. — Hast du nun einen Begriff vom Unendlichen? oder glaubst du, daß je einer sich machen ließe? — Es ist da, das All, das Unbegreifliche. -- Was dünkt dir nun von den Mährchen, die sie von einer Schöpfung der Welt sprechen? — Kaum diese Erde faßt ihr Begriff. Sie fassen, sie begreifen nichts. — Und diese Weltordnung — wer kann sie fassen? — Wo ein Staub mit dem andern zusammenhängt — und die Weltgestirne Staub sind.

Leibnitz sagte: in dieser Welt sei Alles relativ, groß wie klein. Es ließe sich denken, daß die Blutkügelchen Welten seien, und die Welten Blutkügelchen eines ungeheurn Thieres. Was mag der Geist zu diesen Welten sein? — Läßt es sich denken? — Und doch wäre es möglich. — Das Unendliche läßt sich nicht denken, und alle Versuche der Menschen sind deßhalb ungereimt. Die Menschen schaffen sich Götter aus ihren Zwergpflanzen. Sie lassen Schöpfungen entstehen aus ihren Bilderbüchern. Der Wurm, der entsteht, und augenblicklich vergeht, dünkt sich ein Weltschöpfer.....

Den 13. Juni.

Die süße Melancholie, die den Menschen zuweilen, wenn er, bei äußerer und innerer Ruhe, dem Zustande der Dinge und seinem eigenen Zustande nachdenkt, sinnend überfällt, ist einer der schönsten und köstlichsten Momente des Lebens. Ein solcher Zustand ist meist nur dem Dichter eigen, und wir finden auch, daß die größten Dichter immer etwas zur Melancholie geneigt waren. Ihnen löst sich das Leben, wie dem Schwan sein Lied, endlich in einen halbtraurigen Gesang auf.

Der Mensch hat Gefühle, die über sein gegenwärtiges Sein hinausreichen. Diese, mit seinem beschränkten Zustande vereint, erwecken einen trauernden Reiz; und sie sind es auch, welche die Grundlage zarter Liebe bewirken. Diese träumt sich eine Unvergänglichkeit, und schafft sich dadurch einen eigenen Himmel.

Lieblose Menschen haben keinen Himmel; die geistige Kraft, die sie erheben sollte, fehlt ihnen.....

(1826.)

7. Juli.

Nichts ist wunderlicher, oder in sich widerstreitender, als die denkende Kraft im Menschen durch ein durchaus einfaches Wesen, das man Geist oder Seele benennt, entstehen zu lassen. Der Denker fühlt am meisten in sich die Zunahme oder Abnahme seiner Kräfte; schwache oder gehäufte Vorstellungen. Letztere ermüden sich, jene wachsen oder verstärken sich, nach irgend einer wechselnden Erscheinung. Die zusammengesetzteste aller Kräfte ist der Gedanke. Daß hiezu die Kräfte des ganzen Menschen in Regung gesetzt werden, zeigt die Erfahrung. Mit Abnahme der körperlichen Kräfte nimmt auch der Geist ab. — Herder sagte kurz vor seinem Ende zu seinem Arzte: „Ich weiß nicht, ich glaubte sonst Alles denken zu können, und ich kann jetzt nichts mehr denken.“ — Er starb in tiefem Schlaf. — Die Woge seiner Existenz löste sich im allgemeinen Meere auf.....

— Auch ist (nach Dörings Lebensgeschichte) von Herder bemerkenswerth, daß dieser auf seinem Todbette gesagt habe: „er hätte nur noch zwei Jahre zu leben gewünscht, da er jetzt die Dinge von ganz anderer Seite ansehe.“ —

Kein Mensch hat leicht über das Leben und den Zusammenhang der Dinge mehr und mannichfaltiger nachgedacht, als Herder.

Er ging durch viele Reihen des Schicksals, und der Trieb zum Wahren lag durchaus in ihm. Ein Gedicht, was ich noch von ihm habe, das Ich benannt, scheint gewissermaßen an sein letztes Bekenntniß zu grenzen. Er thut darin gänzlich auf Persönlichkeit Verzicht......

(1828.)

Jena, den 24. April.

Es ist Zeit, daß ich mein schon verloren geglaubtes Tagebuch wieder aufsuche, und die noch leer gebliebenen weißen Blätter mit etwas Dinte anfülle.

Ich habe mancherlei noch in dem vorigen Jahre geschrieben, doch das Meiste davon, nach meiner Gewohnheit, in die weißen Blätter meines Schreibkalenders eingezeichnet. Auch wollt' ich eine kurze Lebensgeschichte von mir aufzeichnen — es will mir aber nicht recht damit gelingen. Auf der einen Seite sind die häuslichen Umstände meines Lebens — die aber Niemand recht interessiren — auf der anderen die inneren, geistigen — die aber leicht zu weitschweifig werden könnten. Es ist Niemand, der uns von dieser Seite richtig beurtheilen könnte — und am Ende ist man sich selbst zu günstig oder zu streng. Man müßte ein Montaigne sein, um sich selbst hinzustellen — und wer kann und mag das? —

Ich muß doch Eines hier bemerken. Die gute, doch aber äußerlich etwas zu rauhe und strenge Behandlung meines Vaters bei der Erziehung seiner Kinder hat auf mich, wie auf die übrigen, nicht immer guten Einfluß gehabt. Sie hat in manchem Betracht zurückgescheucht, und das im Fortgang des Lebens erforderliche Zutrauen zu sich selbst benommen. Dieß hat mir und meinen Geschwistern mannichfaltig geschadet, und

die treibende innere Kraft geschwächt und zurückgehalten. So hat mein Vater selten, oder fast niemals, etwas an seinen Kindern gelobt, und dadurch ein Mißtrauen gegen sich selbst in die Gemüther gelegt, daß sie nie glaubten, etwas Vorzügliches leisten zu können.....

Doch hievon genug!....

Jena, den 6. Juni 1828.

Ein frohes Herz! — Wie selten trifft man es, wenn es nicht mit Leichtsinn vermischt ist! — Der Weiseste kann es sich nicht geben, wenn nicht andere Umstände mitwirkend sind. Der Kindheit und Jugend kann es eigen sein, wenn die Springadern des Lebens noch unverdorben sind, und die äußeren Gewichte nicht zu schwer drücken; immer aber gehört ein regsamer Geist dazu. Im Alter findet man es zuweilen, bei leichtem Blut, und ist daher am meisten dem weiblichen Geschlechte eigen. Viel hängt von äußeren Umständen ab. Man sagt, der Dichter Creuzer habe einmal auf der See Schiffbruch gelitten, und sei in seinem Leben nie wieder froh geworden. Der Verlust eines Freundes, einer Frau, eines geliebten Kindes, kann unvertilgbare Schwermuth erregen. Dagegen hilft keine Weisheit, keine Einsicht der Dinge.

Es ist ein Glück, wenn man sich im Leben nicht zu hoch gesetzt findet. Einiger Mühseligkeiten gewohnt, erträgt man das Leichtere. Man rechnet nicht so genau mit dem Unglück ab, wenn es der gewöhnlichere Fall ist. Auch der Nerv des Herzens wird kräftiger durch öfteren Anstoß. Doch läßt sich nicht Alles vermeiden, und Zufriedenheit ist und bleibt das beste Loos des Menschen....

Den 28. September.

— Es ist eine wunderliche Sache, daß ich das, was man Aberglaube nennt, als eine von der menschlichen Bildung unzertrennliche Eigenschaft erkennen muß.

Ich nehme drei Stufen der Menschheit an. Erstlich die thierische, zweitens die zur Gesellschaft sich bildende, drittens die reine, die zur hohen Vernunft allein sich bildende. Die erste möchte die Fetisch-Religion sein; die zweite strebt schon nach geistigeren Bedürfnissen; die dritte, die seltene, reinigt sich und strebt blos nach erkannter Wahrheit. Diese halten wir frei vom Aberglauben — sie ist es aber doch nicht ganz.

Wie, wer nach Wahrheit sucht, glaubt er sie nicht auf verschiedenen Wegen zu finden? und jeder Abweg ist Irrthum und führt zum Aberglauben.

Jeder Mensch braucht eine Stütze im Leben. Wer sie nicht in sich finden kann, muß sie außer sich suchen. Daher der Aberglaube. Man heftet einem eingebildeten oder zufälligen Dinge ein Vertrauen an, das uns auf wunderbare Weise zu unserm Glück oder Wunsche verhelfen wird.

Die Phantasie ist hiezu geschäftig. Daher die Wundergestalten, die Traumgebilde. Diese sind nach Maß der Erziehung oder eigenen Einbildung geistiger oder wahrscheinlicher ausgebildet.

Der Eine betet den Heiligen, der Andere den Drachen als seinen Schutzgott an. Oftmals die in der Gesellschaft vorzüglichst gebildeten Menschen zeigen hierin den größten Aberwitz. Sie stützen sich auf das Unsichtbare, auf das Eingebildete, auf den Traum. So suchen sie sich ihrer eigenen Bürde zu entledigen.

Aber auch den Verständigen, den Weisen trifft das zuweilen. Man sucht den Grund seines Glücks oder Unglücks außer sich. Selbst Luther wirft das Dintenfaß nach dem Teufel, und ein schlechtes Bild vom heiligen Nicolaus schützt vor Tod und Wunden. Aber wie soll man den Armen, den Dürftigen an Leib und Seele, in großer Noth schützen? — Der Verstand allein erreicht es nicht.

Ein sinnliches Zeichen, wie viel vermag es oft! Selbst

dem Verständigen! Die Erscheinung eines Freundes, eines Briefes, irgend eines Zufalls, wirkt mehr, als tausend Gründe. Und hat er fest sein Vertrauen auf irgend einen Gegenstand geheftet, so gelingt es zuweilen, daß man diesen leeren Gegenstand für die wirkliche Ursache seiner veränderten Gemüthsbewegung halten kann.

Alles das bewirkt der Aberglaube! — Alle Leidenschaften führen zum Aberglauben. Man sieht die Sachen zu schön oder zu häßlich. Abscheu und Liebe! Wir beten ein Bild an, und fürchten uns vor dem Teufel. Hierauf sind die falchen Religionen gegründet, und fast alle gründen sich hierauf.

Selbst Napoleon glaubte an seinen Stern!

Den 29. Sept.

Man sage was man will — aber ein Geist schwebt in diesem Universum, der sich Jedem nach seiner Art bekannt macht, der ihn erkennen kann oder will. — Die Natur scheint uns zuweilen verlassen zu wollen, aber man schaue sie nur recht an, beobachte sie — und sie nimmt uns bald wieder in ihren freundlichen Schooß auf. — Dinge fügen sich wunderlich zusammen, trennen sich wunderlich — aber der höhere Sinn findet sich.

Die Natur kann nicht nach unserer Vorstellung allein wirken. Sie hat ihren eigenen Gang, wie jedes wundergestaltete Wesen. Nicht für den Menschen allein. Sie hat eine weitere Anstaltung, eine höhere Aussicht — dadurch besteht ihr Werk.

Schließe dich zufrieden, o Mensch! dieser Ordnung der Dinge an! Du bist nur Mittel, nicht Endzweck — und doch vereinigt sich in dir der höchste Ausspruch der Natur.....

(1829.)

Im April.

Wenn die Menschen begreifen lernten, worin das wahre Glück des Lebens besteht, so würden sie weniger mit demselben unzufrieden, noch über die künftige Fortdauer desselben so ängstlich bekümmert sein. Leben ist ein Geschenk. Auch das kleinste Würmchen verlangt danach. Selbst der bloße Athemzug ist nicht ohne wohlthätiges Gefühl; aber er ist beschränkt, ist noch nicht, was sich zu einem besonderen Gefühl erhebt.

Da nun der Wechsel dieser Dinge nicht ewig fortdauern kann, so ist doch der Genuß so hoher Erscheinungen in dem Fortlauf mehrerer Jahre für ein Geschöpf, das keinen weitern Anspruch auf sein Dasein machen kann, für dasselbe eine höchst wichtige Sache, für deren Erscheinung man nicht genug danken kann.

Was fordert aber nun dieses Wesen weiter? Ist es ihm nicht genug, daß es durch einen unvorbereiteten Ruf der Natur zu dieser Herrlichkeit gelangt ist, und ist es ihm nicht genug, diese Natur nach ihren Einflüssen ferner walten zu lassen? —

Was bin ich? und wer bin ich? — Eine Erscheinung. In dem Laufe der Zeiten durch einen Zufall hervorgebracht, ohne zu wissen woher, noch wohin? Der Zusammenlauf der Stoffe — was waren sie, daß sie mich jetzt, nach so langer Zeit, mein eigenes Ich empfinden lassen, und mich zu einem abge-

sonderten Wesen machen? — Konnte ich mich denn nicht in einer andern Gestalt empfinden, und was gab mir der Augenblick hiezu? — Herrliches Geschenk der vereinigten Masse, fast aus dem Nichts hervorgebracht. — Zu fühlen, zu denken, zu erkennen — wie wunderbar! — Noch in dem Schooße meiner Mutter verschlossen, ein armer Wurm! — Wer erbaute diese wunderbare Maschine! Wer fügte sie zusammen zu so seltsamer Erscheinung? —

Alles ohne mein Wissen, ohne Hinzufügung einer äußern Kraft. — Und doch nenne ich es mein, und doch ist es wie zu meinem Dienst verpflichtet!

Seltsame Erscheinung! und das ist der Mensch! — Er hat die Oberherrschaft über das Alles, was er doch nicht einmal kennt — kaum zu benennen weiß. —

Welch Götterhauch offenbart sich hierin! — Diese Null, diese Blase, macht Anspruch auf Unsterblichkeit. — Es ist ihm nicht genug, als Fremdling diesen Schauplatz betreten zu haben; die Wunder der Welt Jahre lang zu sehen, zu genießen, selbst in Verein zu kommen mit dem Unendlichen — nein, er will auch dieses als sein Eigenthum noch besitzen.

Welche Forderung!

Nun wollen wir auf das gemeine Leben des Menschen zurückgehn! —

Da der Mensch nur eine Erscheinung ist, die er mit anderen Wesen gemein hat, so hat ihn doch die Natur durch eine von mehreren Thieren verschiedene wunderbar erhöhte Organisation auf einen höhern Punkt gesetzt, worauf er auch höhere Ansprüche zu machen fähig ist. — — —

(1830.)

Im Maimonat.

Das was wir Gott nennen, und die Welt, sind für unsern Verstand ganz unerreichbare Dinge.

Beide sind da, und ihre Existenz läßt sich nicht läugnen, aber das Unendliche, Ewige, kann kein menschlicher Verstand fassen.

Je mehr sich die Philosophen jeder Zeit danach zu forschen bemüht haben, desto mehr sind sie in Abgründe verfallen — und zuweilen bis in's Lächerliche.

Immer schließt sich der Begriff davon in das, was man mit den Sinnen fassen kann — welcher Sinn reicht aber in's Unendliche! —

Ein sinnreicher Gedanke Leibnitzens, den er einmal seiner Kurfürstin vorgetragen haben soll, kann uns davon einen Begriff geben.

Er sagte ihr nämlich: „Alle Größen sind nur relativ. Ein Elephant, oder gar ein Wallfisch, ist gegen mich ein ungeheures Thier, so wie ich gegen die Ameise oder die Fliege. Mein Körper wäre eine Welt für diese, und wer steht dafür, daß die Blutkügelchen nicht auch wieder Welten wären? so wie die Erde gegen das Firmament? — Dieses stellte mit seiner Milchstraße und den unzähligen Sternen gleichsam nur den Körper eines einzigen Thieres vor.....“

Den 22. Mai.

Der moralische Gott.

Wenn wir Gott in allen seinen Werken lieben und bewundern müssen, so ist es ohne Zweifel nicht minder in dem, was wir die moralische Ordnung der Welt nennen möchten.

Hierin ist so viel Hohes, durch nahe und ferne Bande fest Verknüpftes und doch unbegreiflich Verbundenes, daß unsre Erkenntniß es zu begreifen stille stehen muß, und nur Erstaunen erwecken kann.

Wie wenig kann der menschliche Verstand davon fassen! —

Was die Alten Schicksal nannten, und man noch heut zu Tage so benennen mag, liegt zum Theil darin verborgen. Es ist die geheime Gottesregierung — wenn ich sie so benennen darf. —

Welcher Sterbliche wagt hinein zu schauen? —

Alles geht in seiner Ordnung; Alles hat Grund und Endzweck seines Daseins — und doch wie Manches scheint davon weit entfernt zu sein! — So ist das Band, das sich durch alle Zeiten schlingt, und doch vereint, indem es zu trennen scheint.

Es ist Eine Welt — und doch mit so vielen Welten verbunden. Ein menschlich Geschlecht, und doch so tausendfach verändert. Ein menschliches Schicksal, das doch Jeden auf andere Weise führt. —

Hier ist der Funke der Gottheit, der allergreifende, allvermögende! —
Die Tiefen des Himmels sind Sein, und auch die Hütte des Armen
bewohnt Er. —

Den 26. Mai.

— — Der wahre Adel entsteht aus einer würdigen Schätzung der Dinge in Rücksicht auf uns selbst. Es erfordert also, daß man den Werth der Dinge selbst kennen lerne, und

dann sein Verhältniß zu ihnen. Ein Stück Brod muß einem armen Hungrigen mehr Werth haben, als dem Reichen ein Stück Geld. Sollte hingegen der Dürftige dieses nur von dem Reichen um einen seine sittlichen Gefühle erniedrigenden Werth erhalten können, so ist es edel von diesem, solchen von sich zu weisen.

Hier zeigt sich der Adel der Seele in Schätzung seiner selbst. Wer sich selbst nicht zu schätzen weiß, kann nie auf wahren Adel Anspruch machen. Diese Selbstschätzung indessen ist bei mancherlei Individuen sehr verschieden. Ohne irgend ein Verdienst kann sie kaum entstehen, außer bei einem von der Natur ganz verwahrlosten Subject, und dann heißt es eitler Stolz. Sie beschränkt sich auf bloße Kräfte der Natur, und dann könnten wir es auch bei Thieren finden. Der Mensch muß, als verständiges Wesen, mit den übrigen Kräften der Natur gleiches Maß halten, und seinen Vorzug auch in dem geistigen Betragen suchen.

Eine hohe Seele ist der Gipfel seiner Existenz. Diese ist der wahre Adel der Natur. Er muß sich nicht den Dingen gleich setzen, sondern sich über sie erheben. Dann nur ist er wahrer Mensch, und die äußeren Zufälle binden ihn nicht. In jedem Zustande des Lebens kann er diese Höhe erreichen, so weit nur die inneren Kräfte seines Wollens und Vermögens es gestatten.

Das sind die wahren Helden der Menschheit, die nur ihre Kräfte zu allgemeinem Wohlsein verbreiten.

Den 29. Mai.

Die physische und geistige Natur der Welt ist wohl am Ende Eins. Sie gehen auf ähnlichen Stufen zu ihrer Bildung. Das Weiche wird hart, und das Harte zerfällt wieder in Staub, woraus wieder am Ende das Harte in Stufen hervorgeht. So bildet sich alle Natur. So bildet sich der Sinn des Menschen, stufenweise, vom Kind zum Jüngling, vom

Jüngling zum Mann, vom Mann zum Greis, vom Greis zur Asche.

Siehe den Geist des Mannes an! Geht er nicht dieselben Stufen? Bildet sich dieser nicht nach dem Maße seiner körperlichen Eigenschaften? — Es gibt Ausnahmen; doch Geist und Körper stimmen immer zusammen. — Wer kann den innern Bau des Körpers nach seinen moralischen Eigenschaften berechnen? — Wir finden auch, daß physische Gebrechen nicht unzweideutig oft auf moralische deuten. Auch der Wechsel der Umstände und Zufälle des Lebens bringt Wechsel des Vermögens und der Geisteskräfte des Menschen hervor. Der Mensch ist nur Eins: Seele und Leib. So entsteht und bildet sich Alles in der Natur. Man möchte sagen, daß der Stein auch seine Natur habe. Nur ein ätherischer Hauch bildet die weiche Masse zum Krystall, und dieser zerfließt in tausend Gestalten. Nimm die Pflanze! nimm das Thier! Kannst du nicht von seiner äußern Gestalt und Beschaffenheit auf das Innere schließen? Dieses durchwebt und beschließt sich in tausenderlei Figuren. —

Ein Geist beherrscht das Ganze. — Dieses ist der wahre schaffende Geist. Das Nichts läßt sich nicht denken. Es trägt den Widerspruch in sich, und hat keinen Namen.

Im Juni.

Es ist fast unbegreiflich, wie denkende Menschen an dem Dasein eines unendlichen Wesens, das diesen Weltraum erfüllt, noch zweifeln können.

Nam Deus est quocunque vides, quocunque moveris.

Lucan.

sagt selbst ein (sogenannter) Heide.

Dieser Unglaube entsteht aber nur aus eigener Schwachsinnigkeit, aus Mangel an Vernunft. Je beschränkter diese ist, je mehr suchen wir auch uns ein Wesen nach unserer Phantasie

zu bilden und zuzuschnitzen, und machen uns einen eignen Gott, weil wir doch dessen nicht gänzlich entbehren können.

Das Unendliche können wir nicht begreifen, und so fehlt uns die Vorstellung von einer Welt, von einem Gott. Wir suchen durch irdische Bilder diese Vorstellung uns zu verschaffen, und sinken dadurch in den tiefsten, abgeschmacktesten Aberglauben. Bete den Unendlichen an! und ob du ihn gleich nicht siehst, sein Wirken ist überall. Er ist die Seele des Alls. Das höchste Gleichgewicht aller Dinge bestimmt und herrscht durch die Natur. Das ist der Grund alles Seins; dadurch erhält sich die Welt. Die einzelnen Eigenschaften lösen sich in diesen höchsten Begriff auf. Der Mensch erkennt sie nur stückweise, und macht sich daraus Götzen und Bilder.

Nur das Gesetz der Liebe kann sie wieder verbinden.

Phantasien.

Im Juli 1830.

Ich möchte mir die Welt gern im physischen und organischen Zusammenhang mit dem Ganzen denken.

Im Streite der Elemente bildet sich der Organismus. Hieraus entsteht die Pflanze. Aus der Pflanze das Insect. Dieses steigt, mit der Pflanze, zum Thiere. Dieses theilt sich durch höhere oder mindere Organisation in mehrere Arten. Je höher die Organisation wächst, desto mehr neigt sie sich zum Menschlichen. Der Mensch entsteht meist nur als Thier, aber durch seine höhere Organisation erhält er die Fähigkeit zu denken, das heißt, die Dinge sich vorzustellen, sie zu vergleichen u. s. w. Bei dieser Fähigkeit kommt Betrachtung, Urtheil und Erkenntniß zugleich in Betracht. Er kann nicht vergleichen ohne Verstand, er kann nicht urtheilen ohne Vernunft. Diese Gaben sind aber im Menschen gar mannichfältig vertheilt, und erhöhen oder vermindern sich in unglaublichen

Stufen. Sie verbinden sich aber sämmtlich im Menschen in Einer Wurzel, und Urtheil, Verstand und Vernunft lassen sich nicht besonders trennen, sondern stehen nur in schwachen Abweichungen neben einander. Zwei besondere Seelenkräfte daraus zu machen, führt zu großen Irrungen. —

Nun kommen wir auf den Instinct.

Der natürliche Trieb in den organischen Wesen entsteht auf gar mancherlei Art, und hängt mit der Beschaffenheit ihres Baues und ihrer Glieder genau zusammen.

Das junge Neugeborene weiß das Euter seiner Mutter gar bald zu finden, ohne erhaltenen Unterricht. Jedes treibt die Natur auf das hin, was ihm am meisten zukommt, oder sich mit ihm verbindet. So fest hängt die körperliche Beschaffenheit mit dem zusammen, was wir Seele nennen, oder was Leben heißt. Diese Seele, oder dieses Leben, hat auch Einfluß auf die höchsten Organisationen, wie auf die niedrigsten. Wir finden es sogar in Pflanzen. Similis simili gaudet — gehört auch hieher.

(1831.)

20. Februar.

Gott kann keinen bestimmten Raum erfüllen; er ist und umfaßt das Ganze!

---

22. Februar.

— Die Dinge der Welt haben gar mancherlei Ansichten, sowohl durch das, was in ihrer Natur liegt, als was sich dem Auge des Geistes darbietet. Was uns heute ergötzlich scheint, ist uns morgen zuwider, und das heute Nützliche morgen verderblich. Die Richtung unseres Geistes und Auges ist veränderlich. Selbst die Sprüche der Weisesten unter den Menschen können uns hinderlich und schädlich werden. Zeit und Umstände sind wohl zu beobachten; nur dem mag es gelingen, der sich in dieselben zu schicken weiß. Dann erforsche er sich selbst, und sehe, was seiner Natur zukommt. Woher kommt es, daß viele der aufgeklärtesten Menschen auf die thörichtsten Abwege kamen? — Sie wußten sich nicht zur Zeit, und die Zeit nicht zu sich zu bequemen. Auch erfordert das tiefe Erforschung seiner selbst.

Quid valeant humeri, quid posse recusent —

sagt Horaz.

So auch in unseren Meinungen.

Diese wenden sich mit dem Schicksal. Es ist ein Anderes, wir sehen in die Tiefe hinab, oder in die Höhe hinauf. Der vom Schicksale gebeugte Mensch wird die Welt anders erblicken, als der von der Höhe hinab Schauende. Jugend und Alter machen einen gewaltigen Unterschied. Auch der Einfluß des Klimas und des Himmels ist wohl zu beobachten, so wie der von Alters her gebrauchten Gewohnheiten. Die Wahrheit ist nicht Allen Eine, nur Jedem nach Maß seines Zustandes und seiner Gewohnheiten.....

Lieblicher Traum.

Am 17. November 1831.

Die Weiber sind die genii des Menschengeschlechts.

Sie theilen sich ein in gute und böse. Die Zahl der bösen ist ungleich größer; doch erhalten sie meist immer, was man unter die Zahl des Erregenden rechnen könnte, und so könnte man sagen, sie gehören größten Theils den bösen Geistern an, aber auch den guten — Engel und Teufel. Selbst die Mittelgattung, welche die häufigste ist, besitzt Vieles zum Glück und zur Wohlfahrt des Mannes. Auch böse Weiber besorgen die Wirthschaft, und haben oft gute Kinder geboren. Der Mann braucht oft etwas zur Besänftigung seines Geistes, und der gesunde Rath und die schmeichelnde Liebkosung des Weibes kann ihm nur solche geben. Freilich sind die bösen Weiber oft Furien, und in Auslassung ihrer Leidenschaften könnte man sie nur der Hölle vergleichen; aber nicht selten kommen sie auch, bei guter Erziehung, zu gemäßigter Eigenschaft zurück.

Nur selten möchte ich sie mit Engeln vergleichen. Dazu gehört Erziehung; doch im gemeinen Leben läßt man auch die äußere Bildung dafür gelten.

Liebe allein begeistert die Natur. Auch sinnliche Liebe. Es mischt sich aber doch immer etwas Geistiges darein.

Das bezeugen unsere Poeten.....

(1833.)

Den 30. December 1833.

— Man wird, bei genauerer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist.

Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Übereinstimmung bemerken läßt.

Ich habe dieses, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich eben auch nicht sonderlich belohnen, solche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich nun zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Facit meist überall vollkommene Übereinstimmung.

Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja, widersprechende Gründe bewegen sie oftmals in ihrer Richtung.

So verwirrt der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch.

Zu
Lucrez und Properz.

Digitized by Google

Betrachtungen zum Lucrez.

Epikurs Meinung von den Göttern. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß es damit sein ganzer Ernst gewesen sei, weil sie auf diese Art mit nichts in der Natur zusammenhängt. Oder es müßten seine unvollständigen Begriffe von der Kosmogonie eben so wie den leeren Raum auch leere Existenzen möglich gefunden haben. Seltsam ist es, daß er seine Götter blos durch die Theorie erkennt, und ihnen alle Praxis wegnimmt; da Kant gerade das Gegentheil thut, und seine Götter, ohne Theorie, blos praktisch erkannt werden. Da aber eine Praxis, d. h. eine Wirkung, ohne mögliche Begreifbarkeit ihrer Ursache, uns noch keine Vorstellung irgend eines Wesens gibt — indem wir nicht wissen können, ob wir nicht dieselbe Wirkung einem andern, uns gleichfalls unbekannten Wesen zuzuschreiben haben — so scheint es, daß wir durch das Kantische System nicht viel weiter gerückt seien, als durch das Epikureische. Ein Wesen, das absolute Beziehung auf unser ganzes Dasein und auf alle Kräfte desselben hat, muß auch durchaus durch unser ganzes Dasein und durch alle Kräfte desselben können begriffen werden. Seine Nichterkenntniß würde alle Kräfte unseres Geistes aufheben oder zernichten. Die gänzliche Ignoranz des Daseins eines solchen Wesens würde dem menschlichen Geiste gedeihlicher sein, als eine so ungewisse Erkenntniß und Zueignung — denn Zutrauen und Liebe kann

gegen kein Wesen sein, von dem ich gar keine Vorstellung habe, und dessen Dasein meinem Verstande selbst ewig unbegreiflich ist. Wenn sich ein solches Wesen selbst bei jeder Handlung von mir fühlbar machte, so bliebe es doch der Natur meines Wesens zuwider, mir dasselbe zuzueignen, und das ewige Bestreben meines Geistes würde mich bald sinnlos und rasend machen. Ein solches Verhältniß der Dinge ist seiner Natur nach unmöglich, und paßt durchaus nicht zur Natur unseres Wesens und unserer Gefühle.

Das System der Monaden, Atomen, Urkörper, oder wie sie sonst Epikur und Lucrez heißt, scheint mir nur Einen Hauptfehler zu haben — daß es nämlich ganz aufs bloße Mechanische hinausläuft. Unter bloßem Mechanismus lassen sich aber alle Erscheinungen dieser Welt nicht denken noch begreifen. Wenn wir auch selbst durch unsere Beobachtungen und Erfahrungen nicht über diesen hinausgehen können, so zeigt uns doch der Verstand, daß wir Wirkungen und Verbindungen höherer Art annehmen müssen, welche einigermaßen zu denken und zu begreifen die Formen und Figuren der kleinsten Theile, so klein wir sie auch denken mögen, nicht hinreichend sind. Auch mit der Bewegung ist es so. Sie ist auf diese bloße mechanische Weise, wie sie Lucrez annimmt, zu Hervorbringung des Ganzen bei weitem nicht hinreichend. Ich übergehe, was unsere neueren Naturweisen bereits hierüber gesagt haben. Wir werden die Kräfte und Wirkungen, die diese Erscheinungen der Natur hervorgebracht haben, nie ganz ausspähen, aber je näher wir ihnen dringen, desto mehr wird sich die ungeheure Kluft, die noch einige unserer Weltweisen zwischen Geist und Materie glauben annehmen zu müssen, ausfüllen, und wir werden, wo nicht zur gänzlichen Erkenntniß, doch zur innern Überzeugung von einem unendlichen All gelangen, das seinem Wesen und seiner Natur nach nur Eins ist

und sein kann, durch ähnliche, obgleich unter sich streitende Ursachen und Verbindungen wirkt und zusammenfließt, und keine doppelten entgegengesetzten und widersprechenden Naturen enthalten kann. —

Man hat von der Einen Seite den Gründen des Lucrez zu viel Wichtigkeit und Consequenz eingeräumt, von der andern seine wahren Gründe nicht genug geprüft, oder absichtlich verschwärzt. Der ganze Zusammenhang seiner Philosophie, so wie er dasteht, zerfällt von selbst; aber der Geist davon, nämlich alle Erscheinungen auf natürliche Gründe zurückzuführen, muß ewig der Geist der wahren Philosophie bleiben. Laßt uns doch die verhaßten Namen von Atheismus, Materialismus — unter denen man nichts als eine gewisse Untersuchungsform verdächtig machen will — einmal wegwerfen, und nur auf das Reelle der Untersuchung selbst hinschauen. Kam doch Kant auf einem ganz andern Wege, als dem des Materialismus, auch zu dem sogenannten Atheismus. Alle Philosophie ist falsch, die Worte annimmt, mit denen sie keinen gehörigen Begriff verbinden kann. Wie kann sich der strengprüfende Mensch Gott denken? Was hat er je bei dem Worte Geist gedacht? Also räumt alle Untersuchung weg; oder, wenn ihr sie zulassen müßt, so gebt ihr freie Bahn, nur nach dem zu urtheilen, was sie begreifen kann.

Es ist tausendmal gesagt, und kann noch tausendmal gesagt werden, daß, keinen Gott zu glauben, d. h. sich eines höhern Einflusses nicht in Wortzeichen bewußt zu sein, weit besser sei, als einen schlimmen Gott zu glauben und fanatischen Irrthümern unterworfen zu sein. Nehmt die weiten Regionen uncultivirter Völker; seht euch täglich um unter der Anzahl Menschen, die mit und unter euch leben, sind das gerade die schlimmsten, die ohne deutlichen Begriff von irgend einem religiösen Gegenstande, die Pflichten eines arbeitsamen,

geselligen Lebens, aus innerer Überzeugung und Instinct, möchte ich sagen, erfüllen, und, ohne es selbst deutlich zu wissen, die Agenten eines reinern göttlichen Willens sind?

Die Natur und der darin herrschende göttliche Wille sind weit und unbegrenzt, ihr aber seid eng und begrenzt, und möchtet denen durchaus auch euer Wort aufheften, die die Sache längst, vielleicht weit besser als ihr, vollbringen!

Was ist Freundlichkeit? fragte mich gestern mein Kleiner. Er konnte das Wort nicht sogleich fassen, ob er gleich der freundlichste Mensch von der Welt ist.

Glaubt nur nicht, daß die das Wort nicht haben, auch sogar nichts von der Sache hätten; noch daß die Wortweisen deßhalb die Sachweisen sind. Das Göttliche durchdringt alle Naturen, hat sich in allen Wesen offenbart, und unser Lucrez, der es nothwendig hält, dignam diis degere vitam, ist wahrlich kein verderblicher Atheist.

Das System der Monaden, oder Atomen, oder ersten Stoffe, wie sie Lucrez nennt, ist in jedem Falle zur Erklärung der Erscheinungen der Natur sehr dürftig. Durch Formen, Figuren und Gewicht, und durch die bloße Mischung und verschiedene Ordnung und Lage dieser Stoffe läßt sich in der That das Lebendige nicht erklären. Diese Stoffe selbst, deren Dasein wir nicht läugnen, müssen noch andere Eigenschaften haben, die nicht in jenen Bestimmungen allein liegen. Unsere neuere Physik hat uns hierüber weiter aufgeklärt. Wir müssen Kräfte erkennen, welche den Theilen der Natur ursprünglich eigen sind, und welche, nach Verschiedenheit ihrer Verbindung und Zusammenfügung, auch wieder verschieden sich zeigen. So bringt z. B. die animalische Verbindung andere Erscheinungen und Resultate hervor, als die blos chemischen u. s. w.

— Ich gestehe, daß ich mit den Göttern des Epikur nie habe fertig werden können. Nach Allem scheint es doch, daß es sein wahrer Ernst mit ihnen war. Da er die Welt blos aus natürlichen Ursachen wollte entstehen lassen (welches wir ja auch thun), so konnte er die Götter hiezu nicht brauchen: denn eine Entstehung aus Nichts war ihm, unter jeder Bedingung, Unsinn. Nur scheinen ihm die Götter, wie es wahrscheinlich ist, die Ursachen des Idealischen in uns, durch ihre hohe Gestalt und ihr wunderbares Dasein, wovon die Bilder in unsere Seele kommen. Er konnte sich hierin (als ein ächter Materialist, wenn man so will!) nicht vorstellen, wie Vorstellungen und Gedanken, die über die Natur des Menschen erhöht sind, in seine Seele kämen, wenn sie nicht von etwas Wirklichem erzeugt würden. Dieß scheint mir den Grund zu seiner Vorstellung und Überzeugung von dem Dasein der Götter gegeben zu haben; denn daß er diese gehabt, ist kein Zweifel. Hat er doch sogar ein eigenes Werk über die Heiligkeit der Götter geschrieben!

Würde man nicht aus dieser Vorstellung, die selbst Epikur über das Dasein der Götter gehabt, und deren Nothwendigkeit er in unserer Seele glaubte, ziemlich natürlich folgern können, daß er einen Grund der Verehrung dieser hohen Vorstellungen in der Seele des Menschen (wie es auch Lucrez selbst sagt) erkannt habe, und also — wenn ich nicht zu viel von ihm sage — den reinsten Gottesdienst. Wir sollen das verehren, was in unserer Seele den Begriff von der höchsten Macht und Vollkommenheit erweckt, ohne Rücksicht auf den Gegenstand selbst, sondern weil es unsere eigene Seele höher und vollkommener macht, und in sich selbst befriedigt. Ähnliches sagen ja die eigenen Worte des Lucrez, und wir können glauben, daß Epikur in seinem leider verloren gegangenen Werke, das ich vorhin erwähnte, nicht schwächerer Ausdrücke sich werde bedient haben.

Auch hier erscheint aber Epikur — den ich nur nach dem

Lucrez kenne — zugleich einfältig erhaben und doch dürftig. Er konnte oder wollte nicht seine Begriffe auf das **Allgemeine der wirklichen praktischen Menschheit** anwenden, sondern hielt sie innerhalb der Schranken seiner eigenen individuellen Vorstellung. Die falschen Religionen hatten ihm zu viel Widerwillen eingedrückt, daß nicht er, der den Betrug so haßte und die freie **Natur** nur erkennen wollte, alle Religionen hätte verwerfen sollen, und nur die einzige ihm eigene Vorstellung des Vollkommenen und Erhabenen für sich behielt. —

Aber ist es nicht schön und nothwendig, diese Tendenz zum Göttlichen (wie Lucrez es nennt), dignam diis degere vitam, im Menschen zu wecken und zu erhalten, und wie kann dieß bei der allgemeinen Menschheit füglicher geschehen, als durch einen Lehrbegriff und äußerliche Zeichen der Verehrung, die wir **Cultus** oder auch insgemein **Religion** zu nennen pflegen. Epikur war daher weit entfernt, diese zu vernichten, vielmehr ihr wahrer Vertheidiger und Stifter. Daß er sich an Stellen hart und widrig dagegen ausgedrückt hat, konnte nur die falschen, betrügerischen Religionen treffen.

— Dignam diis degere vitam — setzt diese Sentenz nicht voraus, daß das höchste Streben der Menschheit sein müsse, an Heiligkeit und Tugend den **Göttern ähnlich zu werden**; und sagt das Evangelium etwas Anderes, als, **werdet Gott ähnlich**? —

Alle Religion soll und muß — als inneres Recht des Menschen — in einem Staate tolerirt werden, so lange nicht ihre **bürgerliche Schädlichkeit** erwiesen ist, oder sie durch unerlaubte Mittel sich zu propagiren sucht. Dieser Fehler wird vorzüglich, und mit Recht, in neuern Zeiten der katholischen Religion vorgeworfen. Aber auch die Meinungen der Philosophen müssen tolerant sein, und nicht bekehren wollen. Vielleicht hat dieser Fehler, der in der Lucrezischen Lehrart liegt, eben dadurch sein System, das übrigens ganz unschädlich ist, bei so Vielen widrig und verhaßt gemacht. Der Mensch wird

als **Bürger** geboren und kommt erst nachher zu **religiösen Begriffen**. Seine **erste** Pflicht ist also immer die **bürgerliche**.

— In Allem muß man erkennen, wie schwer die ersten Grundlagen irgend einer Sache, in Wissenschaften, Kenntnissen und dergleichen zu legen sind. So in der Staatskunst, wie in der Philosophie, bei allen mechanischen und anderen Einrichtungen. Die ersten Keime erfordern immer die meiste Mühe und Sorgfalt, die bei Vervollkommnung derselben Wissenschaft kaum mehr zu achten scheinen. Dem Weisen aber sind sie höchst achtbar und werth, weil er in ihnen den tiefen Grund findet, der in dem menschlichen Gemüthe verborgen war, und meist tragen sie ein tieferes Gepräge der Erkenntniß selbst, als die nachher folgenden Verbesserungen zu erfordern scheinen. Jene Männer, die zuerst über den Grund und die Ursache aller Dinge nachdachten, und etwas Gewisses hierüber der Menschheit mittheilen wollten, hatten, bei so wenigen Hülfsmitteln, unendliche Schwierigkeiten; und dennoch haben sie uns, gleichsam durch göttlichen Instinct, wie Lucrez sagt, so Manches klar hingelegt, daß wir sogar jetzt, bei so vermehrten Reichthümern, in wahrer Einsicht noch weit hinter ihnen zurück sind.

Man kann sagen, daß die vorzüglichsten Dichter jeder Nation, vom Virgil und Ovidius an bis auf unsere Zeiten, minder oder mehr dem Lucrez in **ihren** schönsten Stellen zu verdanken haben. Wie viel Virgil, sowohl in den Ideen und Bildern selbst, als auch in Wortstellung und Ausdruck von ihm entlehnt habe, darüber sind die Parallelen, welche die Commentatoren, vorzüglich Wakefield, gesammelt haben, zu befragen. Mehrere große Dichter der neuern Zeit haben durch theilweise oder auch ganze Übersetzungen seiner Werke den Eindruck bezeugt, den dieses Gedicht auf sie gemacht hat.

Lucrez fängt sein Gedicht mit Anrufung der Göttin Venus an, und gibt ihm dadurch einen besonders feierlichen Eingang, da diese in ihrer doppelten Beziehung, als angenommene Stammmutter und als Erzeugerin aller Dinge, den Römern besonders verehrlich sein mußte. Auch ward die Gottheit der Venus, unter verschiedenen Namen und Bedeutungen, beinahe von allen Völkern verehrt, und unter derselben immer zugleich jene zeugende Kraft, die Hervorbringerin der belebten Natur und alles dessen, was schön ist, verstanden.

Durch welchen Namen hätte also unser Dichter sein mannichfaltiges Gedicht bestimmter und herrlicher veredeln können? Alle Eigenschaften der Natur und Kunst standen ihm, innig und hoch, vereint in diesem Bilde vor. Denn auch die Schönheit ist eine göttliche Kraft, die sich über die ganze Natur, wie über die Seele des Menschen, verbreitet, und in ihr das Liebliche und Gefällige, wie das Große, erzeugt.

Mit größerer Vollkommenheit hat wohl kein Dichter je ihre allgemeine Macht ausgesprochen, als der unsrige in diesen ersten Zeilen.

Daß er übrigens noch die Freundschaft eines edeln Mannes bei der Ausführung seines Gedichts hinzuruft, gibt der Sache hier, und durch das ganze Werk, eine eigene Bezüglichkeit.

Es gibt Leute, welche den Lucrez auch vorzüglich seiner alten Ausdrücke, Worte und Endungen halber lieben, und in diesen etwas eigenthümliches Tieferes erblicken, das sich zum Theil zu einer gewissen veralteten Philosophie gar wohl schickt. Diesen scheint jede Übersetzung noch mehr als gewöhnlich dem Werthe des Originals zu benehmen, und sie wünschen, daß diese wenigstens mit gleichen alterthümischen Redensarten und Worten ausstaffirt sei, um tieferen Eindruck ihnen zu machen. Nachahmung dieser Art scheint mir aber nicht von richtigem Urtheil zu zeugen; man sieht ihr das Gesuchte leicht zu sehr

an, und Eine Sprache stimmt hierin nicht mit der andern in ähnlichen Ausdrücken und Worten zusammen. Alles aber, was **gesucht** scheint, ist der Natur jeder schönen Kunst schon von Haus aus zuwider. Zwischen dem **edeln Roß** und dem **nachgemachten** ist, wenigstens im Werthe, ein großer Unterschied. Überdieß ist dieser Schmuck unnöthig, wo die Derbheit des Ausdrucks und der Gedanken, wenn nur diese nicht vernachlässigt wird, hinlänglich genug den antiken Werth bezeichnet.

Das Urtheil des Cicero über die Gedichte des Lucrez (in seinem elften Briefe des zweiten Buches an Quintus), wenn er es nicht blos aus Gefälligkeit gegen seinen Bruder, wie Einige meinen, geschrieben hat, läßt sich aus dem Geiste und dem Charakter des großen Redners gar wohl erklären. Ihm mußte die Philosophie des Epikurus, ob er ihr gleich anfänglich zugethan war, bei seinem Ehrgeiz und seinen Rednerkünsten doch zuwider sein. Diese einfache Vorstellungsart, mit Verwerfung alles dessen, was blos zur Schminke in Worten und Werken gereicht, war nicht in dem Geiste des Römers. Es war ihm nie ganz um die Wahrheit zu thun. Übrigens gab ihm auch die Epikurische Philosophie durch viele ihrer Außenseiten, am meisten aber, wie es wahrscheinlich ist, durch den Mund ihrer Verfechter, zu viel Blößen, daß er nicht seinen Witz, dessen er sich so gern bediente, gegen sie hätte gebrauchen sollen, und fleißig bei jeder Gelegenheit auf sie ansticheln. So konnte ihm auch der gute Lucrez weniger Genie als Künstler scheinen, weil er doch einige der Lehren seines Meisters so **künstlich** vorgetragen hatte.

Zum dritten Buch.

Der Mensch mag immer noch Gründe finden, wodurch er die Beschränkung auf dieß Leben allein, wenn ihm auch weiter

keine Aussicht geöffnet wäre, nicht nur erträglich, sondern sich als ein Glück vorstellen kann. Erstlich sind wir nicht durch uns selbst, sondern durch ein Schicksal entstanden; und dieses Schicksal, so wie es Eigenschaften zugeführt hat, ohne daß wir *uns* deren Entstehung bewußt sind, so führt es auch solche hinweg, ohne uns den Verlust derselben merklich empfinden zu lassen. Als bloße Kinder des Schicksals sind die Menschen *wenig* unglücklich. Wir sehen es an den Völkern, die wir Wilde nennen. Sie begnügen sich mit Wenigem, empfinden den Schmerz geringer, alle ihre sinnlichen Functionen *sind leichter*, und sie fürchten den Tod nicht, als nur für den *gegenwärtigen* Moment.

Wo aber die Cultur des Geistes weitern Umfang der Seelenkräfte hinzugebracht und ein höheres Streben erweckt hat, da vermehren sich mit den zuwachsenden Fähigkeiten auch die Möglichkeiten der Gefahren, des Schmerzes und Unglücks; selbst der Leiden und Krankheiten des Körpers. Hier ist also zu wachen, daß das, was das Schicksal uns als *Fähigkeit zur* Vermehrung unsers Glücks beigelegt hat, nicht zur Verminderung desselben und zur Anhäufung unseres Unglücks und unserer Leiden gereiche.

Erstlich ist für den Körper durchaus die gehörige Sorgfalt zu tragen, daß solcher, als die Basis, worauf unsere Glückseligkeit und ihre Empfindung beruht, dauerhaft und fest werde; und wir werden vielleicht nicht übel thun, wenn wir uns hierin dem Zustande der Wilden etwas nähern. Dann wird es nöthig sein, unsere Kenntnisse mit dem Grade steigen zu lassen, wie wir uns dieselben durch den Gebrauch unserer Kräfte eigen machen können. Unbestimmte oder zu entfernte Ziele in ein schwaches oder nicht mit den gehörigen *Eigenschaften ausgerüstetes* Gemüth werfen, heißt entweder den Zunder auf dürres Reisig werfen, oder dem zarten Halme eine schwere Last anhängen. Die Geisteskraft bilde sich, wo möglich, in dem Maße der körperlichen Kraft, um einen vollständigen Menschen zu bilden.

Was nun die Einsichten unsers Geistes anlangt, so ist es vor Allem nöthig, daß sich der Mensch bei Zeiten mit dem Gange und Wesen der Natur bekannt mache. Er wird finden, daß sich kein absoluter Knoten in der Natur finde, der sich nicht, unter bestimmter Ansicht, auf eine angemessene Weise löse.

Was nun aber unsere Existenz und ihre Fortdauer anlangt, so ist dem Menschen, der sich nicht mit religiösen oder anderen Trostgründen behelfen kann, vorzüglich nöthig, daß er sich mit seinen Einsichten und Gefühlen auf das Weiteste ausdehne, und ganz in das Wesen der Natur eindringe. Er wird dieses selbst sogar in der fortdauernden Veränderung oder Abweichung von einer Erscheinung zur andern gegründet finden. Er wird sich also dem Gesetze, durch welches selbst nur seine augenblickliche Erscheinung möglich wurde, willig unterwerfen; und dann wird er sich in seinen Gefühlen, so viel möglich, dem Allgemeinen anzuordnen, sein Ich verständiger Weise in demselben aufzulösen suchen, und mit Demuth und Liebe alle Wesen ergreifen, die gleichsam nur die getrennten und veränderten Bestandtheile seiner eigenen Natur sind.

Zum sechsten Buch.

Es ist ein Zeichen einer starken, aber zugleich trefflichen Seele, wenn sie sich bei dem Leiden Anderer lange verweilen mag. Lucrez's Schilderung der Pest macht seinem Herzen wie seinem Geiste Ehre.

Der treffliche Wakefield hat uns bei seiner Herausgabe des Lucrez vorzüglich den Dienst geleistet, daß er den Dichter in ihm wiederhergestellt hat. Ein Tic der meisten Kritiker, und zum Theil der schärfsten unter ihnen, ist es, überall die Ausdrücke des Dichters auf einen bestimmten Sinn zurückbringen

zu wollen. So hat sich Lambinus an dem Lucrez gewaltig versündigt, der ihn meist aus den philosophischen Schriften des Cicero herzustellen suchte. Wie hat man sich nicht am Horaz und Anderen mehr versündigt, und durch allzu genaue Erforschung Stellen undeutlich gemacht, die der Liebling der Muse, ohne ihre Aufklärung, gar wohl verstand. Selbst der große Bentley hat hierin gar oft gefehlt. Nicht jeder wahre dichterische Ausdruck will mit allzu großer logischer Strenge aus einander gesetzt werden.

Die Art und Weise, wie Lucrez mit den aufgelösetsten Ideen das wirkliche Dasein der Dinge, die gegenwärtigen Gestalten und Erscheinungen derselben, durchaus durch sein ganzes Werk zu verbinden weiß, zeigt, wenn ich nicht irre, von seinem lebendig auffassenden Geiste. Er sieht in dem Gegenwärtigen das ganz Abstracte der Dinge, und in dem Abstracten zugleich wieder das lebende Gegenwärtige, in Einer Folge und Verbindung; und weiß Beides in seinem Gedichte meist immer passend und angenehm herbeizuführen. — Er sieht im Ganzen das genaueste Detail, und im Detail das Ganze. Das ist philosophischer Geist! —

Vorrede zur Übersetzung des Properz.

(1798.)

Es scheint in der That sonderbar, daß die Dichtkunst, die Schwester und Freundin jeder Wissenschaft und jedes Guten, nicht nur bei solchen, denen der Geruch der Rose und das Lied der Nachtigallen zuwider ist, nein, auch bei weisen und aufgeklärten Männern des Alterthums, Anklage und Widerspruch gefunden habe. Was Plato den Dichtern in seiner Republik zugedacht, ist hinlänglich bekannt; nicht viel gelinder urtheilt Cicero, und der gargettische Weise war kein sonderlicher Freund der Dichter, so wie sein feuriger Schüler Lucrez selbst öfter gegen sie geeifert hat. Die Ursache war, daß diese Männer ein System von Mäßigung und Leidenschaftlosigkeit in das Leben einzuführen gedachten, welchem die Moral der Dichter, besonders in ihren Fabeln, oft entgegen zu sein schien, und daß sie vielleicht selbst den Reiz ihrer Kunst zu sehr fühlten, als daß sie nicht ihren Einfluß auf die Gemüther hätten befürchten sollen. Sie klagten deßhalb die Dichter an, daß sie sich zu gefällig gegen den Aberglauben und die Vorurtheile der Menge bezeigten, ihre Leidenschaften, statt sie zu bekämpfen, zu unterstützen suchten, indem sie Helden und Götter selbst mit menschlichen Schwachheiten darstellten.

Was jene Dichter dagegen einwenden konnten, ist klar. Sie konnten sagen: unsere Pflicht ist, die Menschen zu schildern,

nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind, und wie wir sie finden; und, indem wir sie selbst mit Gebrechen oder im Übermaße ihrer Leidenschaften darstellen, verhindern wir dabei nicht, daß nicht die Folgen hiervon sichtbar würden; und auf diese Weise suchen wir das Gemüth zur gehörigen Achtsamkeit auf sich selbst zu bringen, und die Menschen zu den Schranken der Vernunft zurückzuführen.

Etwas beschwerlicher möchte nun freilich der Fall sein, wenn wir einen Dichter zu vertheidigen hätten, der, blos erotischen Inhalts, die Leidenschaft gleichsam selbst zum Gegenstande seiner Bewunderung und Verschönerung gemacht hat. Was könnte ein solcher wohl sprechen, wenn er vor jenes Tribunal der Weisheit und Mäßigung gefordert würde, und die Vertheidigung seiner Muse übernehmen sollte? — Ich bin ein Mensch, würde er ohne Zweifel sagen, und als solcher trifft und rührt mich, was Menschen rührt. Die göttliche Gabe der Dichtkunst hat mich gelehrt, das geistreicher auszusprechen und blühender hinzustellen, was bei euch nur alltäglich und gemein ist. Wie kann das zu tadeln sein, wozu Natur uns selbst anführt; und was ist glänzender in der Natur selbst, als Schönheit und Liebe? Nur der Hauch des Dichters, der sie Beide begeistert singt, mag sich ihnen an Anmuth und Zierde vergleichen. Und wie könnt ihr unsere geistigen Scherze verdammen? Sind sie es nicht, die selbst eurem Leben Anmuth, Erholung und Zierde verleihen müssen? Fragt darüber die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums. Fragt euren Plinius, einen Mann von strengen und heiligen Sitten, der selbst Consul war, und unter die ersten seiner Zeit gehörte *). Er wird euch sagen, daß er selbst dergleichen Scherze verfertigt, daß er sich derselben nicht schäme, und er wird euch Namen nennen, worüber ihr erstaunen werdet, die eben dergleichen getrieben. Werdet ihr euch nicht wundern, wenn ihr unter diesen die

*) Plinius Briefe, fünften Buches dritter Brief.

Tulliusse hört, die Brutusse, die Scävolas, die Torquaten sammt und sonders, den Annäus Seneca, divus Julius, divus Augustus, divus Nerva, J. Cäsar? Vom Nero will er nichts sagen, obgleich eine Sache dadurch nicht schlimmer würde, wenn sie auch ein Böser treibt; aber den Publ. Virgilius, den Corn. Nepos, den Accius und Ennius fügt er noch hinzu; Männer, die zwar keine Senatoren gewesen, aber nichts desto minder ein diesem Stande würdiges Leben geführt. Alle diese führt er an, als Verfasser dergleichen Scherze, oder versiculos, wie er sie nennt; und nun setzt er hinzu: ich treibe wohl Mehreres, was Manchem nicht gar zu ernsthaft scheinen möchte; ich gehe in die Schauspiele, sehe die Pantomimen, lese lyrische Dichter, und verstehe auch wohl diejenigen, die nicht gar zu genau in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit geblieben sind. Kurz, sagt er zuletzt, ich lache, spiele, scherze; und, mit Wenigem Alles zu sagen — ich bin ein Mensch! —

So weit Plinius, und der durch ihn sich vertheidigende Dichter. Da hier nicht von dergleichen versiculis die Rede ist, sondern von wahren Werken der Poesie, so ließe sich noch mehr zur Vertheidigung des Dichters anbringen, der den Gefühlen seines Herzens und seiner Phantasie gefolgt ist. Ein Gott, sagt er, ist es, der uns treibt. Dieser hat seinen Sitz in unserm Herzen; denn aus ihm kommen alle die Gefühle, die wir Götter nennen, und die uns als solche begeistern. Liebe und Schönheit, Lust und Schmerz, Muth und Tapferkeit, Bewunderung des Himmlischen und Irdischen, das ist der Olymp, der in unserm Herzen wohnt, und aus ihm springen alle die Götter hervor, die unser Leben beseligen, und die über das sonst trübe Dasein des Menschen Licht und Freude verbreiten. Wahre Poesie ist Bedürfniß nicht gemeiner Seelen, die Dinge zu dem Gleichmaß ihrer Gefühle zu erheben, oder sich selbst, durch Erhebung der Gefühle, den höheren Dingen gleich zu stellen. Man möchte sogar sagen, sie sei mit der Sprache selbst gleiches Ursprungs gewesen; denn gewiß kein träger Sinn war

es, der die Natur und Eigenschaft der Dinge bemerkte, und ihnen den Namen darnach gab. Bewegung und Ausruf mußten damit verbunden sein.

Um nun auf unsern Properz zu kommen, so hat nur Mönchsmoral und Heuchelei ihn von den Schulen und Kathedern ausschließen, und dadurch die nähere Bekanntschaft mit ihm etwas entfernen können. In seinen Gedichten ist nur wenig Anstößiges, und als Dichter steht er mit Horaz und Virgil beinahe auf derselben Linie, obgleich seine Muse, wie er selbst sagt, nur eine geringere ist. Seine Gedichte verdienen, so sehr als die vorzüglichsten Denkmale des alten Roms, ein ernstes Studium, da er überall die Empfindungen eines kraftvollen erfindungsreichen Geistes den strengen Gesetzen der Kunst untergeordnet hat. Hierin ist er dem Tibull weit vorgegangen, dessen Vers zwar gewöhnlich anmuthiger und gefälliger fließt, der sich aber mehr nur den freien Wallungen seiner Empfindung überläßt. Ist es hingegen das Werk einer dauernden Muse, seinen Gegenstand immer unter veränderten Ansichten, mit dem größten Reichthume und Reiz der Poesie hinzustellen, und jedes Gedicht, durch Maß und vollkommne Übereinstimmung aller seiner Theile, zu einem lebendigen Ganzen zu bilden, so verdient gewiß unser Properz den Vorzug vor ihm, und seine Gedichte haben, als bloße Kunstwerke betrachtet, einen unvergänglichen Werth. Es scheint, daß er im ersten, und auch noch im zweiten Buche seiner Elegieen, diese Simplicität der Formen sorgfältiger beobachtet habe; vielleicht hat sich in der Folge, mit dem Bedürfniß andere und höhere Gegenstände zu besingen, seine Vorstellung der Elegie geändert, oder er hat auch derselben absichtlich einen ausgebreitetern und mannichfaltigern Schwung geben wollen.

Was gegenwärtige Übersetzungen betrifft, so hatte ich schon vor mehreren Jahren versucht, den ganzen Properz in Prosa zu übersetzen. Ein Zeitpunkt, der durch seinen unglücklichen

politischen Einfluß jedes Herz erschütterte, und vor jede Phantasie nur Bilder des Schreckens und Abscheus malte, trieb mich, gelindere Gegenstände aufzusuchen, und diese Arbeit wieder vorzunehmen. Dazu reizte mich noch die eigene Vortrefflichkeit der schönen Elegieen, welche uns der erste Jahrgang der Horen gebracht hat, und die für unsere Sprache und Poesie eine neue Erscheinung machten. Sie reizten mich, die beschwerliche Aufgabe der elegischen Versart in unserer Sprache zu unternehmen, von der sie mir die Möglichkeit zeigten. Der Pentameter ist immer unserer Sprache unbequem, weil er, durch die wenige Abwechselung, die wir ihm verschaffen können, und durch öftern Mangel des freiern Ausganges der letzten Hälfte, gar leicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt.

Wie weit es mir zum Theil gelungen sei, mögen Andere urtheilen; mir selbst sind die Stellen nicht verborgen, wo ich dem Zwange der Nothwendigkeit habe folgen müssen. Denn in der That, ein properzisches Distichon immer wieder in die ähnlichen deutschen Zeilen zu schließen, ist eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierigkeit hat.

Übrigens ist seit einiger Zeit viel, vielleicht zu viel, über unsere Sprache und Sylbenmaße geschrieben und geklügelt worden, als daß es nöthig sein sollte, noch weiter etwas hinzuzufügen; sonst könnte es scheinen, man wolle, statt den Kern zu nehmen, sich lieber mit der Schale belustigen. Einige Bemerkungen scheinen aus der Natur der Sache und des Menschen selbst zu entstehen.

Eine Sprache ist eine feste bleibende Sache. Sie ist mit der Natur des Menschen, seiner Vorstellungsart und Empfindung innigst verknüpft, so daß, wer davon abweicht, unsere Empfindungsart gewaltsam verändert. So sehen wir, daß der größere Theil einer Nation Abneigung bezeigt, die zuweilen in Haß ausarten kann, blos gegen diejenigen, die eine verschiedene Sprache von ihm sprechen.

Jede Nation hat also ihre eigene Empfindungsart, durch ihre Sprache ausgedrückt; und jede Sprache hat ihren eigenen Wohllaut, dem Sinn und Organe der Nation angepaßt, die sie spricht. Daher fremden Wohllaut in unsere Sprache mischen, oder solche durch gezwungene Stellungen gleichsam verzerren, äußerst widrig ist.

Der Dichter dürfte dieß am wenigsten wagen; denn da er für die Gefühle spricht, und dem Zuhörer den in ihm selbst verborgenen eigenen Laut gleichsam nur abzulocken sucht, so beleidigt und verwirrt er sein Gefühl durch fremde und gezwungene Töne aufs Gewaltigste.

Nur wenn der Dichter Gegenstände auf eine Weise singt, die ein gelehrteres Ohr erfordert, darf er Abweichungen wagen; doch müssen solche nicht als Nothdurft oder Forderung erscheinen, sondern als ein Geschenk, von dem man den Gewinn sogleich gewahr wird.

Aller Vortheil scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß man die Sprache gut spricht, das heißt, auch gut ausspricht. Hierin hat die Natur einen gewaltigen Unterschied in das Organ der Menschen selbst gelegt; und hierin ist auch am meisten Verfeinerung und Verbesserung anzubringen. Wohl gesetzte Töne, wohl gesprochen, entzücken jedes menschliche Ohr; aber am meisten in der Sprache, die uns zugehört, und durch die ein reicherer Empfindungsquell uns zuströmt.

Bei Gedichten ist dieses Studium der Aussprache am meisten zu empfehlen, da sie durchs Ohr aufs Herz zugleich die Wirkung thun sollen. Zu dieser bessern und vollkommnern Aussprache unserer Verse haben Mehrere bereits gehörige Fingerzeige gegeben. Sie wird hauptsächlich auch darin mit bestehen, daß wir gleichgültigeren Sylben, zur gehörigen Zeit, einen vollern Ton zu geben wissen, vorzüglich nach gewissen Ruhepunkten, und daß wir das Rauhe und Schwere gewisser

Töne durch die Aussprache lindern. Nicht alle Härte übrigens ist Übellaut, so wie nicht immer das Weiche Wohllaut ist. Jene befördert zuweilen den Ausdruck; und was der Sprache eigen ist, muß man, wie in anderen Dingen, durch Gelindigkeit zu verbessern suchen.

Wir haben durch Nachahmung der griechischen und römischen Gesang- und Versweisen gleichsam den Harnisch der Alten angezogen. Einige kleidet er, wie Waffen des Achills; Andere thun sich vielleicht zu viel darauf zu gut. Möge er uns auch den Geist und die Kraft der Alten verleihen, damit eine glückliche Ära unter uns gebildet werde, und die Enge und Kleinseeligkeit entweichen möge, die noch überall den Geist unserer Nation zu beschränken scheint.

Von den Lebensumständen unseres Dichters ist nur wenig bekannt. Er lebte unter der glänzenden Epoche des Augusts, dreizehn Jahre jünger als Horaz, und neun Jahre älter als Ovid. Wahrscheinlich hat er sein Alter nicht hoch gebracht. Das Meiste von sich und seinem Leben hat er in der ersten Elegie des vierten Buches auf eine sehr künstliche Art angebracht. Seinen Freund Tullus, der ihn um seine Lebensumstände befragte, fertigt er, zu Ende des ersten Buches, mit einer Zeile ab, und füllt den übrigen Theil der ohnehin kleinen Elegie mit der traurigen Geschichte seines Freundes aus. Wahrscheinlich glaubte er, daß eine Erzählung der Lebensumstände noch keine Elegie mache.

Wir wollen sie hersetzen.

An Tullus.

Wer ich sei, mein Geschlecht, und meine häuslichen Laren,
  Fragst du, mein Tullus! Dir gibt trautere Freundschaft das Recht.
Sind dir Perusiens Leichen bekannt, des Vaterlands Gräber,
  Als Italien lag unter dem schweren Geschick,

Und die römischen Bürger, die Zwietracht unter sich aufrieb: —
Sei mir ewiger Schmerz, Staub des etruscischen Lands!
Hingeworfen auf dich, ließt du die Leiche des Freundes
Liegen; Unglücklichen deckst du die Gebeine nicht zu! —
Nahe daran schließt Umbria sich im flacheren Erdstrich;
Dieses hat mich erzeugt, reich an Gewächsen ein Land.

Zerstreute Blätter

und

Fragmente.

Über Friedrich den Großen.

Ich habe im Jahr 1763 bis zum Jahre 1773 unter Friedrich dem Großen in Potsdam zugebracht, und lebte, wie andere Officiere, in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem König. Manches fiel uns freilich auf, aber wir beugten uns vor der hohen Macht und Einsicht des Meisters. Läugnen kann ich indessen nicht, daß mir in der folgenden Zeit hie und da Zweifel aufstießen — daß nicht Manches anders sein könnte! — Da ich die Weisheit des Königs als den höchsten Punkt annahm, so deuchte mich es doch, als wenn eine menschlichere Herablassung und Gleichstellung noch größere Wirkung in einzelnen Fällen hervorbringen könnte. Nicht als wenn es dem großen König gänzlich daran gemangelt hätte. Er wußte sie sehr wohl zu gebrauchen; aber es war doch Etwas, was seine Person zu sehr von dem übrigen Haufen fern hielt. Bald möchte ich sagen, ein großer Weltmann sollte auch etwas Gemeines haben, das ihn mit den Übrigen verbände. Hievon schreckte aber die ganze Erziehung und Bildung des Königs ihn zu sehr ab, und leider die meiste Umgebung seiner Landeseingeborenen beförderte nur eine gewisse stolze Abneigung. Daher kam die Verachtung seiner Landessitten und Sprache, und sein Hingeben an die Ausländer.

Der König wurde eigentlich von Niemand geliebt, als von denen seiner Unterthanen, denen er wohl that, und die ihn

nicht kannten. Die Übrigen fürchteten ihn meist nur, und Furcht und Liebe vereinigen sich schwerlich zusammen.

Den Geist seiner Liebe trug er meistens nur auf seine Hündchen über.

Nachschrift. Ich wollte eben nicht, daß ein König dahin strebte, ein Autor zu sein. Das Studium zieht gewissermaßen von der Menschheit ab, und die Verskunst zumal macht launicht. Die größten Staatsmänner haben uns wenig oder nichts von ihren Schriften hinterlassen. Auch macht das Studium oft einseitig. —

Über Goethe.

Kunst und Wissenschaft war sein Element. Diese erhoben ihn. Mit Recht ist er durch diese verehrt.....

Hier ist ein kleiner Schattenriß von dem größten Theile seines Lebens. Das Übrige folgt nach. — Basta! —

— Goethe war Egoist im höchsten Grad: — aber er mußte es sein, denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte. — Wo es auf Kunst und Wissenschaft ankam, suchte er Alles sich anzueignen.

Man sagt, man müsse in Lebensbeschreibungen von Freunden nur die eminenten Seiten an den Tag bringen. Ich bin nicht ganz derselben Meinung. Wo gibt es ein Gemälde ohne Schatten, und wo existirt ein Wesen ohne Mixtur? — Ja, selbst die nachtheilige Seite eines Menschen erhöht oft seine vortheilhaften, oder hilft wenigstens sie zu erhöhen. Schatten und Licht, das bestimmt erst die Natur eines Menschen.

Auf, mein Herz! zweifle nicht! — Setze getrost dein Schicksal fort! — es wird dich zu keinem verderblichen Ende leiten. —

Was warst du, ehe du geboren warst? — Was wirst du sein nach deinem Tode? — Nimm den kurzen Zwischenraum des Lebens als ein gefälliges Geschenk an. —

Setze dich selbst nicht zu hoch in deiner Erscheinung, und laß dich auch nicht zu tief herabziehen durch Meinung Anderer, oder durch deinen eigenen ungeschickten Willen. Die Plagen des Lebens sind so groß nicht, wenn du sie standhaft erträgst, und dein Muth selbst macht dich glücklicher. Muth! — Muth! — Mache dir selbst keine Hindernisse! — Die Natur ist gerecht; sie steht dir bei, in Überwindung des Bösen.....

Laß dich vom Zufall nicht zu sehr betrüben! Setz' ihm deine Brust entgegen. Er ändert leicht zum Guten.....

— Wenn ich todt bin, so klaget nicht um meine Knochen! — Diese sind nicht Ich. Ich hatte sie nur zum Gebrauch. Wo der Geist nicht ist, da ist auch der Mensch nicht mehr. Ich war. Was ich sein werde, ist mir unbekannt, wie vor meiner Geburt. Das Schicksal waltet, dem alle Wesen unterworfen sind. Divinum opus. Es brachte die Menschen hervor, und weiß auch, wo es sie hinbringen wird.

Tugend ist das sichere Gepräge. Unter diesem Stempel geht nichts verloren. — Nur Muth zum Leben! —

Sieh' auf die Helden voriger Zeit! Sie setzten sich ihr Dasein durch eigenen Willen. Auf dem Wege des Rechten wird der Wille verfeinert.....

Die Menschen sind meist alle vermischter Natur. Ganz reine findet man nicht, aber auch nicht ganz böse. So wie die Chemiker die Bestandtheile der Luft erklären, so sind die Bestandtheile des Guten und Bösen im Menschen.

Eine ganz phlogistische Luft gibt es nicht. Ein Theil dephlogisirter und sechs Theile phlogistischer macht schon den Gebrauch möglich. So folgt es stufenweis. Zum sechsten Grad gelangt es nie.

Der Unterschied vom Leben zu den Büchern ist dieser: daß man in jenem täglich mit vollkommenster Decenz das ausüben sieht, was in jenen vorzutragen ein Gräuel wäre.

Fluch.

Mögest Du Deines Gleichen in Deinem Hause finden!

Man thut wohl, auf Frauen-Rath zu achten; aber man muß nie thun, was sie durchaus wollen. Eine Frau verlangt stets mit Sanftmuth und Milde, wann sie nicht fühlt, daß sie unrecht hat.

Wahrlich, ein Gott lebt in uns; er lebt in Jedem, der gut ist.

Sentenzen.

Wer Rath kann annehmen, ist zuweilen über den, der ihn geben kann.

Sei klug für heute!

Meine Liebe soll sich, wie Daphne, in einen Lorbeer verwandeln!

Die Sonne, die Licht und Wärme gibt, gibt auch Glanz.

Schwarze Kühe geben doch weiße Milch.

Aller Stolz ist defensiv, der Vertheidiger der Stelle, die leer ist.

Alle Wissenschaft ist eine Entwickelung. Man sieht es an Wahnwitzigen, die Dinge treiben, die sie nie gelehrt worden.

Auf dem Theater ist es, wie in der Welt. Es kommt nicht darauf an, was, sondern wie man es sagt.

Ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß die Talente in einer Mittelsphäre existiren, wo überhaupt das ganze Gebiet der Imagination ist. Höher oder tiefer senkt und erhebt sich das Gemüth nach dem Begriff eines vollkommnen Anschauens; aber das Mannichfaltige des wirksamen Talents erhält sich nicht in einer zu hohen Sphäre.

Bildung.

Nichts ist in der Natur für uns ganz absolut. Alles sucht sich zu verbinden, oder zu trennen. Wo Kräfte zusammen kommen, die in ihren Grundtheilen verschieden sind, da entsteht Krieg.

Wenn der Mensch ganz ohne Leidenschaften geboren wäre, so wär' er nur ein halber Mensch. Nichts Vorzügliches, nichts Großes würde sich in der Welt machen; selbst zu den gemeinen Geschäften, welche die Nothdurft des Lebens erheischt, würde er sich untauglich finden. Leidenschaften, sagt ein Dichter, sind die Winde des Lebens; sie sind die Triebfedern, wodurch das Leben zu einer höhern Vollkommenheit angespannt wird. Dieß Alles ist nun schon oft gesagt, und klar dargelegt. Die Frage ist nur, wie bei so vielen andern Dingen, welches die Leidenschaften seien, die mehr Nachsicht verdienen, und welches ungefähr ihr richtiges Maß sei?

Es wäre zu wünschen, daß sich ein tüchtiger Grammatiker damit abgeben möchte, alle die Sprachfehler der alten klassischen Schriftsteller zu sammeln und aufzuzeichnen. Man würde

daraus sehen, wie solche oft zur Schönheit ihres Styls beigetragen haben. Die Neueren sind leider viel correcter.

Für eine zarte, durch die Natur ausgezeichnete Seele ist es außerordentlich schwer, ja gleichsam unmöglich, ihr richtiges Verhältniß im Leben mit dem Dasein und der Ordnung der Menschen auszufinden. Alles, was sie als eine edlere und ausgezeichnete Seele unterscheidet, trennt sie eben dadurch schon von dem Gemeinen der Menschen; und die Bemühungen, die sie anwendet, sich selbst zu vervollkommnen und dadurch höher zu steigen, entfernen sie noch weit mehr von den gemeinen Bemühungen der Menschen. Leibnitz, der sich durch seine Verbindungen öfter bei Hofe zu befinden genöthigt fand, hat schon die Bemerkung gemacht, daß man daselbst mit dem Gemeinen der Hofleute entweder in gar keiner Gemeinschaft stehen müsse, oder daß man durchaus eines höhern und äußern Ranges bedürfe, um sie gewissermaßen unter sich zu halten, und dadurch das Gleichgewicht der verschiedenen Natur einigermaßen zu ersetzen. Dieß ist aber noch nicht Alles; es finden sich bei weitem schwierigere Punkte im Leben für ein edles zartfühlendes Gemüth, um sich, bei aller Anspruchlosigkeit, selbst bei großer Aufopferung, irgend in einem nicht erniedrigenden Gleichgewichte zu erhalten.

Wenn ich Geist, Kraft und Energie genug hätte, so müßten mich die Menschen kreuzigen. Das ist der wahre Prüfstein des Vortrefflichsten.

Mich deucht, die poetische Empfängniß ist dem Wiederstrahlen der Bilder aus einem geschliffenen Glase zu vergleichen. Wenn das Glas rein und eben ist, so zeigen sich die Bilder wie sie sind, und ihr Anblick ist erfreulich: dieß ist die gemeinste poetische Darstellung. Ist das Glas tief oder hoch, oder hat es mancherlei Flächen und Kanten, so verändern sich

die Bilder mancherlei und wunderlich, erhalten auch zum Theil einen höhern Glanz. Ist das Glas vollends rauh, uneben und schlecht geschliffen, so entstehen Bilder, wie wir sie bei einem großen Theile unserer Dichterlinge sehen.

Dieses ist nun von dem ersten Eindrucke der sinnlichen Bilder auf das Gemüth des Menschen, und gleichsam von der ersten Zurückstrahlung aus demselben nur zu denken. Es ist aber das menschliche Gemüth ein lebendiger Spiegel, der die ersten Eindrücke nicht nur in sich aufnehmen, sondern auch auf mancherlei Weise in sich bewahren, erhalten, ernähren, und mit tausend anderen schon in sich aufgenommenen Bildern noch erhöhen und vermehren kann. Darin besteht die höhere poetische Kraft. Ich muß ein Gleichniß aus meiner eigenen Erfahrung nehmen, das vielleicht, was ich mir hier denke, lebhafter bezeichnet.

Ich erinnre mich von meinen frühesten Kinderjahren an, daß ein Apfelbaum, der mit schönen grünen und rothen Farben in ein Nürnberger ABC-Buch gemalt war, meine Einbildungskraft lebhaft rührte. So oft ich bilderte und ihn ansah, so erwachten in mir Bilder des Reizes und des Vergnügens. Diese verstärkten und vergrößerten sich in mir mit den Jahren, so, daß daraus eine allgemeine Herbstliebe wurde; aber immer war doch der Apfelbaum, mehr oder weniger, der erste Grund meiner Neigung, an dem sich die anderen Bilder ansetzten. In ihm, wenn ich so sagen darf, steckte ein Lobgedicht auf den Herbst. So sieht man, daß größere Dichter aus einer schnellen, aber tiefen Wahrnehmung öfters ihre vorzüglichsten Werke entsponnen haben. —

Opinion publique.

Ich möchte sie die weitere moralische Atmosphäre des Allgemeinen nennen, so wie das Gewissen die engere Atmosphäre jedes Einzelnen ist. Jene ist mit mehrern und

unreinen Dünsten angefüllt; diese ist reiner, ihr Licht dauernd, obgleich schwach. Wenn beide zusammenwirken, so ist der Mensch auf dem höchsten Punkt seiner Vollendung zum Beifall oder zum Abscheu. Es läßt sich nicht gut ohne Eines oder das Andere leben. Das gute Gewissen hält seinen Schimmer in sich, wie der Glühwurm; aber ohne Zufluß von außen erstirbt er endlich doch. Es sind Personen, die ihre äußere Opinion in einzelne Wenige setzen können, und diese sind glücklich, wenn es Freunde von ihnen sind. Es ist schwer, auf Einzelne zurückzugehn, wenn man einmal in dem vollen Umkreis gestanden hat. Überhaupt aber ist der Trieb nach der Meinung von außen ein göttlicher Trieb im Menschen. Er macht uns zu wahren Mitbürgern, er setzt uns in Gemeinschaft mit einem allgemeinen Verstand und Erkenntniß, nach welchem wir Alle zu richten sind. Wir machen hiedurch das Geständniß hievon, und von einer innern Richtung nach dem Allgemeinen, nach welcher wir nicht einzeln und von Einzelnen, sondern von Allen und nach allen Seiten zu wollen beurtheilt sein. Dieß macht den Menschen zum Weltbürger, gleichsam zu einem allgemeinen abstracten Verstandeswesen. Freunde, Bekannte, eine Gesellschaft, eine Bürgerschaft, beurtheilen uns doch größtentheils nur nach den Beziehungen, die wir auf sie haben; der Verstandesmensch nimmt den Kreis seiner Beziehungen, seines innern Vermögens zusammen, fühlt und studirt die Gesetze des Allgemeinen, und nur von diesem kommt ihm die Stimme her, ob er recht oder widrig gehandelt habe. Daher das Streben nach allgemeinem Beifall. Der allgemeinste ist wohl, den uns Natur, und durch sie die Vernunft gibt. Da aber dieser nur durch die stille Zurückziehung und innere Prüfung unserer selbst kann erkannt werden, so kommt der wahre Beifall doch wieder auf das zurück, was wir anfangs Gewissen nannten, und auf diesem Wege den Beifall des Gewissens zu erhalten, ist die unverlöschbarste aller Leuchten. Ich meine, durch das Bestreben nach äußerm Beifall, nach

Erkenntniß und Prüfung des Allgemeinen und Richtigen, wieder in sich zurückgeführt zum Gefühl dieser Erkenntniß. Hier ist es nicht das Beschränkte, das auch einzeln auf Personen von Werth geleitet, und mit einzelnen Verdiensten unterstützt, den Werth des Gewissens machen kann; nein, es ist der Ausspruch der Wahrheit, der Natur der Dinge selbst. —

Psychologische Bemerkung.

Wenn ich Abends spät, bei einer etwas angestrengten Lectüre, schläfrig werde, so erscheinen mir, in einem Zustande zwischen Wachen und Träumen, Bilder von Gegenden und Stellen, an denen ich ehemals gewesen bin, und die sich mit der einladendsten Wärme ganz in der Nähe mir darstellen. Gewöhnlich sind es solche einzelne Flecken und Stellen, die mir auf Reisen oder auf einem langen Ritt vorgekommen sind, und bei denen ich ohne Zweifel aus Ermüdung eine ähnliche Sehnsucht des Schlafes verspürt habe. Da ich mir bei vollkommen wachem Zustande dieselben Orte nicht mehr mit Deutlichkeit vorstellen kann, ob ich gleich weiß, wo sie in der Periode meines Lebens mir erschienen sind, und in welche Gegend sie ungefähr gehören, so sind sie mir doch in dem Augenblicke der Erscheinung ganz gegenwärtig und nahe, verbunden mit dem deutlichsten Gefühle, daß ich schon ehemals da gewesen bin, und gleichsam als Wiederholung aus meinem Leben.

Ich glaube nicht, daß dieses als bloßes praestigium des Traumes zu nehmen sei, sondern daß wirklich bei gewissen Veranlassungen sich Eindrücke in mein Gehirn gemacht haben, die unter ähnlichen Umständen wieder rege und lebendig werden.

Was ist aber hievon zu denken? und welches mag die Natur und Beschaffenheit der Einrichtung und des Wesens sein, das so eigene Erscheinungen darbietet? — Herrscht ein einzelner Geist in unserm Wesen, warum ist ihm nicht Alles und immer,

wenigstens auf Erforderniß, gegenwärtig? Warum erscheint so Manches, und das Meiste fast, nur immer unter lokalen Umständen? Warum weiß ich heute nicht, was ich gestern wußte? Warum ist mir das heute, selber auf Verlangen meiner Seele, so fremd geworden, worin ich gestern einlebte, und das mir ein anderesmal wieder ganz nahe und lebendig wird? Sind nun die Coulissen anders gerückt, warum kann sie der mächtige Geist sich nicht zurecht rücken, und was sind das für Coulissen, die selbst das Bild, die Vorstellung, bewahren, nähren, erwärmen, und nach eigener Disposition wieder hervorbringen? Ist hier bloßes Verhältniß des Geistes und der Materie (wie man beide nennt) zu leiden und wirken gegen einander, und erscheint nicht vielmehr Ein zusammenwirkender allgemeiner Trieb, der durch die ganze Masse in jedem seiner Theile wesentlich verbunden ist, und nur durch Gradationen sich unterscheidet?

Aber weit mehr als dieß: was ist von der Natur und Beschaffenheit dieses Stoffes und seiner Einrichtungsfähigkeit zu denken, der solcher Erscheinungen Grund ist? Würde es nicht besser gethan sein, wenn unsere Philosophen, bevor sie ein unbekanntes Wesen, eine neue, gar nicht zu erklärende Natur, die Natur des Geistes (ein leeres Wort in dem Verstande, wie sie es gebrauchen) zum Urgrund aller dieser Erscheinungen nehmen, die Natur des Stoffes, die ihnen so nah liegt, lieber zu erforschen suchten, sie andächtig verehrten; so lange, bis sie wenigstens unumstößlich darthun könnten, daß keine seiner Eigenschaften ihnen verborgen geblieben sei.

Ähnliche Erfahrungen, wie die obigen, die ich an mir gemacht, sind mir von Mehreren bekannt, und tausende könnten gemacht werden, wenn wir selbst uns genauer beobachteten, wenn uns unser eigenes Wesen wichtiger wäre, und wir nicht durch Mangel an Scharfsicht oder geringschätzende Vorurtheile abgehalten oder verblendet würden.

Die Geschichte der Gräfin Lavalle (wenn ich mich nicht

im Namen irre) ist bekannt, welche bei einer Krankheit in ihren Wochen Nachts mit ihrem Mädchen die Bretonische Sprache sprach, die sie als Kind von sieben Jahren wußte, und von der sie nachher im gesunden Zustande fast kein Wort sich mehr erinnern konnte. — Wo lag denn die Kenntniß dieser Sprache verborgen? Im Körper oder im Geist? —

Je älter die Menschen werden, desto genauer erinnern sie sich der Geschichten ihrer ersten Kinderjahre. Ich hatte das Beispiel an meinem Vater, der nahe an neunzig Jahre alt wurde. Mit den steigenden Jahren wurden — wenn ich so sagen darf — seine Geschichten immer jünger. In seinen sechziger, siebziger Jahren erzählte er gern die Geschichten von zwanzig und dreißig; aber in den letzten Jahren seines Lebens waren ihm die frühesten Kindereindrücke die gefälligsten, die er mit großer Lebhaftigkeit der Gegenwart zu wiederholen pflegte.

Der Mensch, der sich, sein Dasein und Schicksal in Bezug auf das Ganze, Allgemeine und Unermeßliche betrachtet, kann wohl auf keine andere Weise in völlige Übereinstimmung und Ruhe mit sich und den Dingen kommen, als indem er seiner Persönlichkeit in Rücksicht auf dieses Allgemeine gänzlich entsagt. Anfang, Fortdauer und Ende, Alles ist ihm unbegreiflich, so lange er seine Persönlichkeit als einen festen Punkt in demselben annimmt. Nur das Ganze hat Wesen und Dauer, das Einzelne nicht. Sobald er sich blos als eine bestimmte Erscheinung in diesem ewig Wechselnden ansehen kann, so faßt er den rechten Punkt seines Daseins. Er lernt das Leben nach seinem wahren Werthe schätzen; setzt diesen nicht zu hoch und nicht zu tief an. Alles weitere Streben ist mit tausend Bitterkeiten, mit Ungewißheit, Zaghaftigkeit und Ohnmacht verbunden. Wer weiß, daß er nur eine Welle in dem ungeheuren Oceane ist, wird mit frohem Muthe steigen, und sich mit Ruhe und Gelassenheit wieder herabsenken können.

Dahin deuten ja wohl auch die tiefsten Erforschungen der Weltweisen und Gottesgelehrten. Was ist die „Gelassenheit in Gott" anders, als die Entsagung seines persönlichen Willens in Absicht auf unser Schicksal? Was kann den Menschen zuletzt beruhigen, er mag es sich so oder so denken? Alle religiösen Begriffe zielen da hinaus; nur daß man ihnen zuweilen ein sinnlicheres Unterbette gelegt hat, ein Einschieben unserer Persönlichkeit in die Persönlichkeit eines andern höhern Wesens. Dieses höhere Wesen ist aber die Natur selbst, und kein anderes gibt es. Dem Menschen war dieser Begriff zu allgemein, zu groß, er strebte nach etwas Sinnlicherm, das er glaubte fassen zu können.

Bete die Natur an; dieß ist deine Pflicht. Dieser Gottesdienst ist der größte, und faßt alle andern in sich. —

Glaube, so wie ihn unsere Philosophen zum Theil nehmen, ist doch wohl nichts, als Resignation seiner Persönlichkeit zu Gunsten eines Andern? Wer auf Vernunft resignirt, resignirt auf Persönlichkeit, und gibt sein Wesen hin auf Credit eines Andern. Indem wir unsere sinnliche Persönlichkeit zu erhalten suchen, verläugnen wir unsere rationelle.

Es ist schwer, den an sich personellen Menschen dahin zu bringen, daß er sich nur als einen Theil betrachte, ohne den das Ganze gar wohl bestehen kann, da selbst das Ganze, zu dem er, nach seiner Art, gehört, nicht durchaus nothwendig ist. Sein Ich selbst besteht nur in Relation auf sein gegenwärtiges System, wodurch er existirt. Hört dieses System auf, so hört auch das Ich auf, das schon im Leben durch Zufälle und Krankheiten, und selbst durch die Jahre sich mehrmals verändert.

Atheismus.

Ich bin schon oft über die Freigebigkeit entrüstet worden, mit welcher man das Wort Atheismus stempelt. Sie wollen nämlich die negativen Begriffe, die sie sich vom Wesen der Gottheit machen, zur affirmativen Persönlichkeit hinbringen, so wie man sie etwa in Kinderbüchern abgezeichnet findet, und dem, was sich nicht aussprechen läßt, eine bestimmte Figur geben. So, wer dem Unendlichen keinen Namen zu geben weiß, ist ihnen ein Atheist. Haben sie nicht selbst dem großen Denker Kant den Namen eines Atheisten beizulegen sich unterfangen?

Die Vorurtheile hängen dem Menschen an, wie das Moos den Bäumen. Wer sie mit Gewalt auskratzen wollte, würde dem Baume schaden. Der Mensch, der weiseste unter ihnen, lebt nur in Brüchen. In Brüchen von Angewohnheiten, Vorurtheilen, Leidenschaften u. s. w. Umgekehrt zu sagen, so ist seine Weisheit nur ein größerer oder minderer Bruch von Thorheit.....

Die größten Erscheinungen unserer Welt hat die Phantasie hervorgebracht. Durch sie ist der religiöse Eifer beinahe allmächtig und unüberwindlich. Man sehe die Werke der Morgenwelt. Was kann ihnen an Größe und Dauer gleichen? — Ich lese die Beschreibungen vom Capt. Seelys von den Tempeln von Ellora. — Man antworte!.....

Der Unterschied zwischen Materialismus und Spiritualismus muß schlechterdings aufgehoben werden, ehe man zur Wahrheit gelangen kann. Es gibt nur Ein wahres Wesen, oder es ist Alles Traum. Wer hat noch die Eigenschaften der Materie ergründet? — Immer nimmt man den

rohen Erdenkloß dafür an; aber weiß man denn nicht, daß der kleinste Theil der Materie seinen Umtrieb, gleichsam seine eigene Atmosphäre, in sich hat? — Auf was deuten uns Elektricität, Magnetismus, Galvanismus? — Das ist eine geistige Welt, die sich noch weit höher hinauf denken und annehmen läßt.....

Wir sollten unsere ganze Vorstellungsart umkehren. Wir fangen beim Geistigen an, und sollten da aufhören. Das Unterste bis zum Obersten in Einer Reihe folgen lassen....

So lange der Mensch nicht einsehen lernt, daß sich sein wahrer Existenzkreis in ihm selbst beschließt, und daß nur durch Vervollkommnung seiner selbst der wahre Zweck seines Lebens erreicht wird, so lange wird der Mensch in mehr oder weniger wilden Irrungen sich herumtreiben.

Dieses zu erlernen ist freilich schwer, und er wird eher tausend Scheinmittel gebrauchen, ehe er sich den klaren Eingebungen seiner Vernunft hinzugeben fähig sein dürfte.

Was ist zu machen? — Die Natur hat für ihn gesorgt, so daß er auch bei halben Wahrheiten und Täuschungen leiblich fortleben kann. Dann entstehen freilich die Klagen, die Mißverständnisse, die Trübsale und das Unglück der Welt. Aber so muß es wohl auch sein, und der Zustand der Welt besteht nur aus Mischungen!....

Lob und Tadel.

Das Lob liegt in den meisten Fällen des Lebens in den Händen der Frauen. Sie theilten in den Ritterzeiten den Preis aus, und noch buhlen die lobbegierigen Seelen am meisten um ihren Beifall. Rousseau sagt, nur das Weib erkennt, was der Mann werth ist; so wie der Mann gemeiniglich am richtigsten den Werth des Weibes beurtheilt. Dieß hat die Natur der Ehre beider Geschlechter hinzugethan, daß sie sich wechselsweise den Werth bestimmen. Läßt sich das Weib aus Sorg-

losigkeit, Trägheit oder Geistlosigkeit, Unbedeutenheit, Charakterlosigkeit und Caprice diesen Zweig aus den Händen fallen, so ist es um ihre Achtung bei dem männlichen Geschlechte, das Ehre liebt, größtentheils gethan. Sie verfällt in dumpfe Nullität, und wenn man sie, anderer Eigenschaften wegen, eben nicht verachtet, so setzt es sich herunter, daß man außer einem sinnlichen, fast keinen andern Antheil an ihr nehmen kann.

Die Erhöhung unserer selbst, durch einen gewissen Geisteswerth, liegt Allen, sogar auch dem Dummen, so ziemlich am Herzen. Wir mögen es sodann Eitelkeit u. s. w. nennen, das thut nichts; ein Jeder wünscht und will doch einen geistigen Werth haben. Wie glücklich hat es die Natur gefügt, daß sie diese Neigung noch durch den Geschlechtstrieb erhöht. Man mag in dem Auge derjenigen, die man liebt, durchaus nicht dumm scheinen. Hieraus entstanden oft, wo nicht die größten, doch die seltsamsten Handlungen. Gleichgültigkeit ist der Tod für eine gereizte Seele. Fühlen wir, daß solche ungerecht oder gar absichtlich ist, so ist Verachtung und Haß die sicherste Wiedervergeltung.

Benutzt also den Vortheil, der in euren Händen liegt, ihr edleren Gespielinnen des menschlichen Lebens! Zeigt euch nie gleichgültig, als wo ihr verachten dürft und müßt! Das Schicksal hat die Bande des menschlichen Lebens gar wunderlich zusammengehängt. Eins muß das Andere treiben, erhöhen, leben machen. Aber das Lob gehörig auszutheilen, ist freilich keine so ganz gemeine Sache.

Nachschrift. Bei Erziehung unserer Schönen kann es also so gleichgültig nicht sein, ob sie Bildung, Geschmack und Unterricht in mehreren Theilen der Kenntnisse erlangen. Ihr Geschlecht hat sie zu natürlichen Schiedsrichtern eines großen Theils der Verdienste des männlichen Geschlechts gemacht. Die ritterlichen Übungen in Waffen sind, vor ihren Augen wenigstens, größtentheils vorbei; was unter ihren Augen um den

Preis wirbt, sind Anstand, Schicklichkeit, innere und äußere Bildung und die Künste des Geschmacks. Sind sie hierin verwahrloset, so können sie auch nicht in den Bewerbungen der Männer um ihren Beifall urtheilen noch entscheiden. Dieß beraubt sie nothwendiger Weise wieder der Theilnehmung edlerer Männer an ihrem Beifall.

Achill hat nicht die von der göttlichen Mutter erhaltenen Waffen zum — Holzspalten gebraucht.

Wenn der Gott im Menschen ist, wer kann mit gewöhnlichen Waffen gegen ihn streiten? Es mag mir ein widriger Gott sein; aber ich muß göttliche Kraft gegen ihn erwecken.

Nichts ist wahrer, und mehr aus voller, inniger Überzeugung geschrieben, als der Ausspruch des Horaz: pars plurima hominum insanire. Das geht auch auf sonst recht verständige Leute, Tausendkünstler, Philosophen insonderheit, Frömmlinge und dergleichen. Ich lese Stolbergs Übersetzung des heiligen Augustin, und finde, daß ich mit einer solchen Art von Geistern, wenn ich mit ihnen zusammenkäme, wie eine Wand gegen die andere stehen würde, ohne daß wir uns einander mittheilen, viel weniger überzeugen könnten — so wackere Leute das auch sonst in ihrem Wesen und Thun mögen sein und gewesen sein.

— Und die Kunst des Lebens ist, dem Zufall so wenig als möglich anzuvertrauen, und doch den Sachen allen ihren freien Lauf zu lassen.

Digitized by Google

Wie Viele sind aus der Welt gegangen, ohne uns ihre Confessions zu machen, oder zu hinterlassen, die uns vielleicht eines ganz Andern belehrt haben würden, als wir in ihren Schriften finden? —

Die Stimme des Menschen allein vermag beinahe alle Charaktere zu repräsentiren. Dieselben Worte nehmen alle verschiedene Töne an. Wie viel liegt hieran beim Lesen! Du kannst dieselben Worte lächerlich und äußerst bedeutend vortragen. Man muß Charakter haben, und Charakter verstehen, um immer richtig lesen zu können. Wie Wenige verstehen sich aber auf das! — —

Homo est animal politicon — sagt Aristoteles. Das heißt mir so viel: der Mensch hat allein und für sich keine absolute Existenz oder vollkommenes Glück; sondern er erlangt solches erst im Zusammenwirken mit Anderen. Dieses ist Beides physisch und moralisch wahr. In jenem, nämlich im physischen Zustande, braucht er die Hülfe der Menschen auf mannichfaltige Art, und im moralischen, da er selbst beschränkt ist, aber nach Unbeschränktheit strebt, kann er diesen Trieb nur im Fortwirken mit Anderen beruhigen. Auf die Art, wie er seine physische Existenz durch Andere erhalten hat, so sucht er sie auch auf Andere fortzupflanzen, und hierdurch wird dieser Theil seiner Bestimmung erfüllt: gleichfalls wie er seine moralische Bildung größtentheils durch Andere erhält, sucht er sie auch wieder in Anderen zu verbreiten. So, deucht mich, kann sich der Zweck seiner Bestimmung vollkommen ausfüllen, und er braucht keine andere noch übernatürliche Hülfe dazu. Der Vater, der seine Kinder richtig und wohl zu einer bestimmten Lebensweise erzogen hat, kann ruhig unter seiner Familie sterben. Der Bürger, der seine Pflichten gegen den Staat oder sein Vaterland richtig und wohl erfüllt hat, sieht sich in dem fortkeimenden Glücke desselben immer wieder aufs Neue leben.

Er hat's empfangen, er hat's genossen, und gegeben. Er lebt in der Welle des Daseins. Ist sie höher gestiegen, so treibt sie sich weiter fort. Hierin ist sein Ruhm. Er hat nichts weiter zu sorgen: wo die Wasser hinfließen, fließt auch er hin. Weisheit ist es, wozu ihm auch die Natur selbst anräth, daß er ihr letztes Ende nicht erreichen will; daß er nicht mehr zu umfassen sucht, als ihm die Natur — oder die Umstände verliehen haben.

Diese edle Beschränktheit allein führt den Menschen zum wahren Glück; und ohne dieselbe kann er dieses nicht erreichen. Aber der Strom muß ihn auch führen; und ohne diesen wird die lauterste Welle zur Lache.

Deßhalb müssen die Menschen ein Vaterland haben, müssen Mitbürger sein, politische Thiere. Laß den Kosmopoliten auf dem Ocean schwimmen; der Strom der Flüsse ist wenigstens fruchtbarer. Aber allgemeine Theilnehmung ist nothwendig; durch sie besteht der Staat, und also die Menschheit.

Setze die Biene einzeln weg, und sie ist nicht dasselbe Geschöpf mehr. Fremder Reiz erweckt die innere Thätigkeit, die das Leben ist.

Herrscher und Führer, was denkt ihr Euch? und zu was ihr da seid? — Ein egoistischer Fürst — ist ein Unding. Ist er's aus Schwachheit? — nun, so bleibt er's; freilich verzeihlicher. Wär' er aber wirklich die Seele seines Staats — was wär' er dann? — Wahrlich haben nicht umsonst Völker göttliche Ehre für einen solchen ausgedacht. Er ist die Seele, der sichtbare Gott dieses Staats.

Nur in diesem Verhältnisse ist die Monarchie eine wahre göttliche Herrschaft. Aber sie ist so selten, daß sie kaum möglich scheint; und den Umständen nach ist sie auch nicht möglich. Wie kann der Eine für Alle gebildet sein, den nicht Alle — d. h. die Sorgfalt Aller — zu Einem gebildet haben. Nur Umstände könnten dergleichen Menschen erwecken; aber wo sind diese Umstände in dem Leben der Meisten? Wer irgend groß

geworden ist — man darf es keck sagen — der ist es hauptsächlich durch die Umstände geworden. Nehmt Heinrich den Vierten, nehmt Friedrich den Großen u. A. Aber menschlich groß wäre noch viel mehr. Hier ist Heinrich weit über Friedrich: aber die Umstände waren auch bei ihnen verschieden.

Ein Jeder aus dem Volke erziehe sich; denn das erzogene Volk erzieht den Monarchen — oder vernichtet ihn. Umgekehrt wäre es freilich leichter und besser: nämlich daß der Monarch sein Volk erzieht; aber beide Theile müssen zusammenwirken. Friedrich hatte ein zu rohes, knechtisches Volk. Er wurde zum Tyrannen: nicht aus Grundsätzen; aber durch üble Gewohnheit.

Ach, die halbcivilisirten Menschen! Wie leicht erreicht uns da der Ekel und die Verachtung! Und wo einmal Verachtung für die Menschen ist, da ist es aus mit aller liberalen Herrschaft. Der Tyrann ist fertig. Nur mehr oder minder üble Gewohnheit, Schwachheit oder Härte bestimmt den Grad seiner Tyrannei. Hütet euch, die Menschheit zu verachten! Ist diese nicht euer Heiligthum, so seid ihr nicht Priester, ihr werdet Mörder! Dünkt sich der Mensch, der die Herrschaft hat, über den Menschen, so betet er sein eigen Götzenbild nur durch Opfer Anderer an. Nie lasse die Menschheit diesen Fluch über sich erwachsen! Der Tyrann muß herunter! Er muß Menschen ehren lernen — oder die Menschheit ist in ihm verloren. —

Drei der neueren Nationen lassen sich vorzüglich in drei Punkten bewundern: die Engländer in ihren Karrikaturen, die Franzosen in ihren Vaudevilles, und die Deutschen — wenn ihr wollt, in ihren Oden.

Der sogenannte Materialismus, so verhaßt er auch dem Namen nach ist, hat mir doch schon manche gute Dienste gethan. Ich fordere wenigstens nicht zu viel von Menschen und ihren Dingen.

Keine Regierung in der Welt kann mit Recht die freien Nachforschungen eines edeln Geistes nach den ersten Grundsätzen der Wahrheit, unserer Bestimmung und Existenz, hindern noch verbieten. Der **Verstand** ist doch immer das höchste Apellationsgericht der gesammten Menschheit, und ihm darf sich keine Macht widersetzen, ohne sogleich den Titel und das Gepräge des **Unverstandes** anzunehmen. Nur die **Anwendung** von gewissen Prinzipien auf die gegenwärtige gesellschaftliche Verbindung mag, unter Umständen, einige Einschränkung leiden.

Anhang.

Digitized by Google

Zwei Briefe von Knebel

an den Geheimen Staatsminister

von Altenstein *).

1.

Jena, den 27. Juli 1823.

Euer Excellenz wissen wohl, wie es in der Welt geht. Wenn man auf einem hohen Posten steht, so sind so Viele, die sich hinzudrängen, und die hiezu auch einen entfernten Anspruch machen.

Dieses wird, wie ich hoffe, meinen gegenwärtigen Brief bei Ihnen entschuldigen.

---

*) Das großartige Freundschaftsverhältniß des Herrn geheimen Staatsministers von Altenstein zu Knebel hatten die Herausgeber noch immer durch Mittheilung der zwischen beiden Männern gewechselten Briefe näher umzeichnen zu dürfen gehofft, nachdem, dem ausdrücklich hinterlassenen Wunsche Knebel's gemäß, die Briefe des Herrn Staatsministers von Altenstein vor jeder Veröffentlichung Seiner Excellenz selbst zur Durchsicht vorgelegt worden. Nach der nun bestimmt gegebenen Äußerung müssen jedoch diese Zeugnisse einer merkwürdigen Gegenseitigkeit für jetzt ungedruckt bleiben, nicht weniger aus der Ansicht, weil die Wirklichkeit des stattgefundenen Verhältnisses den in jenem frühzeitigen Austausch niedergelegten Abdruck tiefbefreundeter Gesinnungen doch bei weitem hinter sich gelassen habe. Nur diese zwei Briefe Knebel's an seinen hochverehrten Freund haben anhangsweise noch mitgetheilt werden können. D. R.

Der Herr Consistorial-Rath Gruner, ein alter Freund und wohlverdienter Mann um hiesige Stadt und Polizei, ersucht mich, seinem Sohne, der Justiz-Commissär zu Cöln am Rheine ist, einen günstigen Zutritt bei Euer Excellenz zu verschaffen.

Ich kenne den jungen Mann eben nicht persönlich, und zweifle nicht, daß er einer günstigen Aufnahme werth sein sollte.

Da man keine Gelegenheit vorbeigehen lassen muß, um einem theuren Freunde und Gönner, wie Sie, vortrefflicher Mann, es von jeher gegen mich und die Meinigen waren, dasjenige anzuvertrauen, was uns am nächsten am Herzen liegt, so ist es dießmal die Besorgniß um meine guten Cousinen in Berlin, die, wie ich leider vernehmen muß, sich nach dem Tode ihres Bruders in sehr bekümmerlichen Umständen befinden sollen. Ich will mich in weitere Motive, die von dem allgemeinen Menschenwohl herzunehmen wären, nicht einlassen, ich wollte aber nur zu bedenken geben, wie Viele von dem Namen Knebel bereits in der preußischen Armee gedient haben, sich als brave Militairs betragen, und in diesem Dienste untergegangen sind, ohne für sich oder die ihrigen etwas vor sich gebracht zu haben.

Friedrich der Große belohnte die Verdienste meines seligen Vaters um das preußische Haus (als dieser noch Gesandter in Regensburg war) mit der freiwilligen Zusendung des Adeldiploms, und nahm bald darauf meinen jüngern Bruder zu sich als Leibpagen, der nachher als Capitän von der ersten Garde in der Campagne im Elsaß blieb. Mein älterer Bruder war General und Commandant in Kosel. So manche meiner Verwandten blieben in Schlachten, so wie der Sohn des kürzlich verstorbenen Obersten in der Schlacht bei Dennewitz....

Pietät ist in allen Ständen rühmlich. Kein Staat ist hiezu zu arm. Sie zeigt sich, wenn man die Verdienste in den Angehörigen noch erkennt, und manche Staaten geben uns hiezu ein rühmliches Beispiel....

Mit diesem angelegentlichen Wenigen erlauben Sie mir, daß ich mich und die Meinigen Ihrem fernern Wohlwollen empfehlen darf, als

Ihr

gehorsam ergebenster Knebel.

2.

Jena, den 14. November 1829.

Euer Excellenz gütige und liebreiche Geschenke sind mir vor wenigen Tagen zugekommen. Beschämt von Ihrer Güte, weiß ich dagegen nichts zu erwiedern, als meinen gefühlvollsten Dank.

Vor Allem habe ich mich doch erfreut an Ihrer Handschrift, die mir ein sicheres Zeugniß darlegt Ihrer wiederhergestellten Gesundheit. Der köstliche Wein hat uns sogleich zu dem Wunsch einer langen Fortdauer derselben begeistert, und das Bild des Mannes, den wir lieben und verehren, schien den Wunsch zu bestätigen.

Daß Ihnen der Himmel einen Ersatz für die schweren Leiden durch die Liebe und Verehrung so vieler guten Menschen hat geben wollen, dieses scheint für ein so wohlwollendes Herz, wie das Ihrige, ein billiger Ertrag: Wollten Sie meine und der Meinigen Wünsche diesen beisetzen, so würden Sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ohne Freundschaft würde der Mensch ein beschwerliches Leben führen. Das Gemüth braucht eine Stütze, und findet es solche nicht auf der Erde, so muß es sie im Himmel suchen. —

Wie verlangend wir sind, Sie und Ihre treffliche Schwester künftig einmal bei uns zu sehen, kann ich Ihnen nicht genug sagen. Dann werde ich Ihnen auch die Zweifel aufdecken können, die mich bisher zurückgehalten haben, eine Ge-

schichte meines Lebens zu schreiben. Unbedeutend, wie sie ohnehin in Betracht meiner Person sein könnte, könnten sich noch andere Schwierigkeiten finden. Zu dem fehlt es mir in meinen alten Tagen — denn ich trete nun nächstens mein 86stes Jahr an — an Rückerinnerungen meiner Jugendzeit, und man sieht nicht Alles in jedem Alter mit gleichen Augen an. Weit bedeutendern Männern, als ich bin, ist es in Weimar so gegangen. Wie oft nahm sich nicht Wieland vor, seine Lebensgeschichte zu schreiben! — und er hatte wirklich eine! — und ließ aus ähnlichen Gründen davon ab. Auch Herdern ging es so. —

Man darf nicht Alles sagen, so lange man unter Menschen lebt; nur die Hoffnung bliebe, daß man unter dem jetzigen Drange schreibsüchtiger Menschen bald in Vergessenheit gerathen dürfte.....

Ich habe Manches geschrieben, das ich mittheilen möchte; aber meine Denkweise müßte erst durch längeren Umgang geprüft werden. Ich bin, mit Recht, am meisten mißtrauisch gegen mich selbst.....

— Verzeihen Sie, theuerster, vortrefflicher Mann, daß ich so viel von mir selbst spreche! Aber Sie verlangten es ja; und wenn je in meine Lebensgeschichte ein Theil meines glücklichen Schicksals kommen sollte, so wäre es dieser: „daß der edelste Mann meines Vaterlandes auch mein Freund gewesen.“....

Doch ich will nun schweigen, und der gleichedeln Schwester meinen gebührenden Dank mit meiner schwachen Feder darlegen....

Knebel.

Gedruckt in der Fest'schen Buchdruckerei, in Leipzig.

Verlags-Anzeige.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen:

Knebel, K. L. von, Sammlung kleiner Gedichte. 4°.
Schreibpapier 16 Gr.
Druckpapier 12 Gr.

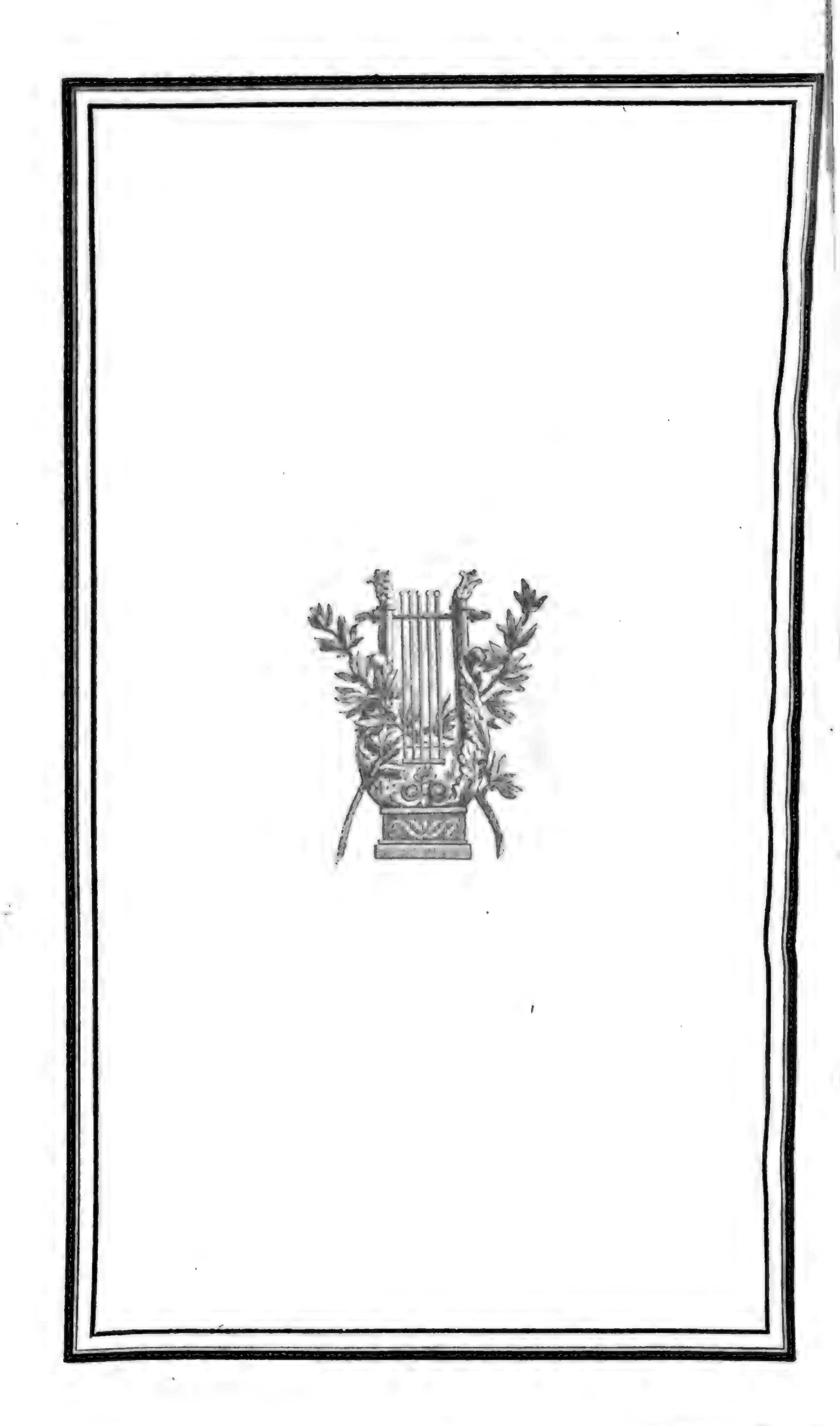
Properz, Elegien. übersetzt von K. L. von Knebel. kl. 4°.
Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.
Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Lucretius Carus, T., von der Natur der Dinge. übersetzt von K. L. von Knebel. Mit gegenüberstehendem lateinischem Text. 2 Thle. gr. 8°. Velinpapier 4 Thlr.

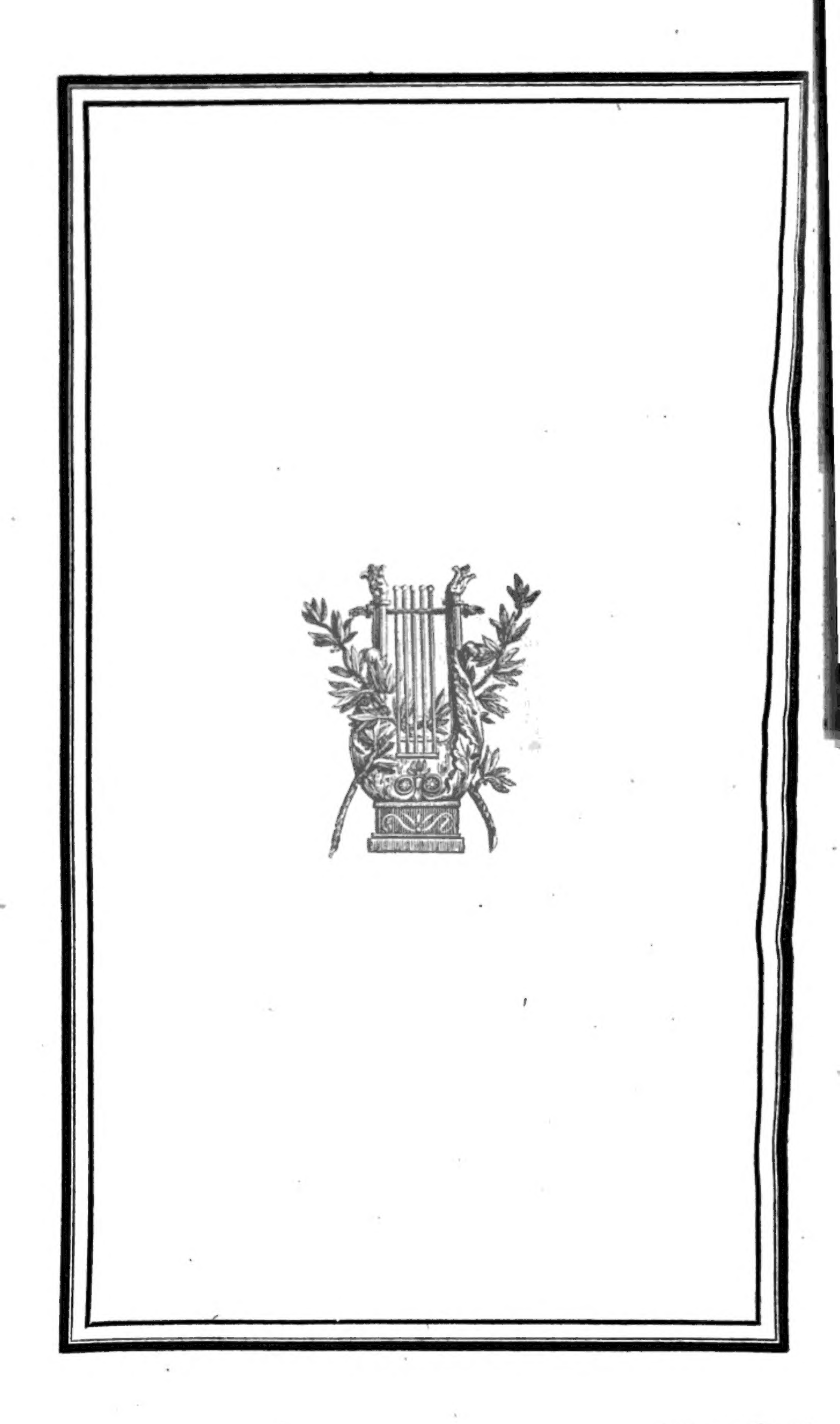
— — dasselbe ohne lateinischen Text. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. breit gr. 8°. Velinpapier 1 Thlr. 18 Gr.
Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google